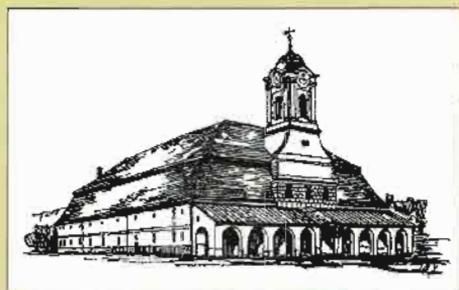
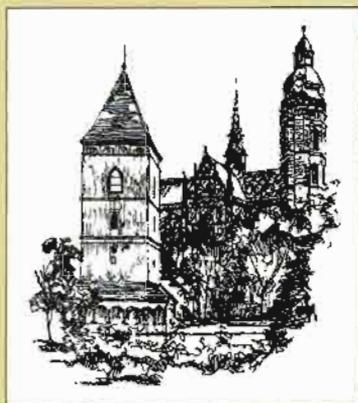
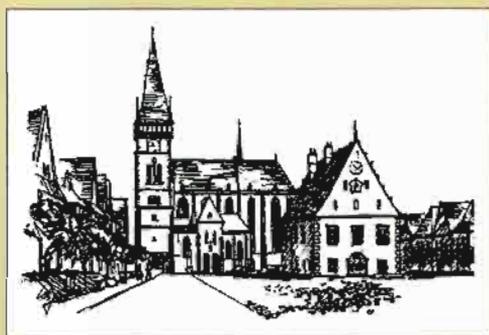
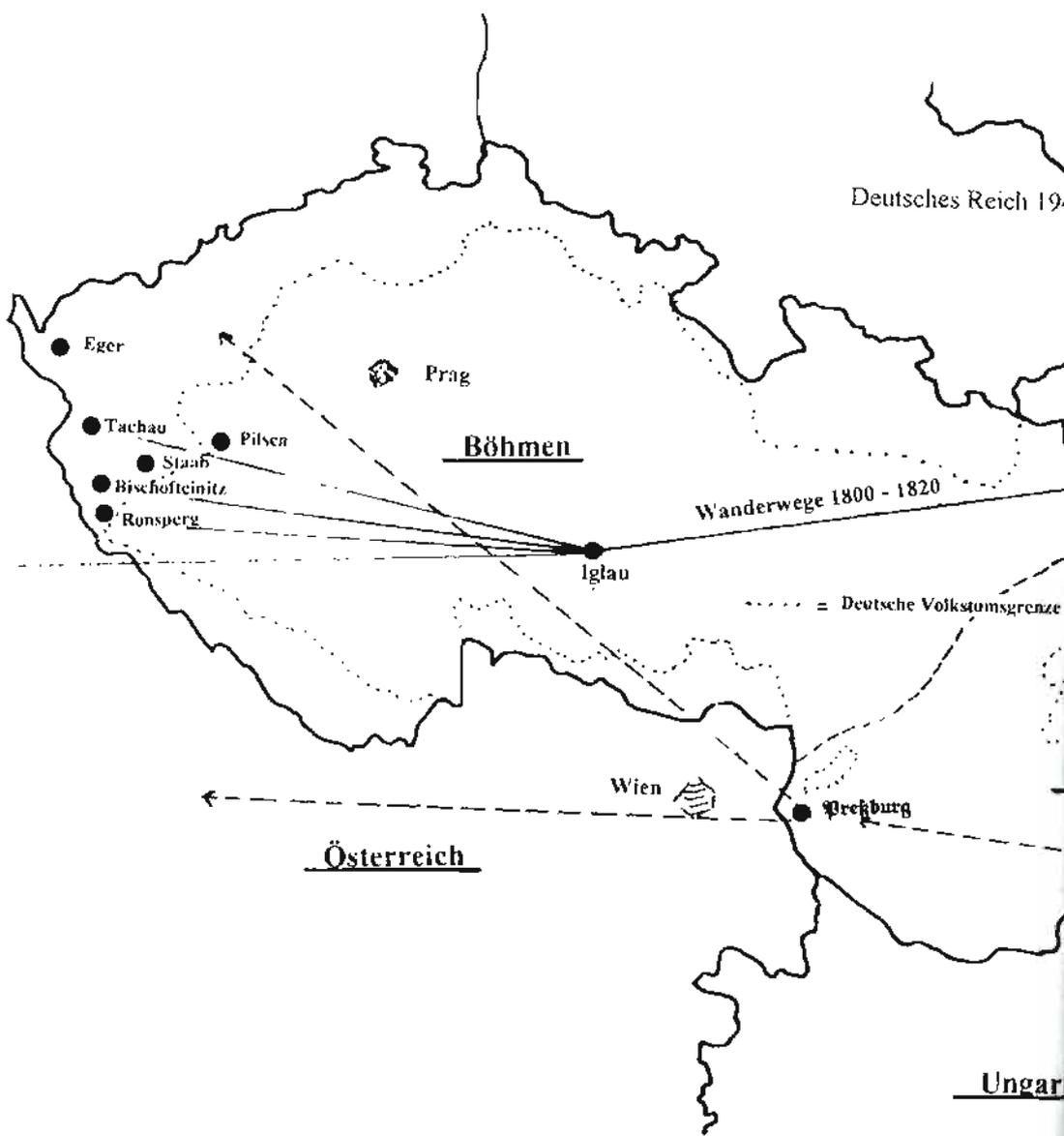


DEUTSCHE IN DER OSTSLOWAKEI



DEUTSCH-MICHALOK, KASCHAU
UND ANDERE SIEDLUNGEN



Die Wanderungen der Deutsch - Michaloker



JOHANN SCHÜRGER

DEUTSCHE
IN DER
OSTSLOWAKEI

DEUTSCH-MICHALOK, KASCHAU
UND ANDERE SIEDLUNGEN

HILFSBUND KARPATENDEUTSCHER KATHOLIKEN E.V., STUTTGART

Herausgeber und Verlag:
Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken e. V., Stuttgart
70184 Stuttgart, Stafflenbergstraße 44

Printed in Germany
Alle Rechte behalten sich Herausgeber und Verlag vor.
© Copyright 1997 by Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken

Federzeichnungen auf dem Umschlag von Dipl.-Ing. Karl Kiraly, Bad Überkingen

Druck: Gürtler-Druck, 91301 Forchheim

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit	11
Vorwort des Verfassers	12
<i>Deutsch-Michalok in der Ostslowakei</i>	14
Die Urheimat der Siedler	14
Welche Gründe veranlaßten die Egerländer und die Böhmerwälder, aus der alten Heimat auszuwandern?	16
Die geschichtliche Entwicklung der Siedlung	18
Deutsch-Michalok entsteht	18
Die wirtschaftlichen Verhältnisse von Anbeginn	23
Ein Nothaus entsteht	25
Die Erhaltung der deutschen Identität - Sorgen der Siedler um die schulische Ausbildung der Kinder	28
Das eigene Schulhaus	33
Gründung der Raiffeisenkasse	35
<i>Ein starker Glaube führte sie durchs Leben</i>	38
Das besondere Weihnachtsspiel	40
Michaloker Weihnachtsspiel	43
Herbergsuche	43
Die Hirten	53
Die Könige	63
Die Juden	66
Der Bauer	70
Die Anbetung des Kindes	72
Die Flucht	77
Der Kindermord	79
Die Verzweiflung	80
<i>Sitte und Brauchtum im Jahreslauf</i>	86
Das Neue Jahr	86
Hl. Dreikönige	88
Lichtmeß - Blasiussegen	89
Fasching	89

Aschermittwoch	90
Josefstag	90
Osterwoche	91
Palmsonntag	91
1. Mai	94
Bittage	95
Pfingsten - Fest des Hl. Geistes	95
Fronleichnam	96
Johannisfeuer	97
Wallfahrt	97
Kirchweihfest - Kirwa	98
Allerheiligen und Allerseelen	98
Kathrein (25. November)	99
Andreastag (30. November)	99
Adventszeit	100
Sankt Nikolaus	100
Die Weihnachtstage	100

Jugend- und Volkstumsarbeit in Deutsch-Michalok 103

Sitte und Brauchtum von der Wiege bis zum Grabe 107

Schwangerschaft	107
Die Geburt	107
Von der Taufe	108
Säugling	109
Kleinkind	109
Kleinstkinderreime	110
Kleinkinderspiele	111
Die Jugendzeit	111
Kinder- und Jugendspiele	113
Vermählung	113
Vom Sterben	119
Aufbahnen des Toten	119
Begräbnis	120

Die Bäuerin, der gute Geist des Hofes 122

Der Gemüse- und Gewürzgarten	122
Der Blumengarten	123

Der Obstgarten	123
Das Kochen der Hauszwetschgen	126
Bienenhaltung	127
Heilkräuter und ihre Wirkung	128
Brotbacken	129
Schlachttag	130
Federnschleißen	132
Mais- oder Kukuruzschälen	133
Die Nachbarschaftshilfe in Notfällen	133
Koch- und Backrezepte aus Deutsch-Michalok	134
<i>Militär- und Kriegsdienst</i>	138
Assentierung	138
Die FS (Freiwillige Schutzstaffel)	138
Der Heimatschutz	138
Die Waffen-SS - aus Pflicht wurde Zwang	139
Blutgruppenbild	140
Kriegsdienst im Zweiten Weltkrieg	142
Partisanenaufstand	143
<i>Von der Arbeit des Deutschen Kulturverbandes</i>	145
Die Volksbibliothek	145
<i>Wandernde Handwerker und fahrende Händler</i>	147
Der Obloker (Fensterschneider)	147
Der Drotar (Rastel- und Drahtbinder)	147
Der billige Jakob mit dem Bauchladen	148
Der Altwarenhändler	148
Stoffhändler (Umtroga)	148
Der Fellhändler	149
Der Geflügel- und Eierhändler	149
<i>Markttag mit Erlebnissen</i>	150
<i>Der Bergbau in Mernik</i>	152
<i>Die Landwirtschaft in der deutschen Siedlung</i>	153
Die Bodenbearbeitung	154
Die Düngung der Felder	154

Vor der Aussaat des Getreides	155
Die Getreideernte	156
Vom Dreschen des Getreides	157
Die Bewirtschaftung des Grünlandes	159
Die Heuernte	159
Der Anbau von Spinnstoffen	160
Der Anbau von Lein	161
Der Hanfanbau	161
Der Mohnanbau	162
Von Maßen und Gewichten	162
Förderung der Landwirtschaft	164
Die Viehhaltung	165
Die Rinderhaltung	165
Pferdehaltung	165
Schweinehaltung	166
Die Schafhaltung	166
Geflügelhaltung	167
Wassergeflügel	167
Jagd und Tierwelt	167
<i>Wetterverhältnisse in der Ostslowakei</i>	168
Bekannte Wetterregeln	169
Volkstümliche Wettervorhersagen	169
Alte Bauernregeln in Deutsch-Michalok	170
<i>Die Auswanderung</i>	172
<i>Der Michaloker Dialekt</i>	174
Einige Dialektsätze in der Umgangssprache	176
Zahlen	177
<i>Einwohnerverzeichnis von Deutsch-Michalok im September 1944</i>	179
Siedlungsplan von Deutsch-Michalok	189
<i>Eine intakte bäuerliche Lebensgemeinschaft hört auf zu bestehen</i>	190

<i>Kalnisch - Tochttersiedlung aus dem Tereschwatal, Karpatenukraine</i>	197
<i>Großmichel, slowakisch Michalovce, ungarisch Nagy Mihaly</i>	202
<i>Bartfeld, ein altehrwürdiges Kleinod in der Ostslowakei</i>	207
<i>Eperies, slow. Presov, ung. Eperjes</i>	212
Deutsche Orte um Eperies	219
Großscharisch	219
Siebenlinden	219
<i>Kaschau- Košice - Kassa</i>	221
Geschichtliche Entwicklung	221
Der Bau der Elisabethkirche	223
Die Reformation und Gegenreformation	226
Handwerkszünfte in Kaschau	229
Entwicklung der Kaschauer Bevölkerung von 1880 - 1930	230
Kaschau nach dem 1. Weltkrieg von 1919 - 1945	231
Gold Ida, slow. Zlata Idka, ung. Aranytka	235
Hammer - Košické Hámry - Kassahamor	235
Joos oder Jossau - Jasov - Jaszo	235
Moldau - Moldava - Szepsi	236
Herlein - Herlany	236
Neudorf - Košická Nová Ves - Kassaujalu	236
Salzburg - Solivar - Sovar	236
Zeben - Sabinov - Kisszeben	237
Quellenangaben	240

Zum Geleit

Von der einst recht weiträumigen deutschen Besiedlung der Slowakei im Mittelalter bestanden am Ende des Zweiten Weltkrieges nur noch drei teilweise geschlossene deutsche Siedlungsgebiete: Preßburg mit seinem Umland, das Hauerland, wie die Kremnitz - Deutsch-Probner Sprachinsel genannt - und die Ober- und Unterzips. Daneben gab es bedeutende Städte deutscher Gründung, in denen das Deutschtum bereits untergegangen war, aber auch erst in diesem Jahrhundert entstandene deutsche Streusiedlungen. Besonders an die Region jenseits der Zips ist hier zu denken. Wohl war Kaschau (Kosice) in der Ostslowakei als eine der größten und interessantesten Städte des Landes und als Garnison auch Sudetendeutschen bekannt, aber daß die Rechtsordnung dieser Stadt deutschen Ursprungs war und Deutsche zu ihrem Aufstiege zur wichtigsten Wirtschaftsmetropole des Ostens einen wesentlichen Beitrag geleistet haben, davon wußten nur wenige von uns. Die Siedlung Deutsch-Michalok war um die Jahrhundertwende von Egerländern und Böhmerwäldlern aufgebaut worden, die aus Galizien fliehen mußten. In Karnisch waren erst um 1930 deutsche Siedler zugezogen. Das grausame Schicksal der Vertreibung traf diese Landsleute besonders hart. Nachdem sie unter großen Opfern über wenige Jahrzehnte eine neue Heimat aufgebaut hatten, wurden sie bei Kriegsende in eine ungewisse Zukunft abgeschoben. Heute leben sie und ihre Nachkommen unter uns, eine große Zahl aber in Amerika. Daß sie trotz aller Gefährdungen in fremder Umgebung ihre Sitten und Gebräuche nicht vergessen haben, davon zeugt das gerettete Weihnachtsspiel.

Unser Metzenseifner Landsmann Johann Schürger, durch Ausbildung und berufliche Tätigkeit den Menschen der Siedlung Deutsch-Michalok, der Stadt Kaschau und ihrer weiteren Umgebung besonders verbunden, hat sich nun die mühevollen Aufgabe gestellt, mit dem vorliegenden Buch Licht in den Aufstieg und den Untergang des Deutschtums in der Ostslowakei zu bringen. Der Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken e.V. Stuttgart ist dem Verfasser und seinen Helfern für diese wertvolle Dokumentation besonders dankbar und übernimmt wieder die Herausgabe. Möge dieses Werk den Weg zu den vielgeprüften Landsleuten aus dem Osten unseres ehemaligen Heimatlandes und ihren Freunden bis nach Übersee finden.

Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken e.V. Stuttgart

Für den Vorstand

Siegfried Stang, stellvertretender Vorsitzender

Vorwort des Verfassers

Das Buch schließt an eine Reihe von Heimatbüchern aus dem Karpatenland Slowakei an. Es gibt Auskunft über die zerstreut lebenden Deutschen, die vor 1944 in der Ostslowakei zuhause waren. Es soll den Nachkommen als Beweis dienen, daß dort mehrere Nationalitäten friedlich zusammen gelebt haben und den ehemaligen Landsleuten möge es eine Erinnerung an die alte Heimat sein.

Das Hauptgewicht meiner Arbeit habe ich auf Deutsch-Michalok gelegt, wobei die kleineren Siedlungen, wie Kalnisch, Großmichel u. a. die gebührende Beachtung finden. Es ist angebracht, über das Wirken und Leben der bäuerlichen Bevölkerung in Michalok zu berichten, damit die gläubigen Menschen nicht in Vergessenheit geraten. Die Abgeschiedenheit der deutschen Siedler von den anderen deutschen Sprachgebieten trug viel dazu bei, daß sie Sitte und altgewohntes Brauchtum in Ehren hochhielten. Die Menschen hatten das Bedürfnis, alles, was von Geburt bis zum Tode und von Neujahr bis zum Silvestertag ihre Seele zum Klingen brachte, in besonders geprägten Formen zu begehen.

Es ist auch eine Selbstverständlichkeit, wenn man über die deutschen Siedler der Ostslowakei berichtet, dafür zu sorgen, daß die einst blühenden deutschen Städte, wie Bartfeld, Eperies, Kaschau, Salzburg, Zeben u.a. nicht vergessen werden. Hier ist besonders der kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen zu gedenken, die die deutschen Bürger dieser Städte für Oberungarn bzw. für die Slowakei leisteten.

Bei der Suche nach notwendigen Unterlagen und Auskünften fand ich eine liebevolle Unterstützung bei den Familien Barbara und Andreas Frankenberger, bei Klara und Josef Hoffer, bei Wilhelm Nedecky und seiner Tochter, Frau Haberzettel, sowie bei den Frauen Karolina Sachs und Sofie Kunz. Ihnen gebührt mein aufrichtiger Dank. Unterstützt haben mich auch die Familien Franz und Josef Blumer sowie Viktor Schmutzer. Außerdem Frau Krohn, Frau Ostermann, Herr Anton Zauner und die Geschwister Laub. Auch ihnen danke ich für die Mithilfe.

Zu danken habe ich auch drei Männern, die schon vor vielen Jahren Unterlagen sammelten, um über die Deutschen der Ostslowakei zu berichten. Dies waren: Regierungsoberinspektor Anton Müller †, Hauptlehrer Michael Hinke † und Gutspächter Karl Werner †.

Einen ganz besonderen Dank schulde ich Herrn StD Stefan *Weiszer* für die Mithilfe bei der Korrektur meiner Arbeit, für die vielen Zeichnungen und für den Entwurf des Einbandes. Ebenso danke ich herzlich Herrn Dir. Rupprecht *Steinacker*, der mir

mit Rat und Tat beistand und Herrn Rektor Adalbert *Wannhoff* für den Artikel über die Stadt „Bartfeld“.

Mein innigster Dank gehört auch der Leiterin der Musikschule, Frau *Margarete Breuer*, die es in vielen Arbeitsstunden - trotz mangelnder Unterlagen - fertig brachte, die Lieder des „*Michaloker Weihnachtsspiels*“ in Noten zu setzen, damit es wieder aufgeführt werden kann.

Eggenfelden, im März 1997

Johann Schürger

Deutsch-Michalok in der Ostslowakei

Im slowakischen Raum wurde um die Jahrhundertwende in der österreichisch-ungarischen Monarchie, östlich der Hohen Tatra, die letzte deutsche Siedlung in Michalok gegründet. Sie befand sich zwölf Kilometer nördlich der Bezirksstadt Vranov nad Topľou, Frönel a. d. Töpl. Die Grundstücke lagen 3 km von den umliegenden Gemeinden entfernt und wurden im Norden von Michalok, im Süden von Mernik, im Osten von Krakovce und im Westen von Slovenský Žipov begrenzt.

In diesem Gebiet lebten bis zum Ende des zweiten Weltkrieges vielerlei Sprach- und Volksstämme friedlich ohne Probleme zusammen. Zwar bezeichnete man den Raum noch als slowakisches Gebiet, jedoch die Umgangssprache der dort ansässigen Slowaken, die man auch „Hutoraken“ nannte, weicht von ihrer Schriftsprache ebenso ab wie die bei der polnischen oder ruthenischen Minderheit. Letztere nannte man auch Rusnaken oder Kleinrussen. Außer den bereits genannten Volksgruppen lebten in der näheren Umgebung der deutschen Siedlung Ungarn, Juden und Zigeuner. Zu diesem Sprachgewirr gesellten sich von 1918 - 1938 noch viele Tschechen, die hauptsächlich als Staatsbeamte dorthin versetzt wurden. Rückblickend kann man als Kenner des ostslowakischen Raumes mit ruhigem Gewissen behaupten, daß nirgends in Europa sich so viele Sprach- und Volksstämme berührten und vermengten, wie in den Ostbeskiden, südlich der Waldkarpaten.

Die Menschen lebten dort trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft, trotz der erheblichen Standes- und Berufsunterschiede, und trotz des oft verschütteten Nationalbewußtseins friedlich miteinander. Sie betrachteten den anderssprechenden Nachbarn als Bruder, mit dem zusammenzuleben ein so selbstverständlich natürlicher Zustand war, daß von Nationalhaß oder gar von Volkstumskampf nicht die Rede sein konnte. Es war, als hätte die Natur selbst dem Menschen ein friedfertiges Wesen mitgegeben, denn die Volksgruppen lebten in einer Atmosphäre der Gleichheit aller in der Gesamtheit beisammen. Ob dieser Raum schon damals die Gestalt des zukünftigen Europas darstellte oder angenommen hatte, wo alle Volksstämme friedlich zusammen lebten, ist schwer zu beantworten. Die mehr als vierzigjährige kommunistische Herrschaft dort ging nicht spurlos an der Umerziehung der Menschen vorüber.

Die Urheimat der Siedler

Durch die erste Teilung Polens im Jahre 1772 kam Galizien an Österreich und wurde der Donaumonarchie als „Königreich Galizien und Lodomerien Auschwitz

und Zátov“ einverleibt. Mit der Übernahme des dünn besiedelten und wirtschaftlich schwach entwickelten Landes hatte Österreich eine große Aufbauarbeit übernommen. Der Kaiserin Maria Theresia war es klar, daß dies nur mit Hilfe aufbaufähiger Kräfte aus dem Altreich zu bewerkstelligen sei, zumal ihr Land eine bis in alle Einzelheiten ausgebildete Erfahrung in der Kolonisation hatte und dies besonders in Südungarn.

Kaiser Josef II., der Sohn und Mitregent Maria Theresias, sah die Aufgabe in Galizien anders als seine Mutter. Er sehnte sich nach einem schnelleren wirtschaftlichen Aufbau des neu erworbenen Landes. Um selbst eigene Erfahrungen zu sammeln, bereiste er das Land 1780 als „Graf von Falkenstein“ und war von dessen Tiefstand erschüttert. Aus seiner Denkart heraus suchte er Hilfe zu leisten. Er war der Meinung, daß deutsche Bauern und Handwerker nicht als Herren, sondern als Lehrmeister und Kulturträger im Land wirken sollten.

Das Ansiedlungspatent des Kaisers vom 17. September 1781 und das Toleranzpatent vom Oktober des gleichen Jahres fanden besonders in der Pfalz, in Hessen und im Schwabenland große Beachtung. Die kaiserlichen Werber verstanden es, den kleinen Landwirten und den Häuslern die neue Heimat durch gute Erwerbsmöglichkeiten und Steuerfreiheit für Jahre verheißungsvoll anzubieten. Stark war der Widerhall, denn die Heimat sagte vielen nicht mehr zu. Schwer hatten sie unter den wirtschaftlichen Verhältnissen zu leiden und dazu kam, daß die Pfalz überbevölkert war. Kleinbauern und Handwerker, aber auch Abenteurer traten die Fahrt in das „Wunderland im Osten“ an.

Die Auswanderer, die durchwegs aus kinderreichen Familien bestanden, zogen in größeren Gruppen von Wien über Brünn nach Bilitz, wo sie galizischen Boden betraten. Zuerst mußten sie in Notunterkünften und Elendshütten hausen. Leider ergaben sich bei der Landzuteilung allerlei Enttäuschungen, denn diese erfolgte unter ihren Erwartungen. Nach der Bestimmung der königlichen Kanzlei sollten die armen Siedler „20 Karez“, das sind 6 Hektar Land, erhalten. Jene mit 200 Gulden 30 Karez und die mit 500 Gulden 40 Karez = 12 Hektar. Der Bau von Häusern war nach dem Aussiedlungspatent Aufgabe der Behörden, ebenso die Ausstattung des Hofes mit dem Viehbestand und den notwendigen Geräten, die für die Bestellung der Felder gebraucht wurden. Beschwerlich war der Anfang der ersten Siedlungsgemeinschaften. Galt es doch, aus Gestrüpp und abgeholztem Waldboden, aus sumpfigem und steinigem Brachland den Kulturboden zu gewinnen. Es waren harte Jahre, bis die Siedler die eigene Familie ernähren konnten. Doch ein hartes Schicksal hatte sie geformt und für ihre Aufgaben stark gemacht. Die Einheimischen nahmen teils staunend, teils neiderfüllt die Überlegenheit der fremden Siedler zur Kenntnis und begegneten ihnen mit Achtung.

Der frühe Tod Kaiser Josef II. war für die Ansiedler ein schwerer Schlag. 1790, kaum neunundvierzigjährig, schloß er die Augen für immer. Seine Nachfolger hatten nur ein geringes Interesse am Neuaufbau Galiziens. Für die Ansiedler folgten harte Jahre; sie hatten besonders 1809 zu leiden, als polnische Aufständler den größten Teil Galiziens überschwemmten und ihrem Haß gegen alles, was deutsch war, freien Lauf ließen. Als nach der Jahrhundertwende der Versuch eines neuen Anlaufs unternommen wurde, lag die Initiative weniger bei Kaiser Franz II. als bei seinem Bruder Erzherzog Karl, dem späteren Sieger von Aspern. Die neue Besiedlung vollzog sich in der Zeit von 1802 - 1840. Die neu festgesetzten Ansiedlungsbedingungen waren jetzt noch viel ungünstiger als unter Josef II. Außer dem Kaiser und dem Erzherzog haben auch polnische, ukrainische, deutsche und jüdische Grundbesitzer zur Besiedlung des Landes beigetragen, wobei bestimmt nicht die Absicht bestand, das Land zu germanisieren, wie vielfach von polnischer Seite behauptet wurde. Die neuen Besitzer von Grund und Boden sollten durch ihren Fleiß und modernen Bewirtschaftungsmethoden der Feldwirtschaft und durch gutes Handwerk und Gewerbe dem Land zur neuen Blüte verhelfen.

Im Jahre 1818 gründete Graf Potocki die Siedlungen Ludwikovka und Teresovka. Auf den Gütern des Karl von Stein entstanden die Dörfer, benannt nach den Familienangehörigen, Annaberg, Feliziental und Karlsdorf. Edler von *Sierakovski* gründete 1829 die nach seiner Tochter benannte Kolonie Angelovka. Auf den Gründen von Michael *Dobrowolskis* wurden die Kolonien Noweosilo und Michalovka angelegt. Die neuen Siedler kamen aus dem Sudetenland und bildeten eine nach Herkunft und Lebensform eigenständige Gruppe der Galiziendeutschen. In den sogenannten Waldkarpaten Galiziens fanden sie eine Landschaft, die nach Gelände, Wald und Klima ihrer alten Heimat entsprach. Die Heimat dieser „Deutsch Böhmer“, wie sie in den neuen Ansiedlungsorten genannt wurden, waren das Egerland, der Böhmerwald und zum geringen Teil die Oberpfalz. Auch diese Siedler haben die Erwartungen, die die Grundherren in sie gesetzt hatten, voll erfüllt.

Von 1811 - 1830 wurden 22 Stammdörfer mit rund 400 Familien gegründet. Hauptsächlich aus den oben angeführten Landschaften stammen die späteren Siedler Deutsch-Michaloks.

Welche Gründe veranlaßten die Egerländer und die Böhmerwäldler, aus der alten Heimat auszuwandern?

1. Als erste Ursache ist wohl die Armut in den Gebirgsgegenden zu nennen, die ihren Ursprung in dem großen Bevölkerungüberschuß hatte.

2. Mißernten, die besonders in den nassen Jahren in den höheren Regionen (700 - 800 m) öfter vorkamen, trugen dazu bei, daß in großen Familien Hungersnot herrschte.
3. Ein Grund für das Verlassen der Heimat war auch der Militärdienst. Aus den Familien der Armen wurden die wehrfähigen Söhne durch „Stellen“ oder „Einfangen“ zum Wehrdienst gezwungen. Hingegen brauchten die selbständigen Bauern und Handwerker, die einer Zunft angehörten, nicht einzurücken. Den jungen Burschen war klar, daß sie je nach Waffengattung drei bis zehn Jahre dienen mußten, wobei sie auch wußten, daß die Militärdienstzeit oft mit Schikanen, wie Stockschlägen, Kerker usw. verbunden war. Um aber all dem zu entgehen, gab es nur den Weg, nach Osten zu gehen und dort als freier Mensch eine Familie zu gründen.
4. Da die Hofteilung nicht üblich war, konnte nur ein Sohn die Wirtschaft übernehmen und die anderen gingen, außer einer kleinen Abfindung, leer aus. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als als schlecht bezahlte Knechte oder Holzfäller den Lebensunterhalt zu verdienen.
5. Der Knecht oder Landarbeiter konnte erst dann heiraten und eine Familie gründen, wenn er nachweisen konnte, daß er einen lebensfähigen Hof erbt oder kaufen kann. Damit wollte man erreichen, daß arme Familien der Gemeinde nicht zur Last fielen.

Vor der Abreise verkauften die Auswanderer alles, was sie nicht mitnehmen konnten. Sie packten die Habseligkeiten, wie Kleider, Hausrat, Lebensmittel, Gebetbücher und liebgewordene Andenken zusammen und verstauten sie auf den Ochsen- oder Pferdewagen. Die Reise führte über Schüttenhofen, Iglau, Tetschen, Krakau und entlang der Nordseite der Karpaten in das Kronland Galizien. Während der Wanderung mußten Rastpausen für Mensch und Tier eingelegt werden, um neue Kräfte zu sammeln und um Futter und Verpflegung für die Weiterreise zu beschaffen.

Da die Auswanderer in einem gemeinsamen Wanderzug nach Galizien kamen, konnten sie in kurzer Zeit zu Dorfgemeinschaften zusammenwachsen. Sie hatten es allerdings weit schwerer als die josefinischen Einwanderer, denn sie erhielten von ihren Grundherren meistens nur Land, welches urbar gemacht werden mußte. Die Siedler mußten den Aufbau ihrer Gehöfte, Kirchen und Schulen aus eigener Kraft bestreiten. Neben den hohen Abgaben mußten sie sich zu Robotleistungen verpflichten. Erst das Jahr 1848 brachte die vollständige Befreiung der Bauern aus der Abhängigkeit der Gutsbesitzer. Von nun an waren die Kolonisten, auch die auf den Privatgütern angesiedelten, frei von der lästigen Robotpflicht.

Die geschichtliche Entwicklung der Siedlung

Die Nachkommen der sudetendeutschen Auswanderer und auch die aus anderen Gauen Deutschlands fanden in der 3. und 4. Generation wegen Übervölkerung in Galizien keinen Grund und Boden, um sich sesshaft zu machen und eine Familie zu gründen. Sie waren daher gezwungen, das Elternhaus und damit auch die Dorfgemeinschaft zu verlassen und in einem anderen Ort der Donaumonarchie oder in Übersee eine neue Heimat aufzubauen.

Eines Tages erfuhr die siedlungswillige Jugend durch Vermittler, daß jenseits, am Südhang der Karpaten, ein Großgrundbesitz mit fast 300 ha verkauft wird und daß dort der Boden weit fruchtbarer und das Klima milder sei als am Nordhang der Karpaten. Dort könne man wertvollere Getreidearten wie Mais und Weizen und edlere Obstarten und -sorten anbauen. Die Kunde, daß in Michalok Felder und Wiesen verkauft werden können, brachte der Partieführer Johann Säkel, der mit seinen Holzfällern in den großen Buchenwäldungen in der Gegend von Michalok Bahnschwellen anfertigte, nach Ludwikufka mit.

Im Jahre 1899 kamen die ersten Siedler und kauften von einem reichen jüdischen Großgrundbesitzer namens Friedmann, Grund und Boden. Dies war nur möglich, weil er nach Budapest zu seinen drei Söhnen zog, die dort höchste Regierämter innehatten. Nun entstand im Laufe von einigen Jahren die deutsche Siedlung Michalok oder auch „Deutsch-Michalok“ genannt. Die Gründe lagen auf dem Areal der Gemeinden Mernik und Michalok, die damals Mereszpatak und Felsömihayi hießen. Als die Galiziendeutschen dort sesshaft wurden, bezeichneten die Slowaken sie als „Polaci“ und die dort lebenden Polen als „Schwabi“. Friedlich lebten nun Alteingesessene und Neusiedler nebeneinander, wie man es im Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn gewohnt war. Die Siedler waren zum größten Teil Nachkommen jener Egerländer und Böhmerwäldler, die im 18. und 19. Jahrhundert aus Wien nach Galizien berufen wurden. Ihre Namen wie Engelmann, Frankenberger, Hinke, Jany, Limberger, Magerl, Menzel, Mühlbauer, Neddecky, Reiter, Seitz, Säkel, Wierl u. a. sind heute noch im böhmisch-bayerischen Grenzgebiet anzutreffen. Inmitten dieses Sprachgewirrs vieler Volksgruppen existierte ein halbes Jahrhundert lang eine rein deutsche Siedlung, in der bis zur großen Deutschenverfolgung im September 1944 ein kaum verfälschter Egerländer Dialekt mit Böhmerländer Einschlag gesprochen wurde.

Deutsch-Michalok entsteht

Die Siedlerfamilien kamen hauptsächlich um die Jahrhundertwende aus den Orten „Galiziens“ (Südpolen), heute Ukraine.

Annaberg, Bezirk Stryj:

- 1903 *Limberger* Franz und seine Frau bauten ein Nothaus aus Lehmziegeln und kauften 8 Katastraljoch Feld und Wiesen. Nach ihrem Tod erbten den Besitz Sohn Edmund und Barbara, geb. *Seitz*.
- 1904 *Schmutzer* Eduard und Therese, geb. *Seitz*, bauten ein Nothaus aus Lehmziegeln und kauften 5 Kat. Joch Feld. Sie übergaben den Besitz 1922 an Sohn Anton und Anna, geb. *Wirschbitzky*.

Feliziental, Bezirk Skole:

- 1901 *Keim* Bartolomäus und Frau Johanna bauten ein Nothaus aus Holz und Lehmziegeln und erwarben 9 Kat. Joch Feld und Wiesen. Sie verkauften den Besitz 1903 der Familie *Magerl* Wenzel und übersiedelten nach Amerika. 1919 übernahmen die Wirtschaft Sohn Adolf und Josefa, geb. *Reiter*.
- 1904 *Nedecký* Johann und Josefa, geb. *Seitz*, bauten ein Haus aus Holz und Lehmziegeln und kauften 3 Kat. Joch Feld. 1925 übergaben sie den Besitz an den Sohn Josef und Ludmila, geb. *Hilgart*. Die Familie *Nedecký* stammt aus Göllnitz/Unterzips. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts sind zwei Brüder nach Feliziental ausgewandert, wo sie in einem Sägewerk beschäftigt waren.
- 1902 *Seitz* Michael und Frau, geb. *Wierl*, kauften 12 Kat. Joch Feld und Wiesen und bauten ein Nothaus. Sie übergaben den Besitz an die Söhne Josef und Michael und deren Familien.
- 1903 *Wierl* Karl und Barbara, geb. *Seitz*, bauten ein Haus aus Holz und Lehmziegeln. Sie besaßen 10 Kat. Joch Feld und Wiesen. Die Wirtschaft erhielten 1927 Sohn Josef und Maria, geb. *Schreier*.

Machlinetz, Bezirk Židaczov:

- 1913 *Menzel* Leopold und Frau kauften von *Hrycaj* Jakob Haus und 15 Kat. Joch Grund. 1934 erhielten die Wirtschaft Sohn Edmund und Anna, geb. *Szabo*.
- 1913 *Menzel* Michael zog mit Frau Katharina, geb. *Drechsler*, nach Michalok. Sie kauften den Besitz vom Schwager Anton *Hink* und betrieben zusätzlich noch eine Nagel- und Hufschmiede.
- 1906 *Dobner* Edmund und Emilie, geb. *Seitz*, besaßen keinen Bauernhof. Er verdiente sein Geld als Wald- und später als Grubenarbeiter. 1932 erbauten sie ein Wohnhaus.

- 1908 *Mühlbauer* Johann und Maria, geb. *Dobner*, betrieben eine kleine Landwirtschaft, die sie von *Bäumrich* Franz gekauft hatten, der nach Amerika auswanderte.

Ludwikuvka, Bezirk Dolina:

- 1900 *Fichtl* Josef und Anna, geb. *Säkel*, bauten ein Nothaus aus Lehmziegeln und kauften 21 Kat. Joch Feld und Wiesen. Erbe des Besitzes wurden *Säkel* Josef und Barbara, geb. *Hilgart*.
- 1900 *Hilgart* Johann und Frau bauten ein Nothaus aus Holz und Lehmziegeln und erwarben 15 Kat. Joch Feld und Wiesen. 1924 erbten den Besitz die vier Söhne, die die Schwestern auszahlen mußten.
- 1900 *Hink* Anton und Maria, geb. *Menzel*, verkauften die Wirtschaft 1913 an Michael Menzel und wanderten nach Amerika aus.
- 1903 *Hink* Ignaz und Maria, geb. *Schiratzky*, bauten ein Nothaus und erwarben 15 Kat. Joch Grund. 1941 übergaben sie davon die Hälfte an Sohn Anton und Maria, geb. *Hrycaj*.
- 1900 *Hink* Johann und Stefanie, geb. *Reiter*, bauten ein Haus aus Lehmziegeln und erwarben 11 Joch Feld und Wiesen. Die Wirtschaft verkauften sie 1913 an *Hrycaj* Johann und Margarete, geb. *Menzel* und wanderten nach Amerika aus.
- 1900 *Hink* Josef kaufte als Witwer ein Nothaus und 15 Kat. Joch Grund vom Gutsbesitzer *Friedmann*. Nach einigen Jahren verkaufte er die Wirtschaft dem *Werbitzky* Ignaz. Dieser verkaufte wiederum an *Hoffmann* Ladislaus und ging in die alte Heimat zurück.
- 1900 *Hoffmann* Karl und Frau bauten ein Nothaus aus Lehmziegeln und erwarben 5 Kat. Joch Grund. Nach dem frühen Tod ihres Mannes verkaufte die Frau den Besitz an den Slowaken Johann *Mihouc*.
- 1900 *Hoffmann* Michael und Frau Marianne, geb. *Hink*, bauten ein Nothaus aus Holz und Lehmziegeln und kauften 25 Kat. Joch Feld und Wiesen. Die Wirtschaft übergaben sie 1924 dem Schwiegersohn *Hoffmann* Ladislaus, früher *Sokolovksy*, und seiner Frau Regina.
- 1900 *Magerl* Josef und Frau, geb. *Hilgart*, bauten ein Nothaus und kauften ca. 25 Kat. Joch Grund. Den Besitz übergaben sie 1914 dem Sohn Josef und Therese, geb. *Seitz*.

- 1903 *Kreuzer* Johann baute ein Nothaus aus Lehmziegeln und erwarb 8 Kat. Joch Grund. Den Besitz verkaufte er 1906 an *Hrycaj* Jakob und Ludmilla, geb. *Langfeltner*, und zog in die alte Heimat zurück.
- 1904 *Laub* Franz und *Hermine*, geb. *Wierl*, kauften die Wirtschaft von *Hoffmann* Wenzel, der nach Amerika auswanderte.
- 1900 *Pfeifruck* Jakob verkaufte den Besitz an *Chwastiak* Theodor und Frau, die 1910 nach Amerika zurückkehrten. Die Gesamtfläche des Hofes betrug ca. 26 Kat. Joch Feld und Wiesen. Die Familie *Pfeifruck* kehrte ins Dorf Nowcoškole (Galizien) zurück. Die *Chwastiak* waren die Eltern von Peter und Michael *Kunz*.

Schudowa, Bezirk Czernowitz (Bukowina-Rumänien):

- 1903 *Schreier* Adolf und Frau besaßen ein Nothaus aus Holz und Lehmziegeln. Sie erwarben ca. 10 Kat. Joch Feld und Wiesen. Die Wirtschaft erbten die Söhne Adolf und Rudolf.
- 1903 *Schreier* Rudolf und Frau bauten ein Nothaus und erwarben ca. 16 Kat. Joch Feld und Wiesen. Nach ihrem Tod erbten die Söhne den Besitz. Diese rissen das alte Haus ab und bauten jeder für sich auf der Flur „Dobraska Vrch“.

Nadworna, Bezirk unbekannt:

- Stachus* Michael und Elisabeth, geb. *Pfeifruck*, verkauften 1906 das Nothaus und 8 Joch Grund an die Familie *Güntner* Franz und wanderten nach Amerika aus.
- 1900 *Tengelmann* Mathias und Anna, geb. *Palitschak*, verkauften 1933 ihr Nothaus und 8 Kat. Joch Feld an *Menzel* Isidor und Maria, geb. *Säkel*, und gingen nach Amerika.
- 1906 *Güntner* Franz kaufte das Nothaus von *Stachus* Michael. Er verkaufte den Besitz an *Seitz* Johann und Maria, geb. *Menzel*, und wanderte nach Amerika aus.

Suranov, Bezirk Žydaczof:

- 1903 *Kosyra* Franz und Frau haben 1912 das Nothaus und 3 Kat. Joch Grund an Sohn Franz und Maria, geb. *Schmutzer*, übergeben.
- 1903 *Kraus* Franz und Anna, geb. *Reiter*, besaßen ein Nothaus und 3 Kat. Joch Feld. Den Besitz übernahm Sohn Franz. Er verkaufte an *Säkel* Johann und zog mit seiner Frau, die Slowakin war, nach Žipov.

- 1908 *Schmatzel* Josef und Frau *Topalovka*, bauten ein Haus aus Holz und Lehmziegeln und besaßen ca. 6. Kat. Joch Grund. Den Besitz erbten die Söhne *Edmund* und *Rudolf*.
- 1900 *Säkel* Josef und *Therese*, geb. *Seitz*, bauten ein Nothaus aus Holz und Lehmziegeln und erwarben 27 Kat. Joch Feld und Wiesen. Den Besitz übergaben sie 1914 an Sohn *Johann* und *Katharina*, geb. *Pfeifruck*.
- 1906 *Sopkowitsch* *Andreas* und *Camila*, geb. *Sokolovksy*, bauten ein Nothaus und erwarben ca. 6 Kat. Joch Grund. Neben der kleinen Landwirtschaft verdiente er sein Geld als Waldarbeiter.

Masurovka, Bezirk Žuranov:

- 1903 *Jany* *Georg* und *Maria*, geb. *Schiratzky*, bauten ein Nothaus aus Lehmziegeln und besaßen ca. 3 Kat. Joch Grund. Den Besitz verkauften sie 1929 an *Säkel* *Johann* und Frau und zogen zum Sohn *Franz*.
- 1900 *Hrycaj* *Jakob* und *Ludmila*, geb. *Langfeltner*, bauten ein Nothaus aus Lehmziegeln und kauften 15 Kat. Joch Feld und Wiesen. Sie verkauften den Besitz an *Leopold Menzel* und Frau.
- 1900 *Hrycaj* *Ignaz* und *Maria*, geb. *Raab*, bauten ein Nothaus aus Holz und Lehmziegeln. Sie erwarben 20 Kat. Joch Feld und Wiesen. Den Hof übergaben sie 1908 dem Sohn *Peter* und *Cäcilie*, geb. *Hink*. Diese kauften später nochmals 25 Kat. Joch Grund.
- 1900 *Hruby* *Karl* und *Maria*, geb. *Blumer*, besaßen ein Nothaus und ca. 3 Kat. Joch Feld. Sie verkauften den Besitz an *Franz Kosyra* und zogen in die Kreisstadt *Vranov*.
- 1903 *Reiter* *Georg* und *Therese*, geb. *Peternek*, bauten ein Nothaus und besaßen 3 Kat. Joch Grund. Nach ihrem Tod erbten den Besitz Sohn *Edmund* und *Maria*, geb. *Nedecky*.
- 1903 *Reiter* *Michael* und *Katharina*, geb. *Jakob*, bauten ein Nothaus und erwarben ca. 35 Kat. Joch Feld und Wiesen. Den Besitz erbten die Söhne *Gustav*, *Ignaz*, *Josef* und *Vincent*.

Noweoskole, Bezirk Skole:

- 1908 *Engelmann* *Andreas* und *Cäcilie*, geb. *Hrycaj*, bauten ein Nothaus und kauften 12 Kat. Joch Feld und Wiesen.
- 1900 *Frankenberger* *Mathias* und seine Frau übergaben das Nothaus und ca. 12 Kat. Joch Grund an Schwiegersohn *Hricaj* *Karl* und *Therese* und zogen zum Sohn *Johann*.

Valaoblanica, Bezirk Stryj:

1902 Blumer Michael und Caroline, geb. Magerl, kauften 4 Kat. Joch Feld und bauten ein Nothaus aus Lehmziegeln.

1 Katastraljoch = 5760 qm = 0, 5756 ha

Das Land „Galizien“ (Südpolen) gehörte bis 1918 der „Österreichisch-Ungarischen Monarchie“ an. Von 1919 - 1938 gehörte es zu Polen und von 1940 - außer den Kriegsjahren - bis 1988 zur Sowjetunion. Nach dem Zerfall der kommunistischen Herrschaft liegen jetzt die meisten Orte, aus denen die Siedler kamen, in der Ukraine. Nach dem 1. Weltkrieg verweigerten die tschechoslowakischen Behörden unter fadenscheiniger Begründung den deutschen Siedlern die Staatsbürgerschaft. Sie sagten, daß sie aus Polen ausgewandert seien, mithin also Polen wären. In mühevoller Kleinarbeit wurde nunmehr Ahnenforschung über die galizischen Orte bis in die Ursprungsgemeinden im Egerland und Böhmerwald betrieben. Erst über die Beschaffung von Dokumenten ihrer Groß- und Urgroßeltern erhielten sie die Staatsbürgerschaft. Bei dieser mühevollen Beschaffung von Urkunden hat sich der damalige Kulturverbandsssekretär aus Käsmark, Dipl.-Ing. Franz *Karmasin*, große Verdienste erworben. Einige der Siedler erhielten ohne große Schwierigkeiten ihre Staatsbürgerschaft erst in der selbständigen Slowakei.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse von Anbeginn

Kleine Ackerflächen und Wiesen bildeten den Anfang der Neubesiedlung. Zuerst galt es, das tägliche Brot für die Familie und die Milch für die Kinder zu sichern. Es war bei Gott keine leichte Arbeit. Land, mit Gestrüpp bewachsen, und minderwertiger Wald ohne wertvolles Nutzholz mußten gerodet, von Steinen befreit, planiert und somit fruchtbar gemacht werden. Wahrlich eine beschwerliche Arbeit, die mit viel Schweiß geleistet werden mußte. Zudem mußte ein Siedlerhaus mit Stall für Mensch und Vieh erbaut werden. Es kam vor, daß am Anfang mehrere Familien in einem aus Holz und Lehmziegeln erbauten Nothaus zusammenleben mußten. Immer neue Schwierigkeiten türmten sich auf. Doch mit zäher Geduld, Ausdauer und Fleiß brachten es die Siedler so weit, daß jede Familie bald ein eigenes Anwesen besaß. Zu der ungünstigen Wirtschaftslage gesellte sich von Anbeginn der Kolonisation auch die geistige Not, denn für die Kinder gab es keine Schulen. Die ersten Siedler leisteten für ihre Nachkommen Pionierarbeit, die auch von den umliegenden Völkerstämmen bewundert wurde.

Jedoch konnten viele der Kleinlandwirte von der Landschaft allein nicht leben; sie waren gezwungen, noch zusätzlich einer anderen Beschäftigung nachzugehen,

während die Frauen die Wirtschaft versorgten. Mehrere Männer der Siedlung waren gelernte Zimmerer, genauso wie dies bei ihren Ahnen in der alten Heimat um Tachau im Sudetenland und später in Galizien der Fall war. Wenn in der nahen und weiteren Umgebung ein Slowake, Ruthene oder Ungar ein Wohnhaus oder Wirtschaftsgebäude baute, so war es ein deutscher Michaloker, der den Bau ausführte. Sie waren nicht nur als fleißige Zimmerer, sondern auch als versierte Facharbeiter weit und breit bekannt. In den Wintermonaten waren sie im Wald mit der Anfertigung von Bahnschwellen beschäftigt. Nach dem 1. Weltkrieg haben auch mehrere Siedler als Bergarbeiter im Quecksilberbergwerk gearbeitet.

Rückblickend ist festzustellen, daß die deutschen Siedler von Michalok es wahrlich stets nicht leicht hatten mit den wirtschaftlichen Verhältnissen und Unbilden fertig zu werden. Es bedurfte schon Charakterfestigkeit, um die anstehenden Probleme zur Zufriedenheit der Familie zu lösen. Dies ist am besten aus dem Brief zu ersehen, den der Bauer Peter Hrycaj seinem Neffen, dem Lehrer Michael Hünke, schrieb.

München, im April 1954

Mein Vater Ignatz Hrycaj wurde 1835 geboren. Sein Geburtsort ist mir nicht bekannt. Die Schulzeit verbrachte er in Balechov, Bezirk Dolina, Galizien. Als er acht Jahre alt war, starb sein Vater, der von Beruf Zimmermann war. Nach der Schulzeit ging er in die Lehre. Beim ersten Meister mußte er zuviel arbeiten, doch gab es für den Lehrling wenig Essen. Er wechselte den Platz und kam zu einem Müller, dessen Mühle mit Wasser angetrieben wurde. Bei dieser Familie blieb er auch als Geselle, bis er Soldat wurde. 1865 kehrte er nach sieben Jahren Dienstzeit, darunter auch Kriegsdienst in Italien, zurück und zog zur Mutter, die in Machlinetz lebte. Dort vermählte er sich mit Maria Raab, deren Eltern 1843 aus dem Tachauer Bezirk, Egerland, mit der fünf Wochen alten Tochter nach Südpolen auswanderten. Je 100 Gulden brachte das jungvermählte Paar in die Ehe. Für dieses Geld kauften sie sich im Dorf Lubcza ein Häuschen mit Garten. Nachdem er aber von dem geringen Gehalt als Müllergeselle seine Familie nicht ernähren konnte, wurde er Waldarbeiter, denn zu der Zeit gab es im Wald viel Arbeit. Deutschland kaufte viele Eisenbahnschwellen und Holz für den Schiffsbau. Die Familie lebte sehr sparsam und hat im Laufe von mehreren Jahren kleine Ackerflächen und Wiesen angekauft. Aus dem Waldarbeiter wurde ein Kleinbauer. Leider war der kleinbäuerlichen Familie keine lange Zeit in Lubcza vergönnt. Im selben Ort lebten auch sehr viele Ruthenen und als diese sahen, daß es den Deutschen besser ging, entstand Haß. Dieser steigerte sich, als der Pope (Pfarrer) von der Kanzel seinen Landsleuten zurief: „Seht die Deutschen, die sind gekleidet wie die Herren und leben auf eure Kosten!“ Die Feindschaft nahm zu und auf den Feldern der Deutschen richteten sie

Flurschaden an. Aus diesem Anlaß verkaufte der Vater 1893 sein Anwesen und übersiedelte noch im selben Jahr in ein neues Siedlungsgebiet.

Ich möchte noch erwähnen, daß meine Eltern in Lubcza nicht rosig gelebt haben. Es gab in manchen Jahren Mißernten und auch Krankheiten, wie die Cholera, die es zu überstehen galt. Von den 14 Kindern blieben vier am Leben. Ein Mädchen starb mit 11, ein Junge mit 8 Jahren. Die anderen waren noch jünger oder sind schon als Säuglinge gestorben. 1868 wurde der Vater eingezogen, aber er hat nur noch hinter der Front Kriegsdienst geleistet.

In Majdan Graniczny wurde ein größeres Gut, welches hauptsächlich aus abgeholztem Wald bestand, in Parzellen aufgeteilt und an die Interessenten verkauft. Mein Vater kaufte 12 Kat. Joch = 7 Hektar. Zuerst mußten die Eltern die Wurzelstöcke roden, Steine absammeln und die vorhandenen Löcher einebnen, wobei auch wir Kinder bei der mühsamen Arbeit mithelfen mußten. In den ersten Jahren mußte noch zusätzlich neben der kleinen Landwirtschaft Geld verdient werden, um die Familie zu ernähren. Der Vater war beim Bau von Häusern in der Siedlung beschäftigt, die 15 km entfernt vom Städtchen Otenia, im Bezirk Dylatin, lag.

In der Siedlung wohnten außer den Volksdeutschen auch einige Polen; doch auch in dieser neuen Siedlung gab es nach einigen Jahren Aufbauarbeit große Schwierigkeiten. Auf dem parzellierten Gut war im Grundbuch eine Hypothek eingetragen, die die Käufer übernehmen mußten. In Halbjahresraten sollte die Hypothek getilgt werden. Leider konnten einige Schuldner ihren vertraglichen Verpflichtungen nicht nachkommen. Die Folge war, daß die besser gestellten Siedler für die anderen aufkommen mußten.

Im Jahre 1899 hat mein Vater erfahren, daß in Michalok ein Gut verkauft wird. Er ging mit Karl Hoffmann hin und kaufte dort 20 1/2 Joch Feld und Wiesen. In Majdan verkaufte er 9 Joch. An die Kinder Jakob und Ludmila gab er je 3 Joch ab.

Auch in Michalok war der Anfang sehr schwer. Haus und Stallungen mußten gebaut werden. Dazu kam, daß die Mutter schon zwei Jahre an einem Lungenleiden kränkelte und am 6. Februar 1900 verstarb. Im Herbst heiratete mein Vater eine ältere Witwe, die die Familie versorgte. Im Jahre 1912 habe ich geheiratet und 1913 kaufte ich ein kleines Anwesen, wo ich bis zum Verlassen der Heimat mit meiner Familie gelebt habe.

Peter Hrycaj

Ein Nothaus entsteht

Beim Erwerb von Ackerland, abgeholztem Waldboden und Grünland war für die Siedler eine der ersten Überlegungen, wohin baue ich das Haus für meine Familie

und die Unterkunft fürs Vieh. Wahrlich war dies für die Pioniere keine leichte Aufgabe, denn neben der Waldarbeit mußten die Felder bestellt werden. Meistens wurde das Haus auf eigenem Grund gebaut oder man mußte ein Stück abgeholzten Waldboden roden, was bestimmt mit schwerster Arbeit verbunden war. Beim Bau des Hauses brauchte man damals keinen Architekten. Man baute nach den gegebenen finanziellen Mitteln und nach eigener Vorstellung bzw. wie der Nachbar. Daher sahen viele Häuser gleich aus. Im allgemeinen standen die Häuser entlang der Feldwege. Die Häuser, die mit dem Stall eine Einheit bildeten, standen mit dem Giebel zum Weg. Es waren kleine Nothäuser mit 2 - 3 Räumen. Die Größe eines Raumes lag bei 20 - 30 qm. Nachdem man aber beim Bau des Hauses gebrannte Ziegeln kaum verwendete, weil sie zu teuer waren und der Transport wegen der noch nicht vorhandenen festen Wege unmöglich war, mußten die Siedler die Ziegeln aus Lehm, Strohsied (kurzes Roggenstroh) und Wasser selbst herstellen.

Das Vermischen des Lehms mit Stroh und reichlich Wasser war eine anstrengende Arbeit. Bei dieser Arbeit haben oft die Zigeuner mitgeholfen; sie galten als versierte Ziegelerzeuger. Leichter ging es, wenn eine Kuh eingespannt wurde, die solange im Kreis ging, bis das Material für die Ziegeln gut durchgestampft war. Der so durchgestampfte Lehm mit Stroh wurde in die vorbereitete Holzform 30 x 13 x 14 cm gepreßt und zum Trocknen in die Sonne gestellt. Dieser Vorgang wurde so oft wiederholt, bis genügend Lehmziegel fertig waren.

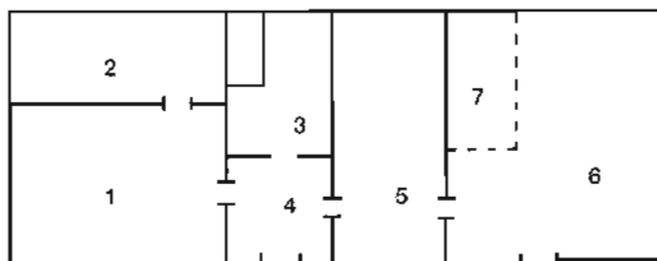
Bei der Erstellung des Nothauses kannte man keine Unterkellerung. Der Keller wurde an einem Berghang angelegt. Für die Grundmauern eines Hauses hat man den Boden ca. 50 cm tief ausgeschachtet und das Bauen konnte beginnen. Noch einfacher war der Bau von Häusern, bei denen die Wände mit Holzbalken und die Zwischenfächer mit geflochtenen Weideruten ausgefüllt waren. Hier wurden die Weideruten mit Lehm ausgeschmiert. War der Lehm an den Ruten getrocknet, wurden nochmals die Zwischenfächer ein- bis zweimal mit Lehm glatt geschmiert und anschließend mit Kalk gestrichen.

Die Fenster waren klein und mit Sprossen versehen. Auch die Türen wurden am Anfang meist aus einfachen Brettern erstellt. Die Fußböden wurden mit Brettern (Dielen) ausgelegt oder der Boden nur gestampft und mit Lehm geglättet. Der Dachstuhl wurde meistens mit Roggenstroh gedeckt, das man zu kleinen „Schaben“ band und dicht nebeneinander an die Holzknüppel oder Latten mit Strohseilen festband. Zuletzt wurde der Dachfirst noch mit einer Strohschicht zugedeckt und diese mit gegabelten Holzknüppeln oder Reitern beschwert, um sie vor starken Winden zu schützen. Selten hat man das Dach des Hauses mit Blech oder Dachpfannen gedeckt.

Nothaus im
Grundriß 1 : 200

Nr

- 1 Wohnstube
- 2 Schlafkammer
- 3 Küche mit
Backofen
- 4 Vorhaus
- 5 Kammer
- 6 Viehstall mit
Schweinebucht

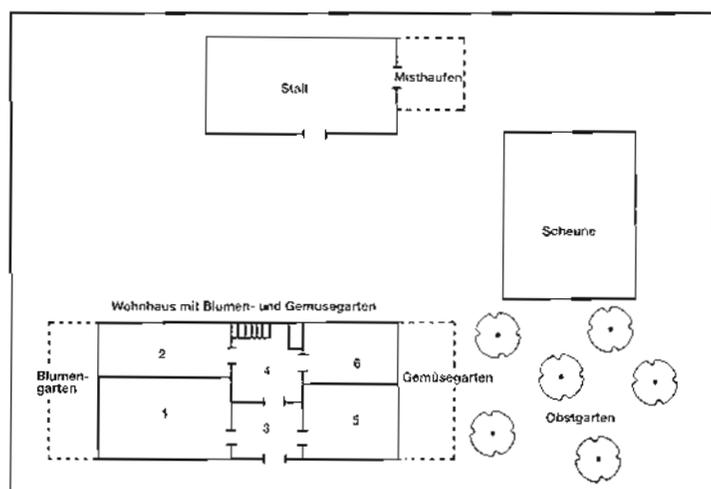


Die Häuser wurden bei der Besiedelung von Deutsch-Michalok aus Geldnot und Zeitmangel - da die Männer als Zimmerer oder Waldarbeiter ihr Geld verdienen mußten - so schnell gebaut, daß viele schon nach wenigen Jahren erneuert werden mußten.



Altes Bauernhaus vom Adolf Nedecky

Bis zum Verlassen der alten Heimat hat sich die Bauweise wesentlich verändert. Die Neubauten waren wegen des Verfalls der alten Häuser, wegen Brand- und Versicherungsschutz, sowie größeren Wohnbedarfs, anders zu bauen. Die neuen Häuser hat man nur noch mit gebrannten Ziegeln erstellt und das Dach mit Eternitplatten oder Pfannen, selten mit Blech, gedeckt. Stall, Scheune und Schuppen



Bei größeren Bauernhöfen stand neben der Scheune noch eine Getreidekammer

wurden neben das Haus hingestellt. Das Strohdach wurde noch bei der Scheune bevorzugt angewandt, denn darunter konnte das Heu und Stroh wegen der Luftzirkulation besser trocknen. In den Neubau wurden auch größere Fenster und Türen eingebaut und die Fußböden mit Brettern ausgelegt.

Die Erhaltung der deutschen Identität - Sorgen der Siedler um die schulische Ausbildung ihrer Kinder

Neben ihren mannigfaltigen Alltagssorgen um die primärsten Lebensbedürfnisse übersahen die Deutsch-Michaloker den kulturellen Bereich nie. Er war stets getragen und ständig genährt von einem gesunden Nationalbewußtsein. Oftmals galt schon das Absingen eines Liedes in fremder Sprache als Verletzung nationaler Tradition. So wuchs von Jahr zu Jahr das Verlangen nach einer deutschen Schulbildung. Sie selbst konnten nur notdürftig lesen und schreiben. Die früheren Einwohner aus dem galizischen Machlinetz brachten die besten Kenntnisse in der deutschen Sprache mit. Da aber die Ostslowakei bis 1918 zum Königreich Ungarn gehörte, ging ein Teil der Kinder in die ungarische Schule nach Varono (slow. Vranov, deutsch Frönel a. d. Töpl). Die damaligen ungarischen Behörden legten keinen großen Wert darauf, daß die Kinder von deutschen Siedlern slowakische Schulen besuchen sollten.

Nach dem Anschluß der Slowaken an die Tschechen wurden die ungarischen Schulen in slowakische umgewandelt, und so hatten die Kinder weiterhin nur fremdsprachigen Unterricht. Da aber bei den Siedlern aufgrund ihrer Abstammung

auch in einer fremden Umgebung stets ein gesundes Nationalbewußtsein vorhanden war, wuchs bei den Eltern das Verlangen nach einer dem deutschen Kulturgut verbundenen Schulbildung. Deutsch lesen und schreiben sollten ihre Kinder in der neuen Heimat erlernen. In Ermangelung einer schulischen Einrichtung und eines vorgebildeten Lehrers errichtete der Kleinbauer und gelernte Drechsler Leopold Menzel nach dem ersten Weltkrieg eine Privatschule, in der er zur Winterszeit ohne behördliche Genehmigung die Kinder für geringe Bezahlung in der deutschen Sprache unterrichtete. Für viele seiner Schüler blieb dies die einzige Schulausbildung, um sich später als Flüchtlinge in der neuen Heimat oder in einem fremden Land zu bewähren. So manche frühere Bürger aus Deutsch-Michalok, die noch am Leben sind, danken auch heute noch dem Bauern Leopold Menzel, daß er ihnen Lesen und Schreiben in deutscher Sprache beibrachte. Auch ich selbst hatte noch das Glück, den vorbildlichen Kleinbauern und vom Gemeinsinn geprägten Menschen kennenzulernen.

Schon im Jahre 1914 waren sich die tatkräftigen Neusiedler darüber einig, selbst ein eigenes Schulhaus zu errichten. Sie bestellten Zigeuner aus der Umgebung, die des Ziegelschlagens und -brennens kundig waren und errichteten auf dem Grundstück des Bauern und Zimmermanns Peter *Hrycaj*, ca. 200 Meter hinter seinem Gehöft, eine provisorische Ziegelbrennerei. Der jähe Ausbruch des ersten Weltkrieges brachte eine Reihe unvorhergesehener Probleme für die Siedler, so daß das Interesse an der Ziegelbrennerei und am Schulhausneubau nicht mehr im Vordergrund stand. Der vorhandene bescheidene Ziegelvorrat wurde nicht sachgemäß gelagert; die Ziegelsteine verwitterten, zerbröckelten und noch in den dreißiger Jahren ackerten die Nachkommen von Peter *Hrycaj* Ziegelbrocken in verschiedene Größen aus dem Boden.

Nach dem Krieg nahmen es die Behörden in der neuen Tschechoslowakei mit der Schulpflicht viel ernster als ihre Vorgänger, die Ungarn. Die ungari-



Bauernlehrer Menzel Leopold zeigt dem Autor sein Mohn- und Rübenfeld

schen Behörden hatten kein Interesse, deutsche Kinder in die bestehenden slowakischen Schulen zu zwingen. Viel entschlossener jedoch packten nun die neuen Machthaber das Bildungsproblem an. Sämtliche schulpflichtige Kinder der deutschen Familien wurden behördlich gezwungen, die slowakische Schule in Michalok zu besuchen. Ein Teil der Siedlerhäuser stand in der Gemeindeflur Mernik. Für die dort wohnenden Kinder war die öffentliche slowakische Schule in Mernik zuständig. Kindern ab dem sechsten Lebensjahr muteten die Behörden einen drei Kilometer weiten Schulweg zu. Einen „Weg“, der keineswegs befestigt gebaut war und vielfach durch den Bach führte. Kinder, die kein Wort Slowakisch vom Elternhaus mitbrachten, wollte man in der Staatssprache unterrichten und erziehen. Im Sommer waren die damaligen Verhältnisse noch erträglich. Im Winter führten die Kinder einen ständigen Kampf gegen Schnee und Kälte. Im Frühjahr und im Herbst verwandelten sich die unbefestigten Wege in einen unbeschreiblichen Morast. So hatten die Schulkinder der Deutschen in Michalok dreiviertel des Jahres auch noch unsägliche Strapazen auf dem Schulweg zu erdulden.

Die slowakischen Lehrer zeigten aber in ihrer Unterrichtstätigkeit wenig Verständnis für die Nöte der hilflosen Kinder, die wegen der sprachlichen Schwierigkeiten dem Unterricht kaum folgen konnten und demzufolge teilnahmslos in der Schulbank saßen. Die Eltern der Kinder waren mit dieser Schulausbildung nicht zufrieden - was verständlich war - und die Sehnsucht nach einem eigenen Schulhaus blieb bestehen.

Erst im Jahre 1928 ermutigte ein unvorhergesehenes Ereignis die Siedler, entschlossener zu handeln. Ein sudetendeutscher Lehrer, Rudolf *Keilwert*, diente als Offiziersanwärter bei der Gebirgsartillerie in Čemerné bei Vranov zusammen mit Adolf *Nedecky* aus Michalok. Zuerst glaubte er nicht an die Existenz von Deutschen in dieser Gegend und ging mit *Nedecky* in dessen Heimat zu Besuch. Dabei stellte er fest, daß die Deutschen kein Schulhaus hatten und die Kinder eine fremdsprachige Schule besuchen mußten. Diesen Zustand meldete er dem Deutschen Kulturverband nach Prag. Nach einer anderen Version sollen es drei Studentinnen, „Staffelsteiner“, gewesen sein, die davon Mitteilung machten. Der Deutsche Kulturverband beauftragte den Sekretär des Kulturverbandes in Käsmark, Herrn Dipl. Ing. Franz *Karmasin*, den Ort Michalok aufzusuchen und darüber zu berichten. Anschließend wurde den Eltern geraten, ihre schulpflichtigen Kinder wegen der bereits geschilderten Schwierigkeiten der öffentlichen Schule zu entziehen, indem sie einen Hauslehrer anstellten. Diesen Weg beschritten damals auch andere Nationalitäten, vor allem die Juden.

Aber nicht jede Familie konnte sich einen eigenen Hauslehrer leisten. Die Folge war, daß man versuchte, die bestehenden Vorschriften zu umgehen. Man mietete gemeinsam ein großes Wohnzimmer im Haus des Josef *Nedecky*, stellte selbst

gebaute Schulbänke und eine Tafel hinein und begann mit dem Unterricht der Kinder. Im Oktober 1928 eröffnete der Lehrer des Deutschen Kulturverbandes Karl *Tieber* aus dem Sudetenland den Unterricht. Doch schon nach einem Monat erhob die Behörde gegen diese ungewöhnliche Art von Privatunterricht Einspruch. Nun war der Lehrer gezwungen, von Haus zu Haus zu gehen, um Unterricht erteilen zu dürfen. Die Kinder aus den Nachbarschaften - etwa acht bis zehn - versammelten sich zu gewissen Zeiten in einer Bauernstube, wo sie der Wanderlehrer täglich zwei bis drei Stunden betreute. Für diese Regelung war aber ein zweiter Lehrer notwendig. Der Deutsche Kulturverband setzte zusätzlich den Sudetendeutschen Franz *Pechov* ein.



Die erste deutsche Volksschulklasse in Michalok 1928/29 mit Lehrer Pechov

Obere Reihe von l. nach r.: Magerl Marika, Reiter Fanny, Reiter Otto, Reiter Ferdinand, Limberger Klara, Limberger Josefa, Laub Elisabeth, Blumer Therese, Frankenberger Theresie, Frankenberger Cäcilie, Blumer Josefa, Magerl Barbara, Schreier Agnes und Jany Georg.

Mittlere Reihe von l. nach r.: Reiter Franz, Meider Olga, Jany Anna, Magerl Anna, Reiter Maria, Schreier Rosa, Sopkowitsch Ottilie, Säkel Karoline, Säkel Theresie und Frankenberger Katharina.

Untere Reihe sitzend: Limberger Johann, Reiter Jakob, Limberger Adolf, Reiter Bernhard, Reiter Franz 1, Laub Johann, Blumer Josef, Reiter Karl, Meider Michael und Frankenberger Josef.

Die Bemühungen, eine eigene deutsche Schule zu bauen, ging ständig weiter und im Jahre 1930 wurde der Bau genehmigt. Der Bauer Adolf *Magerl* erzählt: „Der Schulinspektor amtierte in Großmichel (Michalovce) und mußte die Notwendigkeit einer neuen Schule für die deutsche Siedlung in Michalok befürworten. So entschloß er sich im Herbst 1929, die Verhältnisse an Ort und Stelle zu überprüfen. Von Großmichel bis Čemerné benutzte er die Eisenbahn. Ich wartete am Bahnhof mit meinem Pferdewagen und empfing den feinen Herrn, um ihn nach Michalok zu bringen. Er setzte sich auf den Wagen, und eine ganze Stunde ging die Fahrt nordwärts. Plötzlich blieben wir im Straßenschlamm stecken. Mit einigen höflichen Worten und Gesten bat ich ihn, abzusteigen, da die Pferde den Wagen trotz guten Zuredens nicht weiter brachten. Betroffen blieb er auf dem Wagen sitzen. Ich selber stand mit meinen Stiefeln bis zu den Knien im Morast, eiferte meine Pferde von neuem an und schließlich ging die Fahrt weiter. Ab sofort sprach nun der Herr Schulinspektor mit mir über unser Anliegen. Nach der Besichtigung der schulischen Verhältnisse in Michalok hat er dann bei seiner vorgesetzten Dienststelle die Errichtung einer neuen Volksschule befürwortet.“

Mit großer Freude nahmen die Michaloker deutschen Siedler die Genehmigung eines Schulhauses zur Kenntnis und versäumten keine Zeit, um das Vorhaben endlich in die Tat umzusetzen. Sie mieteten sich sofort das unbewohnte Privathaus des Mathias *Reiter*, wo sie für ihre Kinder klassenweise Unterricht erteilen ließen. Trotz schlechtester sanitärer Verhältnisse erhob die Behörde keinen Einspruch dagegen. Nun wurde der Winter für die Vorbereitungen des Schulhausbaues bestens genutzt. Den Baugrund stiftete der Kleinbauer Peter *Hricaj*. Die angefertigten Baupläne wurden von der Schulaufsichtsbehörde ohne Bedingung genehmigt. Der Eifer und der Fleiß der Siedler wurden auch von ihr anerkannt und sie half beratend mit. Die Kosten von 80000 Kronen erschien den Siedlern als tragbar. Die Hälfte davon übernahm der deutsche Kulturverband als verlorenen Zuschuß. Mit Pferde- und Kuhgespannen wurden sämtliche Steine, Ziegel, Bauholz, Kalk und Sand kostenlos herbeigefahren. Den Dachstuhl bauten fachkundige Zimmerleute unter Anleitung von Johann *Säkel*. Die Schulbänke errichtete der Wagner Johann *Mühlbauer*. Andere Männer und Frauen von der Siedlung leisteten Hilfsdienste beim Bau. Im wahrsten Sinne des Wortes war es ein Gemeinschaftswerk der deutschen Siedler.

Beim Erstellen des Fundaments wurde in der südöstlichen Ecke eine Flasche mit einer Urkunde eingemauert, die der Schmied Michael *Menzel* in deutscher Sprache verfaßt und geschrieben hat. Leider ist uns der Wortlaut der Urkunde nicht bekannt. Im Herbst 1930 wurde das neue Schulhaus vom Bischof Čarsky aus Kaschau mit einem Festgottesdienst eingeweiht und anschließend bei einem Festessen im Schulzimmer seiner Bestimmung übergeben. Den Einweihungstag begingen die Michaloker als ihr größtes Freudenfest. Zum Festmahl leistete jede Familie, gerne den von ihr geforderten Beitrag. Michael *Menzel*, der vielbesene

Schmied fungierte als Küchenmeister. Damit das Festessen gut gelingen sollte, setzte er für jede Familie wie einst der Burgvogt im Mittelalter, das Ablieferungssoll fest, z. B. Hilgart zwei Enten, Hinke zwei Suppenhühner, Schmutzer 25 Eier usw.

Das eigene Schulhaus

Das so lang ersehnte Gemeinschaftswerk trug schon in seiner Entstehung einen nicht zu übersehenden Makel in sich. Für zwei Schulklassen, das heißt für insgesamt siebenzig bis achtzig Kinder, enthielt es nur einen Schulraum, was von Beginn an zum Wechselunterricht zwang. Es waren immer zwei Lehrer, und in der Regel belegte die Oberstufe (5 - 8) den Vormittag, die Unterstufe (1 - 4) den Nachmittag. Dieser Zustand galt als Lösung für die nächsten Jahre. Hier sei erwähnt, daß die schulentlassene Jugend in den ersten Jahren noch gerne am Abend in die Schule kam, um in Schreib- und Rechenkursen noch einiges nachzuholen. Schon im Jahre 1933 traten die ersten Schüler aus der Volksschule Michalok in das Reformgymnasium *Leutschau* (Levoča) über. Dies waren Ferdinand *Hrycaj* und Peter *Menzel*. Bald darauf erfolgten Übertritte in die Bürgerschule in *Zipser Neudorf* (Spiska Nova Ves). Auch hier unterstützte der *Deutsche Kulturverband* mit finanziellen Mitteln den Schulbesuch.

Die staatliche Schulordnung verlangte ab dem dritten Schülerjahrgang Slowakisch als Fremdsprache. Leider war am Anfang diese Forderung in der Praxis nicht



Die deutsche Schule von 1930

durchführbar, da die aus dem Sudetenland stammenden Lehrer kaum tschechisch, geschweige die slowakische Sprache in Wort und Schrift beherrschten. Erst in den späteren Jahren ist auch hier ein Wandel zur Zufriedenheit der Schulaufsichtsbehörde eingetreten. Für den Religionsunterricht war der katholische Pfarrer aus der Gemeinde Michalok zuständig, da alle Kinder der katholischen Religionsgemeinschaft angehörten. Doch wegen seiner recht dürftigen Deutschkenntnisse erschien er jedoch nur ganz selten im Schulhaus. Der zuständige Schulinspektor in Großmichel besuchte zwar regelmäßig die einzige deutsche Schule in seinem Amtsbereich, aber auch er konnte sich aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse kein genaues Bild über den Wissensstand der Schüler verschaffen.

Lehrmittel für sämtliche obligatorischen Unterrichtsfächer - für Physik, für Raumlehre, für Erdkunde u. a. - sammelten sich erstaunlich rasch an, da die finanziellen Aufwendungen ab jetzt nicht nur vom Deutschen Kulturverband, sondern auch von der Staatskasse flossen. Kein Mensch hatte das Gefühl, daß die deutsche Schule den slowakischen Schulen gegenüber von einer Behörde benachteiligt wurde. Allein die Schülerbibliothek zählte gegen Kriegsende über 500 Bände.

Nachdem die Siedlung kein Gotteshaus hatte, stand die Schule auch im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens; sie galt als kultureller Mittelpunkt der deutschen Gemeinschaft. Untergebracht war im Haus die Bibliothek mit über 600 Bänden. In Ermangelung eines Versammlungsraumes hielten die Schüler im Schulzimmer all ihre Besprechungen. An den langen Herbst- und Wintermonaten trafen sich im selben Raum die Mädchen und Burschen unter Leitung des Lehrers zu Spiel und Gesang. Da die Siedler aus verschiedenen Dörfern Südgaliziens stammten, konnte man an solchen Abenden eine große Anzahl von Volksliedern aus den verschiedenen deutschen Volksstämmen hören. Wer das Glück hatte, einen Gesangsabend der Jugend mitzuerleben, hatte das Gefühl, daß hier noch eine frohe und gesunde Lebensgemeinschaft besteht. Zu den bedeutsamen Ereignissen zählte auch die Theateraufführung. Die Proben dazu hielt die zuständige Lehrkraft, manchmal auch der Dorfschmied Michael Menzel, im Schulzimmer ab. Im Schulhof standen Reck und Barren, die nicht nur für die Leibeserziehung der Schuljugend zur Verfügung standen, sondern auch die älteren Jugendlichen konnten an Abenden dem Turnsport nachgehen. Fanden Maienfeste oder größere Zusammenkünfte statt, so sammelte sich die Bevölkerung vor dem Schulhaus, von wo aus sich ein langer Zug, manchmal auch in Begleitung von Musik, zum Festplatz bewegte.

Wir Älteren wissen noch, daß in den Dörfern unserer früheren Heimat die Atmosphäre von der Lehrerpersönlichkeit bestimmt war; man achtete und respektierte sie. In Michalok reichte die Wirkung des Lehrers noch viel weiter. Er ersetzte den Pfarrer, andere führende Persönlichkeiten und sogar den Postmeister, weil die

Postsendungen in der Schule gesammelt hinterlegt wurden, die dann der Lehrer über die Kinder an den Empfänger weiterleitete. Von den 18 Lehrkräften, die von 1928 - 1944 in Michalok wirkten, waren 15 aus dem Sudetenland. Ihnen sei an dieser Stelle besonders dafür gedankt, daß sie fern der Heimat mit viel Idealismus bereit waren, den deutschen Kindern in Deutsch-Michalok deutsche Kulturwerte zu vermitteln.

Namen der Lehrkräfte, die in Deutsch-Michalok Unterricht erteilten

Von 1918 - 1926 unterrichtete der Kleinbauer *Menzel* Leopold die Kinder in ihrer Muttersprache. Er brachte ihnen Lesen und Schreiben bei.

Ab Herbst 1926 übernahmen Wanderlehrer des Deutschen Kulturverbandes den Hausunterricht. Dies waren: *Tieber* Karl, *Pecher* Franz, *Skop* Karl, *Wagner* Wilhelm, *Heinzer* Paul und *Warte* Otto. Alle kamen aus dem Sudetenland.

Ordentlichen Unterricht erteilten: *Neumann* Reinhard von 1928 bis 1931, *Keikwert* Rosa 1928 - 1932, *Bauer* Josef 1931 - 1935, *Weigel* ? 1932 - 1935, *Bräuer* Margarethe 1932 - 1934, *Proksch* Bethold 1934 - 1935, *Jansen* Herta 1934 - 1935, *Tinkel* Maria 1935 - 1936, *Widder* Eugen 1936 - 1939, *Wolf* Gerda 1936 - 1939. Alle stammten aus dem Sudetenland.

Als Karpatendeutsche waren eingesetzt: *Müller* Anton 1939 - 1940, *Schmied* Michael 1939 - 1944 und *Udwarka* Maria 1939 - 1944.

Leider ist die vorbildliche Gemeinschaftsarbeit aller Siedler und der beispielhafte Einsatz der Lehrkräfte nach 18 Jahren schulpolitischer Arbeit vernichtet worden.

Als auf den Michaloker Höhen der Geschützdonner vom Duklapaß zu hören war und die Partisanen in der Mittelslowakei die Tschechoslowakische Republik ausgerufen hatten, verlor die deutsche Schule jählings ihre Bedeutung für den Lebensrhythmus der deutschen Siedlung. Und als Anfang September 1944 die deutschen Siedler ihre Heimat plötzlich verlassen mußten, schürten slowakische Hüterbuben mit dem eifrig zusammengetragenen Schrifttum und Büchern lustig brennende Feuerlein. Dieses Ereignis galt damals als Symbol für das Aufflackern des Hasses gegen alles Deutsche.

Gründung der Raiffeisenkasse

Als 1930 der Zentralverband in Brünn eine Aktion zur Gründung von Genossenschaften in allen deutschen Gemeinden der Slowakei startete, gab es auch

in Deutsch-Michalok beherzte Männer, die die Gründung einer Raiffeisenkasse für notwendig hielten.

Sie erkannten, daß die Gründung einer Raiffeisenkasse zur Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse beitragen wird. Die Kleinlandwirte, die insbesondere durch die Weltwirtschaftskrise hart betroffen waren, sollten nicht durch Händlermachenschaften in Abhängigkeit geraten. Es kam vor, daß die verschuldeten Grundbesitzer bis zu 20 % Zinsen zahlen mußten.

Die Gründer waren auch der Meinung, daß das Wohl und Wehe ihrer Siedlung weitgehend von der ehrenamtlichen, opferwilligen und wohlbewußten Mitarbeit aller Mitglieder abhängt. Im Vordergrund sollte das Losungswort „Einer für alle, alle für Einen“ stehen. Es sollte der Starke dem Schwachen, der Wohlhabende dem Armen ohne Angst um sein Hab und Gut helfen. Hier sollte der Anfänger, das junge Ehepaar, der unverschuldet Verarmte, Hilfe in der Not erhalten und dies ohne Bitten und Betteln. Die Bedürftigen erkannten, daß sie nicht von Wucherern von Haus und Hof vertrieben werden. Ein niederverzinsliches Darlehen trug zur Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse bei. Ebenso konnte man viel leichter Haus, Stall und Scheune erneuern oder neu bauen.

Bei der Gründung der Raiffeisenkasse im Jahr 1930 wurden in den Vorstand gewählt:

Vorsitzender:	Leopold <i>Menzel</i> ;
Vorstandsmitglieder:	Michael <i>Blumer</i> ; Peter <i>Hrycaj</i> , Josef <i>Magerl</i> und Franz <i>Reiter</i> ;
Mitglieder des Aufsichtsrates:	Johann <i>Frankenberger</i> , Karl <i>Hricaj</i> , Adolf <i>Magerl</i> und Gustav <i>Reiter</i> .

Schriftführer war der jeweilige Schulleiter.

Die Raiffeisenkasse war im Schulhaus untergebracht, ab 1942 im Haus von Johann *Seitz*.

Daß die Raiffeisenkasse gegründet werden konnte, war ein Verdienst des damaligen Verbandsdirektors Franz *Hilmer* aus Brünn, der als versierter Agrarpolitiker die Bedeutung des Genossenschaftswesens erkannte. Die neugegründete Kasse wurde dann dem Brünnner Zentralverband angeschlossen und von dort beraten, gut betreut und bei Bedarf unterstützt. Bei der Gründung des selbständigen slowakischen Staates gab die slow. Regierung den Deutschen das Recht, einen Zentralverband für die deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften zu gründen und ab 1933 hatte dieser Verband die Aufsicht und Beratung über die Raiffeisenkasse in Deutsch-Michalok.

Der Vorstand hatte neben dem Geldverkehr auch den An- und Verkauf von landwirtschaftlichen Produkten zu tätigen. Nur beim Einkauf von größeren Mengen an Saatgut, Düngemitteln, Arbeitsgeräten und landwirtschaftlichen Maschinen konnten günstigere Preise erzielt werden. Auch um die Weiterbildung der bäuerlichen Jugend kümmerte sich der Vorstand. Für viele Jugendliche wurde die Bauernschule in Groß-Ullersdorf zum geistigen Mittelpunkt. Dort wurden sie auf die Mitarbeit in bäuerlichen Organisationen und im Genossenschaftswesen vorbereitet.

Die Menschen in Deutsch-Michalok hatten das Gefühl, daß ihre Dorfgemeinschaft gesichert ist. - Leider kam es anders.

Ein starker Glaube führte sie durchs Leben

Ihr unbeugsamer Wille, für ihre Kinder eine neue Heimat aufzubauen, konnte sie trotz harter Rückschläge, Krankheiten und Entbehrungen nicht aufhalten, ihr Vorhaben zu erreichen.

Christliche Tugenden waren es gewesen, die den Siedlern in einer ganz fremden Umwelt die Kraft gaben, eine gesunde Großfamilie und damit eine intakte Lebensgemeinschaft aufzubauen, in der sich alle geborgen fühlten. Für die Großfamilie war es ein ehernes Gesetz, sich mit den Angehörigen für Glaube und Unverletzbarkeit von Ehe und Familie nach Gesetz und Recht in allen Bereichen des Lebens einzusetzen. Die Großfamilie sorgte dafür, daß die Kinder für das Erdenleben vorbereitet wurden. Hierzu haben auch Kirche und Schule das ihre beigetragen.

Die älteren Frauen und Männer wußten aus Erfahrung, daß die Erinnerung aus der Kinderzeit, die religiösen Höhepunkte zutiefst in der Seele eines Menschen verankert sind. Für sie galt es als Pflicht, die christlichen Tugenden an die Kinder weiterzugeben. Mit dem Begriff „Glaube“ waren Volkstumsbewußtsein und Heimatgefühl derart eng verbunden, daß man sie voneinander nicht trennen konnte.



Die St. Michaels- und Rosenkranzkirche in Slow.-Michalok



Die Kirche von innen mit Altar

Der Gottesdienst wurde in der Gemeinde Michalok in der Sankt-Michael- und Rosenkranzkirche, die im 14. Jahrhundert erbaut wurde, abgehalten. Die Pfarrei gehörte zum Dekanat Vranov (Frönel a. d. Töpl), Bistum Kaschau. Jeden zweiten Sonntag oder Feiertag wurden in der Kirche das Evangelium und die Gebete in deutscher Sprache vorgelesen oder gebetet. Die Predigt wurde vom Geistlichen aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse slowakisch gehalten. An Festtagen gaben sich die deutschen Lehrer viel Mühe, den Gottesdienst feierlich zu gestalten. Oft wurde die „Deutsche Messe“ von Schubert („Wohin soll ich mich wenden ...“) von der Jugend gestaltet. An der Orgel spielte eine Lehrkraft oder die Frau des Lehrers.

Aus dem christlichen Brauchtum ist besonders die Aufführung des „Weihnachtsspiels“ hervorzuheben, das die Urahnen aus der alten Heimat, dem Südegerland/Böhmerwald, nach Galizien mitbrachten. Von dort brachte das Spiel der aus der Egerländer Siedlung in Machlinetz gebürtige und in Feliziental verheiratete Michael Menzel mit seiner Frau, geb. Drechsler, 1913 nach Michalok. Hier übernahm er den Besitz von seinem Schwager Anton *Hink*, der nach Amerika auswanderte. In der neuen Heimat übte er mit den Landsleuten das Weihnachtsspiel ein. Das Spiel wurde alle drei bis vier Jahre aufgeführt. Die letzte Aufführung fand 1938 statt. Im Krieg konnte es mangels guter Spieler nicht mehr aufgeführt werden. Helfer beim Aufführen des Spiels war der Kleinlandwirt Edmund *Limberger*, dessen Vorfahren aus dem Rheinhesischen stammten.

Nach A. Müller wurde das Weihnachtsspiel von den Siedlern in Michalok meist als „Christkindl-Gspül“ bezeichnet. In einer innigen, dem einfachen Denken des Volkes entsprechenden Art, stellte es die Begebenheit bei der Geburt Christi dar; ferner die Anbetung des Jesukindleins durch die Weisen aus dem Morgenland, die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten, den Kindermord des Herodes und dessen Verzweiflung und schreckliche Höllenfahrt. Volkstümlich derb, doch heiter sind die Szenen der Hirten, die Bauernszene und das Spiel der Juden dargestellt. Es vereinigen sich die ernsten und die lustigen Teile des Spiels zu einem Gesamteindruck, so daß man dem Spiel einen hohen Wert zuerkennen muß. Außerdem war das Spiel für die Deutschen ein kostbarer Schatz. In ihrer Verlassenheit, weit weg von anderen Siedlungen, gab es ihnen das Gefühl, daß die einstige Heimat noch tiefer im Herzen verankert war.

Das Spiel, das Michael *Menzel* nach dem Felizientaler Spielbuch 1900 in Kurrentschrift abschrieb - es soll aber erst in Michalok fertig geschrieben worden sein -, umfaßt 86 Seiten. Im Spiel sind die jeweilig sprechenden Personen sowie die Regieanweisung angegeben. Nach dem Krieg gelangte die Urschrift des Spieles von der Familie *Menzel* an Regierungsoberinspektor Anton *Müller*, der sie im Abzugsverfahren vervielfältigte. Nach seinem Tode im Jahre 1972 erhielt die Urschrift die Familie *Andreas Frankenberger* in Liblar bei Köln, die mit Müller verwandt war. Heute ist sie im Besitz des Autors dieses Buches.

Nach Anton Müller handelt es sich um jenes Weihnachtsspiel, das J. J. *Aman* im zweiten Band der „Volksschauspiele“ aus dem Böhmerwald unter dem Titel „Christkinderspiele“ veröffentlichte und welchem A. *Jungbauer* ebenfalls eine umfassende Untersuchung widmete. Nach J. *Lanz* gehört das Spiel dem süd- und westböhmischem Weihnachtsspielkreis an. Daß das Weihnachtsspiel wieder aufgeführt werden kann, verdanken wir den Landsleuten, die in Liblar bei Köln und in Erbach bei Ulm wohnen. Sie haben, zum Teil als frühere Mitwirkende beim Aufführen des Spieles, die Lieder vorgesungen, die mit Hilfe eines Tonbandes aufgenommen wurden. Die Leiterin der hiesigen Musikschule, Frau *Margarete Breuer*, Eggenfelden, hat die Lieder in Noten gesetzt; dadurch bleibt ein kulturell wertvolles „Volksspiel“ für die Nachkommen erhalten. Doch lesen wir, was Frau *Breuer* über das Michaloker Weihnachtsspiel zu berichten hat:

Das besondere Weihnachtsspiel

Im Sommer 1995 erschien Herr *Johann Schürger* bei mir - in der Hand ein dünnes Manuskript auf Durchschlagpapier mit zum Teil unleserlichen Melodien und ein Tonband, besungen mit denselben Liedern - und bat mich, diese Melodien für ihn aufzuschreiben. Er erzählte mir vom „Michaloker Weihnachtsspiel“, das ursprüng-

lich aus dem Egerland kommend - seit der Renaissancezeit durch Siedler nach Rumänien, Slawonien, Ostgalizien, Schlesien, die Karpaten - Ukraine und in die Slowakei gebracht und dort zur Weihnachtszeit aufgeführt wurde. So sei es auch in der Ortschaft Michalok, einem deutschen Ort - von fremden Siedlungen umgeben - gespielt worden, da man dort fest an alten Sitten und Bräuchen festhielt. Leider sei dies Spiel nicht mehr ganz komplett und müsse aus verschiedenen Schriften wieder zu einem Ganzen zusammengestellt werden, bevor es in einem Buch veröffentlicht werde.

Bei genauer Betrachtung dieser Fragmente stellte ich fest, daß die Melodien von faszinierender Einfachheit waren und bat Herrn Schürger, mir mehr Material zu bringen, bis ich schließlich alle u.g. Quellen in Händen hatte - u.a. auch die Originalhandschrift von Michael Menzel aus dem Jahre 1900, was für mich zur Folge hatte, daß ich mich erst einmal intensiv mit der deutschen Schrift beschäftigte. Beim Lesen war ich schließlich ganz gefangen von den Charakteren des Stückes: Von den volkstümlichen schlichten Hirten, deren Alltagsleben so treffend geschildert ist, von dem derben Bauern sowie von den ernsten und nachdenklich stimmenden Rollen von Maria und Josef, Kaiphas und den Königen. Ein tiefer Glaube war in all dem zu spüren. Und dann kam das Unerwartete: Die Figuren des Herodes und des Teufels - ganz in alten Vorstellungen verhaftet - für uns heute sehr ungewöhnlich und doch ein Beweis dafür, wie streng bei unseren Vorfahren ein Vergehen bestraft wurde. Daß die Rolle des Herodes nicht immer gern gespielt wurde, mag die Tatsache bezeugen, daß ein Spieler, der diese Rolle im Jahre 1865 darstellen sollte, sein Textbuch anlässlich einer Probe aus Wut verbrannte.

Als ich die Beschreibungen der Kostüme betrachtete, fiel mir auf, daß sich hier im Laufe der Zeit ein Durcheinander ergeben hat und man sich bei einer Aufführung zu entscheiden hat, ob die Kostüme aus der Renaissance oder einer späteren Zeit sein sollen. Eine Einheitlichkeit im Modestil wäre sicherlich überzeugender. Als ich dann die Lieder näher betrachtete, stellte ich fest, daß an vielen Stellen angemerkt war: Die Melodie ist uns nicht mehr bekannt. Ich fand aber in einer anderen Schrift Vermerke wie: Die folgenden drei Texte werden nach derselben Melodie wie vorher gesungen. Weiter stellte ich fest, daß jedem Darsteller in den verschiedenen Teilen des Stückes jeweils eine eigene Melodie zur Verständigung zugeordnet ist. Dies erleichterte die Arbeit. Durch die oft mündliche Überlieferung und die teilweise aus dem Gedächtnis ausgeführten Aufzeichnungen hatte sich jedoch der Text stark verändert. Der Sprachrhythmus paßte in vielen Fällen nicht mehr zur Melodie und war stellenweise so holperig, daß ein Auswendiglernen der einzelnen Rollen nur schwer vorstellbar war.

Bei meiner Arbeit ging es mir schließlich darum, genau dieses Problem zu beseitigen. Behutsam versuchte ich, die Verszeilen in einen einheitlichen Sprachrhythmus

zu bringen und auch bei den Liedern den Text an die Melodien anzupassen, wobei es galt, unnötige Beiwörter wegzulassen, manchmal die Reihenfolge der Worte umzustellen - immer in dem Bemühen, dem Original so nah wie möglich zu kommen. Mein Ziel war es, dieses Weihnachtsspiel so zu setzen, daß es vom Sprachrhythmus her einprägsam und leicht erlernbar wird - so wie es sicherlich auch einmal gewesen ist, wie an verschiedenen Stellen des Textes deutlich wird. Was hilft das interessanteste Werk, wenn es nicht mehr aufführbar ist? Ich hoffe, daß mir mein Vorhaben, das mir als Musikschulleiterin besondere Freude machte, gelungen ist, denn am 1.12.96 wird die Städtische Musikschule Eggenfelden dieses Stück auf-führen. Es wäre noch zu erwähnen, daß dies Stück früher im größten Raum des Dorfes - nämlich im Wirtshaus - aufgeführt wurde. Man stellte, wie aus alten Anweisungen noch zu sehen ist, die Stühle für das Publikum rundherum an den Wänden auf und die Darsteller agierten in der Mitte des Raumes. Dies erweist sich als sehr sinnvoll, denn eine Bühne wird zu klein, da die Hirten und Maria und Josef lange Zeit in der Szene bleiben. Ich wünsche dem Michaloker Weihnachtsspiel noch viele begeisterte Liebhaber und für die Zukunft erfolgreiche Aufführungen, die dieses schöne Stück nicht in Vergessenheit geraten lassen.

Eggenfelden, den 23.6.96

Margret Breuer

Quellen:

- 2.) Textbuch von Michael Menzl - geschrieben am 20.1.1900
- 3.) Auflistung aller Lieder des Michaloker Weihnachtsspiels von Familie Frankenberger
- 4.) Textheft von Regierungs-Oberinspektor Anton Müller
- 5.) Tonband mit den Liedern des Michaloker Weihnachtsspiels - besungen von den Familien Franz und Josef Blumer, Viktor Schmutzer und den Frauen Krohn und Ostermann. Die Leitung hatte die Familie Andreas Frankenberger.
- 6.) Regieanweisungen und Beschreibungen der Kostüme auf Durchschlagpapier - Herkunft unbekannt. Vermutlich von Josef Lanz.
- 7.) Fritz Markmiller: „Der Tag der ist so freudenreich“. Verlag F. Pustet - 1981
- 8.) Geistliche Lieder der Deutschen aus Südosteuropa Bd I - gesammelt von Konrad Scheierling. Verlag: Esther Gehann Musikverlag 55481 Kludenbach
- 9.) Tonbandkassette des Spieles vom Johannes- Künzig-Institut für Ostdeutsche Volkskunde, Freiburg i. Br.

Michaloker Weihnachtsspiel

I. Herbergssuche

Stramm schreitet der Drogont in den Spielraum hinaus - auf und ab - und sagt nach jeder Umkehrung einen Vers von seinem „Spruche“.

Drogont

O, ihr Herren und Frauen insgemein,
die wir allhier versammelt sein,
wir wollen uns heut' hier bequemen,
für Sie ein christlich Spiel zu geben.

Josef und Maria - alle beid' -
was hat ihr Herz für Schmerz und Leid
gelitten und empfunden,
weil sie kein' Herberg' hab'n gefunden!

Drum sag' ich euch den größten Dank.
Nun singet einen schönen Lobgesang!
Stellt euch nun allhier zusammen
und fangt an in Maria Namen.



Der Drogont tritt ab. Atemlose Stille ist eingetreten. Das Spiel hat begonnen.

Chorgesang

Freu dich, o wer - te Chri - sten - heit, der Hei - land ist ge - bo - ren
Ei - nen neu - en Kö - nig ch - ret all, zu Beth - le - hem liegt er im
Geh - hin und schaut das Wun - der an, was Gott den Men - schen hat ge -
heut'. Ge - bo - ren heut' zu je - der - zeit, was Gott ver - leiht zur Se - lig - keit.
Stall. Nak - ket und bloß in Mut - ters Schoß, ach, wie ist die Lie - be groß!
tan. Ihr Eng - lein singt al - le gar fein, schlafein, schlaf ein, schön's Je - su - lein.

Kaiphas schreitet ein, spricht ebenso wie der Drogont und schreitet nach seinem Spruche wieder hinter den Vorhang.

Kaiphas

Liebe Christen insgemein,
weil wir allhier versammelt sein,
wollen wir uns nun bequemen,
ein christliches Spiel vorzunehmen.

Chorgesang



Ein Kind ge - bo - ren zu Beth - le - hem, es freu - et sich Je - ru - sa - lem. Al -
le - lu - ja, al - le - lu - ja, die rei - ne - ste Mut - ter, al - le - lu - ja.

Der Drogont kommt herein, sagt seinen Spruch und geht wieder heraus

Drogont

O, ihr Herr'n und Frauen all',
seid begrüßet tausendmal!
Weil Herr'n und Frauen schweigen still,
so fangen wir an ein christlich' Spiel.

Also fange ein jeder dann
das Kindelein zu ehren an.
Es spiel ein jeder auf das Beste,
daß sich erfreuen all' die Gäste.

Chorgesang



Das Öch - se - lein und das I - se - lein er - kann - ten Gott, den Her - ren
sein. Al - le - lu - ja, al - le - lu - ja, die rei - ne - ste Mut - ter, al - le - lu - ja.

Kaiphas

Freu dich, o Himmel, freu dich, o Erden, Freut euch, ihr Menschen groß u. klein,
weil uns soll geboren werden, freut euch, ihr Sünder insgemein
nach dem die Welt geseufzet hat, Es freut sich die ganze Christenheit
wie uns die Schrift schon längst gesagt. jetzt bei der heiligen Weihnachtszeit.

Chorgesang



Hier liegt es in dem Krip - pe - lein, oh - ne End' soll es die Herr - schaft sein. Al -
le - lu - ja, al - le - lu - ja, die rei - ne - ste Mut - ter, al - le - lu - ja.

Kaiphas

Auf, ihr Hirten, rüset euch,
der Heiland ist geboren heut'.
Auf, eilends froh und allzugleich,
denn Gott hat auserkoren euch.

Nach Bethlohem müßt ihr hingeh'n
in einen Stall dort hineinsch'n.
Dort werdet ihr ihn finden
und große Freud' empfinden.

Maria und Josef kehrten ein
in einer alten Hütte.
Als Mensch erscheint er arm und klein
in einer schlechten Krippe.



Kaiphas geht hinter den Vorhang

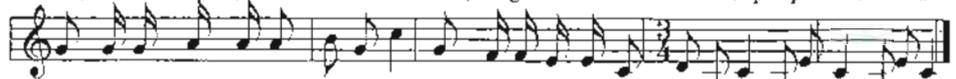
Der 1. Hirt kommt herein, hält seinen Stock mit beiden Händen. Er geht in wiegendem Schritt langsam zu seinem Platz. Dabei stößt er jeweils beim ersten Achtel eines Taktes den Stock auf den Boden, daß die Schellen klingen.



Lu - sti Bua - ma, steht's in Gott's Nom auf, trotz a je - da an Juch - schroa drauf



Ei, mei Stef - fl, kim bold no - cha, geh nur hom tu Sup - pa ko - cha.



D'Leff - fl und d'Schis - si hob i bei mir, d'Sup - pa in Hef - fl nimm du zu dir, ha - u - o, ha - u - o

Wenn der 1. Hirt auf seinem Platz ist, singt er weiter:



Ei, du mein Han - sl, hut u - ma zu mia. Ich hob a guats



Huat und hat du ma mei: Viah, ha - u - o, ha - u - o

Der zweite Hirt kommt vor und geht langsam auf seinen Platz neben dem ersten Hirten.

2. Hirt

Ei, du mein Se - de, hiat nit u - ma zu dir, du fressst mir mei
Hiat - brot, ofl hon i dann koans mehr, ha - u - o, ha - u - o.

Wenn der zweite Hirte auf seinem Platz ist, singt er weiter:

Ei, so geht's mi gor net ein, leid's denn heit scho, Tog soll sein
Hob nit langst erst Nocht-mol ges - s'n, bin a wen - gl no - chi - ges - s'n,
lieg i kam a Stundam Hci, hob i scho wie - da Fried vom Wei, ha - u - o, ha - u - o

Der zweite Hirt wendet sich zum Vorhang und ruft mit seinem folgenden Gesang den dritten Hirten heraus:

Ei, du mein Stef - fl, hiat u - mi ins Reif! Nimm's Gei - gl mit
dir und fidl o - wa zu mir, ha - u - o, ha - u - o.

Der dritte Hirt kommt vor und geht langsam auf seinen Platz zu den anderen Hirten

3. Hirt

Ei, du mein Se - de, hiat nit o - wi zu dir, du host schlim - me
Och - s'n, die stes - s'n mei Kuab, ha - u - o, ha - u - o.

Wenn der dritte Hirt an seinem Platz ist, singt er weiter:



Muß a Na - hel aus - si - schau'n, tu mi fost nit aus - si - traum.
Tut der Wau - gel oll - weil bel - la, mecht mir leicht a Lam - mel steh - la
Wenn i eins ver - hier da - von, hob i's gon - ze Johr kan Lohn, ha - u - o, ha - u - o.

Die drei Hirten singen gemeinsam:



Bau - er, du häng dein' Lau - mel an, daß er uns nit bei - ßen kann. Beißt er uns, so
prie - ge - le mir di, Bau - er, nur so - g'n dir si - cher - li, ha - u - o, ha - u - o.

Bei „Bauer, du häng dein' Laumel an...“ stellen sich die Hirten im Dreieck mit den Gesichtern zueinander auf und tappen im Takt von einem Bein auf das andere. Sie wiegen den Oberkörper einmal nach rechts und einmal nach links und toppen dabei mit den Stöcken auf den Boden.

Die folgenden Stücke wurden früher alle hinter dem Vorhang gespielt.

Chorgesang



Singt a - ve Ma - ri - a, jung - frau - li - che Zier. Du bist voll der
Gna - den, der Herr ist mit dir Ei - ne ganz neu - e Bot - schaft, ein wun - der - wert's
Ding, von der him - li - schen Hof - statt, der En - gel Ga - bri - el bringt.

Maria



Was sind das für Re - den, was soll die - ses sein? Wer soll zu mir

ins Zim-mer hin - ein? Die Tür'n sind verschlos-sen, die Fen-ster sind
zu, wer ist, der mich stö-ret, in der nächt - li - chen Ruh?

Engel

Er - schreckt nicht, Ma - ri - a, es ge - schieht dir kein Leid. Ich
bin ja ein En-gel, ver - kün-de dir Freud', daß du sollst em-pfan-gen und ge -
bä - ren ei-nen Sohn. Das wär' Gott's Ver-lan-gen vie-le tau - send Jah-re schon

Maria

Wie soll das ge-sche-hen? Ich er - ken-ne kei-nen Mann. Will lie-ber so
blei-ben als ge - bä - ren ei-nen Sohn Ich hab' ja verspro-chen ei-ne Jung-frau-schaft
Gott. Jung - frau-lich ge - bo-ren bleib ich bis in den Tod.

Engel

Von Gott ist al-les mög-lich, nur im-mer ver - traunt Man wird dich ver-
eh-renals Mut-ter und Jungfrau-gleich wie ei-nescho-ne Ro-se ih-re Far-be nicht ver-
liert Gott wird zu du kom-men, du bleibst un - be - ruhrt.

Maria



Wann wird denn Gott kom-men von dem himm - li - schen Thron, ei-ne Woh-nung zu
su-chen für sein' herz - al - ler-lieb - sten Sohn? Ei - ne Woh-nung zu su-chen in dem
kö-nig - li-chen Pa - last. Ach, in Ar-mut und Stau-nen traf mich ein sol-cher Gast.

Engel spricht:

Der heilige Geist wird über Dich kommen
und die Kraft des Allerhöchsten Dich überschatten.

Maria

Ich bin eine Magd des Herrn.
Mir geschehe nach Deinem Wort.

Engel

Gott in der Höh' die Ehr' allein,
Friede den Menschen auf Erden,
die eines guten Willens sein.
Wahr soll Gottes Gesetz nun werden.
Wie euch der Herr hat längst gesagt:
Das Gesetz steht über die Maßen,
daß Josef und Maria, die reine Magd,
sich verschreiben und setzen lassen.

Josef

Maria, Du vertrautes Weib, höre auf mein Wort
und merke auf mit Fleiß: wir müssen heut' noch fort.
's ist ein Gebot vom Kaiser auf alle Land' und Straßen,
daß sich ein jeder Mann soll verschreiben und setzen lassen.
So wollen wir auch hingehen - und dies in Gottes Nam'n,
weil wir gebürtig sind aus König Davids Stamm.
Wir müssen in die Heimat nach Bethlehem hingehen,
weil auch wir dem Befehl des Kaisers unterstehen.

Maria

O, Josef mein, ich folge Deinem Willen.



Josef

Maria, Maria, mit Deinem zarten Leib
wird es Dir recht hart werden auf dieser weiten Reis'.

Bei diesen Worten treten Maria und Josef hinter dem Vorhang hervor.

Maria



O, Jo-sef mein, schau mir um ein klein's Or-te - lein, es wird nicht lang mehr
wah-ren, ein Kind soll ich ge - bären. O, Jo-sef mein, o, Josef mein.

Josef

Ei, so will ich halt gehen und schauen herum,
ob ich in der Stadt Bethlohem ein' Herberg' bekomme.

Josef geht zum Wirt - Mitte des Vorhangs - klopft an und spricht mit dem Wirt durch den Vorhang

Wirt

Wer klopft an meine Tür?

Josef

Arme Leut' sind hier.

Wirt

Wer hat sich hierher verirrt?

Josef

Ich bitt' Euch, frommer Herr Wirt,
durch unseren getreuen Gott
helft uns aus großer Not!
Geh' ich schon den ganzen Tag
und bis jetzt kein' Herberg' hab'.
Gott, tu Dich unser erbarmen,
wie ungern behält man die Armen !

Wirt

Was habe ich mit Dir und Deinem Weib zu schaffen?
Wer weiß, wo Ihr seid hergelaufen?
Von Euch habe ich einen schlechten Gewinn,
schaut um einen andern Ort und geht nur hin.

Josef kommt zu Maria und singt:



Josef



O, Jungfrau rein, nach Dein'm Be-geh-ren kanns nicht sein. Zu spät sind wir an-ge-
kom-men, die Her-ber-gen sind schon ein-ge-nom-men, in Beth-lo-hem, in Beth-lo-hem.

Maria



O, Jo-sef mein, wo wer-den wir heut' kch-ren ein? Blei-ben wir auf der
Stra-ßen, so friert uns u-ber die Ma-ßen, o, Jo-sef mein, o, Jo-sef mein.

Maria

O, Josef, geh' noch einmal hin!

Josef

Er hat mich wohl grob angeschrien.

Josef geht noch einmal zur Herberge

Geh' ich früh bis spät herum,
ob ein' Herberg' ich bekomm.
In der ganzen Bethlohem-Stadt
niemand einen Platz mehr hat.
Gott, tu Dich unser erbarmen,
wie ungern behält man die Armen!

Josef geht wieder zur Vorhangmitte und klopft beim Wirt an. Dieser stampft ungehalten mit dem Fuß auf und sagt:

Wirt

Wer klopft an meiner Tür?

Josef

Arme Leute sind hier.

Wirt

Wer hat sich hierher verirrt?

Josef

Ich bit' euch, frommer Herr Wirt,
durch unseren getreuen Gott
hilft uns aus großer Not!
Geh ich schon den ganzen Tag
und bis jetzt kein' Herberg' hab.
Gott, tu Dich unser erbarmen,
wie ungern behält man die Armen!

Wirt

Ich glaube, Ihr seid nicht gescheit!
Laßt mir mein Haus beiseit!
Groß Wunder, was ich vernimm,
Ihr klopft wie's Bettelgesind'.
Mein Haus ist von Leuten so voll -
ich hab noch den alten Stall.
Wollt Ihr Euch darin erwarmen,
so will ich mich doch erbarmen.
Kommt, ich will Euch zeigen,
wo Ihr heut' könnt verbleiben.



Bei den Worten: „Kommt, ich will Euch zeigen...“ kommt der Wirt hinter dem Vorhang hervor und führt Maria und Josef zum Stall - auf der Schmalseite - dem Vorhang gegenüber.

Am Anfang des nächsten Liedes kommt der Engel herein und hält einen Stern über Maria.

Josef

O, Jung-frau rein, die Not muß ei - ne Tu-gend sein Ein Stall ist u - ber -
blie-ben, drin sind wir un - ver - trie-ben, o, Jung-frau rein, o, Jung-frau rein.

Maria

O, Jo-sef mein, wie kann die Welt so un-treu sein, Schwan-ge-re aus - zu -
schlie-ßen, daß wir in' Stall nein müs-sen, o, Jo-sef mein, o, Jo-sefmein!

Maria und Josef setzen sich auf einen Schemel

Maria stellt ihre Wiege vor sich auf

Der Wirt geht hinter den Vorhang

Chorgesang

In ei - nen Stall gin - gen sie hin - ein, da - rin ein Ochs' und ein
Beim Kripp - lein kniet ein al - ter Mann, er bet' das klei - ne
E - se - lein ihr Heu beim Kripp - lein fra - ßen.
Kin - de - lein an und küßt ihm sei - ne Fü - ße.
Uns ist ge - bor'n ein Kind - lein klein von ei - ner
Fal - let dem sei - bi - gen zu Fü - ßen, und tut es
Jung - frau keusch und rein. O, Sün - der mein, komm auch her -
al - le hier be - grü - ßen, wenn Ihr dann einst - mals nach Eu - rem
bei, tu Dei - ne Sünd' ab - bü - ßen.
Tod die Got - tes - gna - de möch - tet ge - nie - ßen.

II. Die Hirten

Die Hirten schlafen

Kaiphas trifft ein, geht hin und her, und sagt:

Kaiphas

Ich komm' herein mit aller List,
wir spielen das Spiel von Jesus Christ.
Nun wollt Ihr Leut' mich recht versteh'n,
was Ihr bekommt allhier zu seh'n.

Zwei Boten hatte Gott gesandt
wohl über alle Stadt und Land',
weil so viel unbußfert'ge Leut
gefunden werden zu dieser Zeit.
Ein jeder nach seinem Willen macht,
der meiste Teil hat ihn veracht'.

Drum hat er uns das Heil gebracht
 in dieser heil'gen Weihnachtsnacht.
 Der alte Mann, Josef genannt,
 der niemals hat ein Weib erkannt,
 mit Maria ist er allhier allein,
 mit der Jungfrau keusch und rein.

Nun laßt uns geh'n nach des Engels Wort
 nach Bethlohem in die Davids-Stodt.
 Was Wunder groß, was man verkünd't
 den Hirten, die im Felde sind !
 Stell' sich ein jeder auf seinen Ort,
 fangen die Hirten an ihr Wort.

Die Hirten klopfen mit ihren Stöcken auf den Boden.

Chorgesang

Wie die Hir-ten auf dem Fel - de wa - ren, hat-ten sie ei-ne neu - e Mähr' er-fah - ren
 von ei-nem Kö-nig ü-ber al - le Kö-nig groß; was He-ro-des die Re-de sehr ver-droß. Er
 sand - te sei - ne Bo - ten, und weil He-ro-des gar ein Fal - scher ist, so
 gang er vor mit al - ler List, ließ al - le Kin-de-lein tö - ten.

1. Hirt

Husch, Stefel, husch !
 Ist denn heut' so a grausame Költ ?
 Da dafriert ma hinter'm Ofen schier bold !
 Meine Herden, di san recht unruhig heit'.
 Bin i nit wochsom zu oller Zeit ?
 Tog und Nocht hob i ka Ruah',
 des bringen die wilden Wölf herzuua.
 Die wilden und andern groben Tier'
 ich bei der Herde schon längst verspier.
 So will i holt blosen zum ersten Mol.
 Davon rennen die Wölf geberg und getol.

Der erste Hirt klopft leise mit seinem Stock auf und beginnt leise zu sprechen, wird immer lauter und bläst dann in sein Horn. Die anderen Hirten sprechen ganz langsam und bedächtig, sich immer auffällig zu den anderen wendend. Dabei stehen sie im Dreieck, die Gesichter einander zugewandt.

Der Hirt bläst auf seinem Horn.

3. Hirt

So samma die Nocht sorgenfrei, sorgenfrei.

1. Hirt spricht zum 2. Hirten:

Hans'l, jetzt blos du hinci'!
Blos nur gonz fest in dei' Horn,
doß de Schof san nit verlör'n.

Beide Hirten blasen

2. Hirt

Ei, i will blosen wie a Jägersmonn,
so wia i's niemols gelernt hon.
Dreimblos'n und a Pfiff, Pfiff drauf,
des gibt im Holz einen Höllenlaut.
Weicht, ihr Wölf von meiner Herd',
schaut's, doß keiner gefongen werd'!
Loßt mir und meinen Schäflein Fried',
so brauchen mir des Blosen nit.
Sedo, Lomo, blos noch amol,
so san d'Wölf do das latzte Mol.
Dann, das ist fir uns ganz nei,
san mir die Nocht sorgenfrei.

3. Hirt

Lieber Gesell', hör auf mit den Klogen,
die Költ'n mecht mi fost verjogen.
Ich zittre jo mit meinem Horn,
des Blosen ist mir gonz verfrör'n.

Der Engel tritt auf mit dem Stern in der Hand.

Engel

Glo - ri - a, glo - ri - a, in ex - cel - sis De - o! Won - ne, Won - ne,
ich ver - kün - de tau - send Freu - den. Der Hei - land ist ge - bo - ren, das lieb - rei - che



Kind. Er-freut euch, ihr Hir-ten, und ma-chet ein Ge-schall. Nehmt an mit
 Freu-den den lieb-rei-chen Gott. Glo-ri-a, glo-ri-a in ex-cel-sis De-o

1. Hirt

Hansl, horch,
 mich gedünkt, ich hör' die Engel singa,
 so a süße Stimm' hör ich klinga.

2. Hirt

A wo, a wo ?

1. Hirt

Hoch, hoch am Himmelsthron.

2. Hirt

Bist du denn a lappischer Monn,
 singen die Engel bei der Nocht ?
 Des steht nit in unsrer Mocht.
 Des steht in Gottes Herrlichkeit,
 des geb' ich dir zu dein'm Bescheid.

3. Hirt

Hör auf mit Klog'n und Disputier'n,
 vor Költ'n mecht i fost dafrier'n.
 Mi friert in meine Händ' und Glieda.
 Legen mir uns olle nieda.

2. Hirt

Folget olle meiner Lehr',
 vor Költ'n leg'n mir uns doher.

1. Hirt

Gott wird uns segnen und behüten
 und unsre Schällein treulich hüten.

Die Hirten legen sich nieder.

Engelsgesang

Auf, ihr Hir-ten, von dem Schlaf, bei so scho-nen Zei-ten'
 Sam-melt die zer-streu-ten Schaf, laßt sie fröh-lich wei-den

Denn die Nacht ist schon vor-bei und der Tag auf - gan - gen neu

Hebt Euch ei - lends aus der Ruh', lau - fet eu - ren Her - den zu
 Große Freud' verkünd' ich Euch: Das Wahrzeichen merket fein,
 es ist heut geboren das ich Euch jetzt sage:
 Gottes Sohn vom Himmelreich, Gegen Bethlehem hinein
 Ihr seid nicht verloren. geht ohn' alle Frage.
 Christus Euch erlösen wird Suchet nicht im Königssaal,
 von des Satans schwerer Bürd'. sondern in ein'm alten Stall.
 Eilet nun an jenen Ort, Nur ein Esel und ein Rind
 anzuschauen Gottes Wort. sind das ganze Hofgesind'.

1. Hirt

Hansl, hörst Du nit die Engel singa? A so a süße Stimm hör' ich klinga.

Chorgesang

Es kam ein En - gel heil und klar von Him - mels - höh'n zur Hir - ten -
 Denn gro - ße Freud' ver - künd' ich heut: Der Sohn des Höch - sten kommt zu

schar Sie be - te - ten vor des Him - mels Licht Er a - ber sprach: "Er - schrek - ket nicht!"
 Euch. Ihr fin - det ihn in der Da - vids - stadt, wie Gott es längst ver - spro - chen hat.

2. Hirt

Wunder über Wunder! Du werst's nit glaub'n,
 was mir heit Nocht erschien im Traum.

1. Hirt

Lie - ber Noch - bar, loß Dir sog'n, was sich hot Neis zu - ge - trogn: Han viel En - gel
 Is gor ci - ner o - wa - glog'n glaub's ma g'wiß, s'ist nit da - log'n. Der hot g'sogt mir

u - ma - gfo - ga, han oll - weil lo - tei - nisch g'son - ga. Glo - ri - a han i mir
 solln hin - ge - hen, Je - sus Chri - stus an - zu - se - hen z'Beth - lo - hem do in der

g'mirkt da - von, wann i a nit le - sen kann, ha - u - o, ha - u - o
 Da - vids - stadt, wie die Schrift hot längst ge - sogt, ha - u - o, ha - u - o.

2. Hirt

Wunder über Wunder, was Du mir willst sagen !
Soll ich Dir glauben, was sich hot zugetragen ?

1. Hirt

Du alter Wolfberger, drum weck' i jo Di, sollst die Soch besser versteh'n als i.

Der Engel geht zu den Hirten, rührt sie an und weckt sie. Nach dem Lied richten sich die Hirten auf.

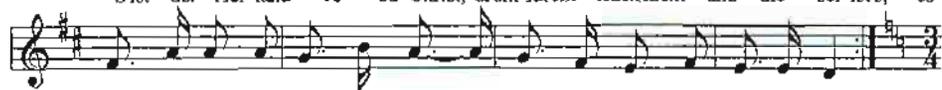
Engelsgesang



Auf, ihr Hir - ten, von der Heid'. Ich ver - künd' Euch gro - ße Freud':
Der Herr - gott im höch - sten Thron hat ge - sandt sein' eig'nen Sohn.



Der heut' ist als Mensch ge - bor'n von ei - ner Jung - frau aus - er - kor'n zu
S'ist der Hei - land Je - su Christ, drum fürcht' Euch nicht und die - ser ist's, es



Both - le - hem in Da - vids Stadt, wie die Schrift hat längst ge - sagt
ist der Hei - land Je - su Christ, drum fürcht' Euch nicht und die - ser ist's,

2. Hirt

Müaßen wir unser'n Steffl a fragen.
Was wird der zu der Soch sagen ?

*Der zweite Hirt gibt dem dritten Hirten einen kräftigen Schlag auf die Schulter
Der dritte Hirt richtet sich auf und spricht:*

3. Hirt

Was schlogst, was schlogst, Du grober Knopf !
Schlogst mir am End' noch auf den Kopf !
Du konnst mi a im Guaten aufweck'n,
konnst mi leicht aus der Haut aufschrecken.

*Während des folgenden Liedes gehen die beiden Hirten mit toppigen Schritten um
den dritten Hirten herum und klopfen im Takt mit ihren Stöcken auf den Boden.*

1. und 2. Hirt



Ei, Du mein Stef - fl, bist a rech - te Schlof - haub'n, Du wirst uns wohl
Host denn kein' Kopf nit o - der tuast nit guat hör'n. Wort, wort, i wie



wei - da zum Kind - la net taug'n, ha - u - o, ha - u - o
schau - en, wir neh - men d'Lo - tern, ha - u - o, ha - u - o.

3. Hirt



Ei, Du mein Se-do, zum Geh'n bin i zua miad, och bin vol-la Schlof-re vot-ter Schlof'ist mei
Kopf Konn'n Steg-ga nit neh-ma, weil er hot kei-nen Knopf, ha-u - o, ha-u - o.

1. Hirt



Steh' nur auf und sei fein still, horch, was ich Dir so-gen will:
Er hot g'sogt, wir soll'n hin-geh'n, uns das Kind-lein an-zu-sehn
S'ist ein En-gel zu uns kem-ma hot uns ge-ben zu ver-neh-ma,
z'Beth-lo-hem in Da-vids Stodt, wie die Schrift hot langst ge-sogt.
daß soll sein ein Kind ge-bor'n von ei-ner Jung-frau aus-er-kor'n, ha-u - o, ha-u-o.
Das ist der Hei-land Je-su Christ, drum furcht Di nit und die-ser ist's, ha-u - o, ha-u-o

3. Hirt

Müssen wir ihn holt verch'r'n.

2. Hirt

Freilich wird's nit anders wer'n.

Chorgesang



Lau-fet, Ihr Hir-ten, lau-fet ei-lends geschwind, be-su-chet Ma-ri-a, be-su-chet das Kind
Lau-fet gen Beth-ie-hem ein in den Stall, be-grü-ßet das Kind-lein zu tau-send-mal

2. Laufet, Ihr Hirten, laufet eilends geweckt
und schickt Eure Herzen ans Kindlabett.
Bringet dem Kindlein das Hirtengeschank.
Der Josef, der sagt Euch den größten Dank.

1. Hirt



Groß Wun-der jetzt un-ter, wos hob i er-blickt? Steht's auf, lie-be
Dort u-ma Stodt Beth-lo-hem glaub' i scho da briant's. Ei, tau-send-mol hot's
Bua-ma, segt's wos uns Gott schickt! Da un-ten in Feld-lein, da
scho brennt, d'Stodt hob'n's an-ge-zündt. O, Bua-ma, geht's ei-ni, geht
glänzt's jo so schon, wir müs-sen hin-ge-hen, wos dort wird ent-steh'n.
in de Stodt nein Der Se-wolt ist ke-ma, mir soll'n sich er-freun.

3. Ein Engel ist koma, der hot uns verkind't,
wir soll'n etwas nehma für's göttliche Kind.
Es ist ja geboren zu Bethlohem in Stall,
sonst wär'n wir verloren, wegen Adam seinem Fall.

4. Gott grüßt dich, schön's Kindlein,
wos mochst denn du do?
Liegst do in dem Kripplein in Heu und in Stroh.
Bist erst auf d'Welt koma, stehst Kälten schon aus.
Wir soll'n di wo nehmen, wohl in a warm's Haus.

5. Wort, wort, du klein's Burschel, i wir's mein'
Wei' sog'n, daß sie dir tut morgen a Strizel hertrog'n.
Wort, morgen komm i wieda, heit geh' i nach Haus'
I leg' mi nit nieda und zieg mi nit aus.

6. I soll's mei Wei' froin, wo i geh dohin.
Mei Wei' tut's glei frog'n, wo i so lang bin.
Oft wir i holt sog'n wos neis ist gescheg'n.
Wer weiß etwa morgen, ob i di wia seh'n?

7. Ei, mei, host nix zu Essen, ei tua mir's nur sog'n,
will a nit vergessen und wia dia wos hertrog'n.
Ein Weichsl, ein Äpfel, des bring' ich dir schon,
a I lenn mit an Schöpfl wenn ich's fongen kann.

8. Wenn soll's dazu kema und nit anders wer'n,
so laß mir mein Hans'l in Solotern nit sterb'n.

1. Hirt singt, der 2. Hirt läuft mit viel Lärm umher.

Geh' o - ni, fangs Lam - mel und nimms glei beim
 Nun tua di nur tum - meln, heb' die Fuß' brav in
 Krogn' und soll's sein a Ham-mel, so derist nit long frog'n.
 d'Höh' Das Kind-lein tut hun-ger, das weißt du ja eh

Josef kommt heraus aus dem Stall.

Gemach, gemacht, ihr groben Leit!
 Ihr schreckt mein Kind mitsamt dem Weib!

Alle Hirten singen

Wir woll'n dem Kind op-fern, wos mir hom mit-brocht: An
 an Rahm und a Mil-lich, a Henn' und an Ei Wenn
 Kitz und an Lam-mel, an Speck und an Brot,
 uns das Kind ster'm dat, wie wor uns so leid.

1. Hirt

O Han-sl, o Stef-fl, o Bua-ma oil-zwei, jetzt
 Dotz nit long um-gof-fa, folli's nie-da auf d'Erd', der
 geh'n ma schon hoam-li in Stoll hin-ei'.
 lieb-rei-che Je-su ist ol-les wohl-wert.

Die Hirten gehen in den Stall hinein. Jeder Hirt kniet bei seinem Spruch nieder und nimmt seine Kappe ab.

1. Hirt

Grüß Dich Gott, Maria rein
 mitsamt dem kleinen Kindelein.
 Wos ich dem Kind verehren will?
 Kas' und Butter - s'ist wohl nit viel.
 Ich will mir nit viel denka

und Dir a Henna schenka.
 Dos Fleisch loß Dir schön kocha
 und von Federn an Polster mocha.
 Dös will i Dir schenka,
 willst auch meiner gedenka.

2. Hirt

Grüß Dich Gott, Maria rein
mitsamt dem kleinen Kindelein .
Wos ich dem Kindlein verehren will ?
An Speck und a Brot - s'ist wohl nit viel.
Ich will mir nit viel denka
und Dir an Lammel schenka.
Dos Fleisch läßt Dir schön kocha
und vom Föll a Pelzlein mocha.
Dös will i Dir schenka,
willst auch meiner gedenka.

3. Hirt

Sei willkommen, Du edler Gast,
weil Du koin Sünder verschmähet host.
I komm aus lauter Ormut hier.
Wos will i verehren Dir ?
I bin an ormer lediger G'sell,
hob weda Flaus noch Hof noch Höll.
Will Dir oll mein' Plunder schenka,
willst auch meiner gedenka.

Die Hirten erheben sich und und singen gemeinsam

Alle Hirten

Seh', mein Kind, do host mein Soch'. Hätt' Dir jo viel Meh - res brocht.
War der Tog im Som - ma kem - ma, hä'n mia ge - wußt, wo - her zu neh - ma.
Wa-ren brav An - ten auf Mülher's Wies' Ich hä't' Dir ei-nebrocht, des war jo ge - wiß.

2. Schaut's mir nur das Kindlein on,
wia's so schön lächeln kann.
Es hot zwei Äuglein wia Kristoll'n,
dos mon nit schöner molen kann.
Weil nur ist dos Kind so g'scheit,
es lächelt jo auf olle Leit.

3. Ein gutes Zeichen ist beim Kind,
daß man nicht desgleichen find'.
Es tut in' Stoll einkehren,
schert sich nit um hohe Herren.
Des is jo fir uns olle gut,
dos es niemand verschmähen tut.

Josefs Dankspruch

Sag Dank, sag Dank, Ihr Hirten gut,
was Ihr dem Kind verehren tut.
Gott wird nicht vergessen Euer Geschenk,
im Himmelsthron er Euer gedenk.

Marias Dankspruch

Sag Dank, sag Dank, Ihr Hirten gut,
was Ihr dem Kind verehren tut.
Gott wird nicht vergessen Euer Geschenk,
im Himmelsthron er Euer gedenk.

Während des folgenden Liedes stellen sich die Hirten im Dreieck auf tanzen in tap-pigem Walzerschritt, drehen sich dabei um sich selbst und gleichzeitig im Kreis.

Chorgesang: „Ein Kind geboren zu Bethlehem“ mit allen 3 Versen - siehe Seite 42

1. Hirt

I g'spon, mir hom hier nix mehr zu schoffen,
so schau mir hoim zu unsern Sochen,
denn der Wolf ist glei so g'schwind,
doß er nit an Tier holt oder nimmt.

2. Hirt

Wenn er nur koin Lammel mitnahm !

3. Hirt

Guat dos mir kan Hornvieh ham.

Die Hirten setzen ihre Kappen auf und bewegen sich beim folgenden Lied wieder langsam auf ihren Platz zu. Dabei gehen sie in tappigem Tanzschritt, sich einmal nach rechts und einmal nach links neigend, während sie ihre Stecken im Takt mit beiden Händen auf den Boden stoßen.

Alle Hirten

A two-staff musical score in 3/4 time, key of B-flat major. The melody is simple and rhythmic, with lyrics written below the notes.

A stoan - ol - ta Monn, a blut - jun - ges Wei, so weiß wie a Kreid'n, so
zart - lich wie a Seid'n, a wun - der - schen's Kind und fröh - lich da - bei

Während der kleinen Pause, die nach dem Auszug der Hirten eingetreten ist, schreit Herodes, vom Drogont mit gezogenem Säbel begleitet, herein und setzt sich auf seinen Platz (einen Stuhl). Der Drogont stellt sich seitlich dahinter.

III. Die Könige

Chorgesang

A two-staff musical score in 3/4 time, key of B-flat major. The melody is simple and rhythmic, with lyrics written below the notes.

Drei Kö - ni - ge von Sa - ba, sie ka - men an, sie ka - men an.
Gold, Weih - Rauch, Myr - rhen brun - gen sie an. Al - le - lu - ja, al - le - lu - ja, al - le - lu - ja.

Die Könige treten einzeln auf. Jeder stellt sich auf seinen Platz, zieht den Säbel und spricht. Der dritte König stellt sich den anderen beiden gegenüber. Wenn er gesprochen hat, werden die Säbel gekreuzt und wieder weggesteckt. Danach stehen die Könige nebeneinander.

1. König *kommt herein und spricht:*

Ich habe zwar von Jugend auf
studieret uns' res Himmels Lauf,
hab' Bücher von Stern' und Planeten gelesen,
diesgleichen aber ist niemals gewesen.

Wie, das ist uns ganz unbekannt
ein fremder Stern in unserem Land.

Es muß fürwahr was Neues gescheh'n.
Eilends woll'n wir dem Stern nachgeh'n,
mit Freuden woll'n wir ihm nachreisen,
der uns zum König den Weg wird weisen.

Alldort entweicht uns der Stern,
allhier nun wollen wir einkehr'n.

2. König

König Kaspar bin ich genannt.
Ich komme aus dem Morgenland.

Als wir kamen ins Land hierher,
da ging ein Weglein nach der Quer.

Da wurde der Nebel so finster und dick,
daß man kaum sah einen einzigen Schritt.

Als wir kamen in Jerusalem an,
einen großen Berg wir vor uns sah'n.

Alldort entweicht uns der Stern,
allhier nun wollen wir einkehr'n.

3. König

Dreizehn Täg' reisten wir schon,
als wir kamen in Jerusalem on.

Jerusalem, du schönste Stadt,
wo König Herodes sein'n Wohnsitz hat.

Alldort entweicht uns der Stern,
allhier nun wollen wir einkehr'n.

Drogont tritt vor Herodes hin
Königliche Majestät, in unser Land
kommen drei Weise - mir unbekannt.

*Wenn der Drogont vor Herodes
oder die Könige tritt, zieht er immer
seinen Säbel und vermeigt sich.*

Herodes

Geh' und frag nach, was sei das Begehren
von diesen fremden weisen Herren.

Und denke daran, daß ich begehrt
zu wissen, wo sie kommen her.

Drogont

Königliche Majestät, gern überaus
will ich solches richten aus.

Der Drogont tritt vor die Könige

O, Ihr Herren, alle drei,
unsere Bitte an Euch sei,
da Ihr seid uns unbekannt,
zu wissen, ihr kommt aus welchem Land?

- 1. König - aus Syrien,
- 3. König - aus Sabat,
- 2. König - aus Morgenland.

Drogont geht zu Herodes zurück

Königliche Majestät, die Weisen unbekannt
sind aus Syrien, Sabat, Morgenland.

Herodes

Geh' Du noch einmal zu ihnen herfür,
diese Weisen soll'n kommen zu mir.

Drogont

Königliche Majestät, gern überaus
will ich solches richten aus.

Drogont tritt vor die Könige

O, Ihr Herren, Herodes hat befohlen,
daß Sie sich vor ihn hinstellen sollen.

1. König

Gehe hin und tu ihm sagen,
was bedeuten diese Fragen.
Sag', wir lassen uns empfehlen
und werden uns vor ihn hinstellen.

Drogont zu Herodes

Königliche Majestät, die drei Weisen
werden in kurzem daherreisen.

Die Könige treten ein und stellen sich in einer Reihe vor Herodes auf. Herodes senkt sein Zepter zum Gruß und die Könige legen ihre Schwerter übers Kreuz auf das Zepter. Alle verneigen sich und schwenken Schwerter und Zepter hoch und die Schwerter werden wieder eingesteckt.



Herodes

Willkommen, willkommen, Ihr Herren mein !

Wo wollen Sie heut' kehren ein ?

Was bringt Ihr uns für neue Mähr

so weit aus fremden Landen her ?

1. König

Wir hab'n einen König auserkor'n

mit Namen soll er sein gebor'n

Jesulein, so zart und fein,

welcher der Juden König soll sein.

2. König

Den suchen wir mit größter Freud'

3. König

schon hin und her - weit und breit.

Herodes

Fürwahr, die Red' mich sehr erfreut !

Ich liebe Euch, Ihr lieben Leut'.

Geht hin und forschet nach dem Kind

und schaut, daß Ihr es alsbald find't.

Und wenn Ihr's find't, so reiset her

und zeigt mir an die neue Mähr,

damit ich ihn verehren tu,

sonst hab' ich Tag und Nacht kein' Ruh.

2. König

O Herr, wir machen uns bereit.

3. König

Fort, fort, es ist schon Zeit !

IV. Die Juden

1. Jude

Bruder Mauntsch, kimm hervor.

Biste heimgekommen gor ?

2. Jude

Hab' groß Reisen grad' gemocht,

bin wiederkommen heute nocht.

1. Jude
Mauntsch, dos hob ich mir gedocht.
Sog, wos haste mitgebracht .

2. Jude
Unterwegs die Leute fragen,
wos sich hier hot zugetrogen.
Es soll ein kleines Kindelein
als König der Juden geboren sein.

1. Jude
Uii, dos sind gefährliche Sochen !
Sog, wos sullen mir itzt mochen ?

3. Jude
Dann müssen wir uns itzt bequemen,
und dem König dies zu wissen geben.
Das sind wir unser'm Gewissen schuldig.

2. Jude
In sowos ist er nicht geduldig !
Haste gesehen, Du Ploischer !
Wos sugt der, wos sugt der ?

1. Jude
Also, jitz gehst Du voran.
Denn Du bist a steifer Mann.
Host a Paar große Stiefel an
und zeigst die Mähr' beim König an.

2. Jude Ach gei nischt.

1. Jude Also gei ich.

Sie gehen zum König Herodes

1. Jude
Großmächtiger Herr und König !

2. Jude
Solche Herren gibt's nur wenig.

1. Jude
Es kamen drei Weise in unser Land,



3. Jude

die sind uns ganz unbekannt.
Den König der Juden suchen sie hier,
doch fanden sie diesen nicht bei Dir.

1. Jude

Sie wollen, das geben wir zu denken,
ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen schenken

2. Jude

Herodes, sagt, gefällt Euch des ?

Herodes springt von seinem Thron auf
Mauschl, dieses Vorbringen ist böß !

Herodes setzt sich wieder

Die Sach' g'hört aus der Welt geschafft,
die Lügner sein nicht ungestraft !
Geh' schnell, Drogont, zum Kaiphas.
Den Hohenpriester ich bitten laß,
sich kürzlich bei mir einzustellen,
um dieses Rätsel zu erhellen.

Drogont

Königliche Majestät, gern überaus
will ich dieses richten aus.

Drogont geht zu Kaiphas

Hoherpriester Kaiphas,
Herodes läßt ausrichten das:
Um eine Lüge zu erhellen,
habt Ihr Euch bei ihm einzustellen.

Kaiphas

Sag', ich ließ mich schön empfehlen
und wollt die Sache schon erhellen.

Drogont

Königliche Majestät, Kaiphas,
der Hohepriester sagt Euch das:
Er läßt sich gar schön empfehlen
und wird sich bei Euch einstellen.



Herodes

Hoherpriester, Kaiphas,
ich hab' Dich zu fragen was.
Du bist ein schriftgelehrter Mann,
der dieses Buch wohl deuten kann.
Zeige mir in dieser Schrift,
ob dort stehet das Gerücht,
daß soll kommen ein Kindelein
und soll König der Juden sein.
Ob ein König geboren ist
über mir - ob Ihr was wißt.

Die Juden

Ob ein König geboren ist
über mir - ob Ihr was wißt.

Kaiphas

Großmächt'ger Herr, es ist gewiß,
wie's in der Schrift geweissagt ist.
Das zeigt uns an der Davidsstamm.

Die Juden

Vom Sohn des Vaters Abraham.

Kaiphas

Es weissagte der Prophet Michäas:
Du Bethlehem Ephrata, die Du klein
bist unter den Städten Judäas,
aus Dir soll mir der kommen rein,
der in Israel Herr soll sein.
Von Anfang es bestimmt ist,
von Ewigkeit gewesen ist.
Er soll uns geboren sein,
von allen Sünden machen rein.

Kaiphas macht eine kurze Pause, bevor er weiterspricht:

Ich mach mich jetzt auf und davon,
daß ich nicht bekomm' meinen Lohn.

Die Juden

Schnell, da laufen wir gleich mit,
denn dies gefällt Herodes nit.

Herodes

Du lügst mit deiner Schrift zugleich
und sprichst von deinem Himmelreich.

Kaiphäs und die Juden gehen

Jetzt weiß ich, daß ich bin betrogen,
daß mich die Weisen angelogen.
Ich werde wissen, was zu tun,
daß ich nicht komm' um meinen Thron.
Wer mich aus meinem Reich will bringen,
der muß mir über die Klinge springen.

V. Der Bauer

Herodes springt von seinem Thron auf und geht auf und ab.

Bauer noch im Versteck

Hott, und aussa aus'm Kraut
und in die Runkeln einig'schaut.

Herodes

Weißt Du davon ? Das geht mich an !
Weißt Du davon, so zeig's mir an !

Bauer kommt heraus

Bauer

Euer Excellenz, i woäß davon,
doch bis ich Eich was sogen kann,
Majestät noch auf mich warten muß
bis i mir ei'bind meinen Fuß.

Herodes

Wer bist Du denn, Du armer Bauer ?

Bauer

I bin der Bauer von Wistanaua.
I hob mir grad a Wogschia brennt
und mir und mein'm Wei' die Kuttl versengt.
Bin gestern und heit den gonzen Morg'n
mit Wogschmier auf da Robot g'föhr'n.
Do is mir brochen der olte Wogen,
hob ihn müssen am Buckel hoamtrog'n.

Herodes

Wenn Du bist auf der Robot gefahren,
was hast Du da dann Neues erfahren ?

Bauer

Ach, großmächt'ger Herr und König,
do erfahrt man meistens wenig,
Doch kuunt i heit hör'n mit Listen,
es sei der König gebor'n für die Christen.

Herodes

Saprament, was hör' ich immer !
Diese Red' gefällt mir nimmer !

Bauer

Oh, loteinisch spricht der Herr !
Am End versteh' ich Ihn nicht mehr .
Was wünscht denn der Herr?
Oh sprecht nur zu.

Herodes

'Tag und Nacht hab' ich kein' Ruh'.

Bauer

Wos hot der Herr denn, ach herrje !
Treib'n ihn Flöh', Läus', Wanzen in d'Höh ?

Herodes

Drei Weise aus dem Morgenland
die gaben mir allhier bekannt,
daß soll kommen ein Kindlein klein
und soll König der Juden sein.
Wenn sich dies ereignet hat,
ein König hier in meiner Stadt,
der jetzt soll stehen über mir,
das darf nicht sein - ich bin allhier.
Oh, wüßt' nur jemand einen Rat,
wie man sich zu verhalten hat !

Bauer

Geh' der Herr nur hin und her!
Derweil i mi besinna wer'.

*Beide gehen im Raum auf und ab. Der Bauer hält seinen Zeigefinger an die Schläfe.
Dann bleiben sie voreinander stehen.*



Ober, großmäch'tige Majestät,
 diesen Rot i für Sie hätt':
 Tāt man frogen die drei Weisen,
 die zu diesem Kindlein reisen.
 Wann sie hätten das Kind gefunden,
 Ihr konnt' kommen zu ollen Stunden.
 Dann konnt's das Kindelein onbeten
 oder ober lossen töten.

Herodes klopft dem Bauern auf die Schulter

Herodes

Bauer, ich folge Deinem Rat
 und wart' bis man's gefunden hat.
 Die Häscher mein soll'n nicht nachlassen
 zu suchen, die ich kann nur hassen.

Der Bauer tritt ab, Herodes setzt sich wieder auf seinen Thron.

VI. Die Anbetung des Kindes

Die Könige kommen zu den Hirten.

Könige



Wir rei-sen da-her in schnel-ler Eil', in drei - zehn Tag' vier-hun-dert Meil', berg-
 Gott ih - ret uns zu die-sem Kind undmacht aus uns ein Hof-ge-sind'. Auf-
 Ihr Män - ner, ach, Ihr ar - men Leut', wir su-chen bei Euch die größ-te Freud'. Wilt



auf, berg - ab durch Reif und Schnee, wohl ü - ber Lagd und See.
 hier ent - wei - chet uns der Stern, all - hier woll'n wir ein - kchr'n.
 Ihr, wo möcht' zu fin - den sein das klei - ne Christ-kind - lein.

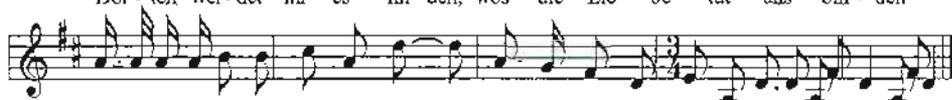
Hirten



O, Ihr Herr'n, derit's nit long frog'n, Will i Euch glei ol-les sog'n.
Der Herr-gott im hoch-sten Thron, hat ge-sandt sein' eig-nen Sohn.
Müßt's nit 'su - cha im Pa - lost, son - d'ern drauß ge - tof der Stodt.



Wir san Hir - ten von der Heid', ham er - foh'r'n die groß - te Freid'
Es ist uns ein Kind ge - bo - ren von ein'r Jung - frau aus - er - ko - ren
Dor - ten wer - det Ihr es fin - den, wos die Lie - be tut uns bin - den



Es ist ein En - gel zu uns kern - ma, hot uns geb'n dies zu ver - neh - ma - hau - o, hau - o.
z' Beth - le - hem do in der Da - vids - Stodt, wie die Schrift hot längst ge - sagt, hau - o, hau - o.
Das ist der Heiland Je - su Christ, drum fürcht' Euch nit und die - ser ist's, hau - o, hau - o.

1. König

Wie sollte dieses möglich sein ?

Der allgewalt'ge König rein

in einem alten Stall !

Das hört man nicht überall.

3. König

Habt Dank, Ihr Hirten auf der Heid',

weil Ihr verkünd't die größte Freud'.

Wir wollen in den Stall reingehn

und uns das Christkindlein anseh'n.

Chorgesang



Will - kom - men aus dem Mor - gen - land, ihr Kö - ni - ge der Wü - sten.
Ihr kommt, vom Mor - gen - stern ge - sandt, zum Kö - ni - ge der Chri - sten.



Heil, Kas - par, Mel - chu - or, Bal - tha - sar, Ge - lobt sei Je - sus Chri - stus.
Ihr bringt die reich - sten Gä - bendar!

1. König

Mich dünkt fürwahr, das ist der Stern,
den wir zuvor gesehen gern.
Ihr Herr'n, laßt uns hinein nun geh'n,
lasset uns nicht stillesteh'n.
Wir woll'n dem Stern nachfolgen fein,
mit seinem hellen Glorienschein,
der uns so weit geführet hat
bis hierher in die Davidsstadt.

2. König

Ich sehe schon das Kindelein
mit Joscf und Maria rein.
Es liegt in einem Krippelein
bei Ochs und Eselein.

Maria

O Jo-sef mein, was muß das für ein Ge-tüm-mel sein! Die Trom-mel hör' ich
kna-len, die Trom-pe-ten auch er-schal-len, o Jo-sef mein, o Jo-sef mein.

Josef

O Jung-frau rein, es muß für-wahr was Neu-es sein! Viel Her-ren hör' ich
rei-ten, es muß was Neu's be-deu-ten, o Jung-frau rein, o Jungfrau rein.

Maria

O Jo-sef mein, wann sie bei uns woll'n keh-ren ein, tu zu Ihn'n hin-aus-
tre-ten, Du kannst uns wohl er-ret-ten, o Jo-sef mein, o Jo-sef mein.

Josef

Ihr Her-ren mein, wo wol-let Ihr denn keh-ren ein mit die-ser gro-ßen
Men-ge? Die Häu-ser sind zu en-ge in Beth-lo-hem, in Beth-lo-hem.

Die Könige

Be-freund-ter mein, wir be-gehren nicht in die Stadt hin-ein. Laßt uns nur hin - zu -
tre-ten, daß wir das Kind an - bo-ten, das Je-su-lein, das Je-su-lein.

Josef

Ihr Her-ren mein, wenn Ihr wollt, so kommt mit her-ein. Da wer-det Ihr es
fin-den, was uns die Lieb' tut bin-den, Ihr Her-ren mein, Ihr Her-ren mein

Die Könige knieen vor dem Kind und nehmen die Krone ab.

Könige

Ge-grü-ßet seist Du, Je-su-lein, schön's Kin-de-lein, wir
Nimm an von uns das Op-fer fein, o Je-su-lein, laß
wol-len all' Dem ei-gen sein, herz-lich-stes Je-su-lein.
un-ser Herz ein Her-ze sein, herz-lich-stes Je-su-lein.

Jeder König kommt bei der Übergabe seines Geschenkes etwas näher und neigt sich über die Krippe.

2. König

Sei begrüßt, o Jesulein!
Ich opfre Dir dies Goldstück fein.
König Kaspar bin ich genannt,
ich zieh' heraus aus Syrienland.
Dies Stück Gold will ich Dir verehren,
weil Du bist Mensch geworden auf Erden.
Und laß uns nach diesem Jammertal
zu Dir kommen in den Himmelsaal.
Ach, Du liebes Jesulein,
wirst uns Sündern gnädig sein.

1. König

Sei begrüßt, o Jesulein,
ich opfre Dir den Weihrauch fein.
Der Weihrauch fein ist zugericht'.
Gott sei uns gnädig am Jüngsten Gericht!
Ach, Du liebes Jesulein,
wirst uns Sündern gnädig sein.

3. König

Sei begrüßt, o Jesulein,
ich opfre Dir den Myrrhen fein.
Der Myrrhen fein ist zugericht'.
Gott sei uns gnädig am Jüngsten Gericht!
Ach, Du liebes Jesulein,
wirst uns Sündern gnädig sein.

Josef

Sag' Dank, sag' Dank, Ihr Herren gut,
was Ihr dem Kind verehren tut.
Gott vergißt nicht Euren Lohn,
den Ihr bekommt im Himmelsthron.

Maria

Sag' Dank, sag' Dank, Ihr Herren gut,
was Ihr dem Kind verehren tut.
Gott vergißt nicht Euren Lohn,
den Ihr bekommt im Himmelsthron.

Die Könige erheben sich, verneigen sich und gehen.

VII. Die Flucht

Der Engel geht zu den Königen.

Engel

Herren, Herren, stehet still,
merkt auf, was ich Euch sagen will:
Herodes als entschloss'ner Mann
schrieb aus in seinem ganzen Land
daß getötet werden alle Knäblein,
welche ein oder zwei Jahr' alt sein.
Drum kehrt nicht mehr bei ihm ein.
Es könnt' gefährlich für Euch sein.
Flieht, Ihr Herren, flieht beizeiten!
Gott, der Herr, wird Euch begleiten.

2. König

Die Wahrheit ist zu nehmen an,
nun zieh'n wir in ein and'res Land,
daß wir nicht kommen in Gefahr,
das Christuskind bleib in Bewahr.

3. König *geht zu Josef in den Stall hinein.*

Josef, Josef, Du alter Greis,
merk auf das Kind und behalt's mit Fleiß!
Billig wollen wir dankbar sein
dem neugebor'nen Christkindlein.

Josef

O, Ihr Herren, um meinen Knaben
dürfen Sie keinen Zweifel haben.
Gott geb' Euch Glück in Eure Hand,
daß Ihr gut kommt in Euer Land.

Die Könige wenden sich um und gehen langsam fort

Kaiphas

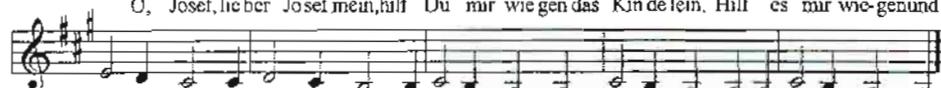
Undankbarer Christ, komm auch herbei,
wirst sehen, was geschehen sei.
Wie die Könige gebogen die Knie
vor dem Kindelein allhie.
Sie war'n entfernt vierhundert Meil'

sind hergereist in schneller Eil'.
Gott schütze sie auf ihrer Reis',
Herodes davon noch nichts weiß
Wenden wir uns wieder dem Kindelein zu
damit Jesus uns auch segnen tu.

Maria



O, Josef, lieber Josef mein, das Kind-lein will nichtschla - fen, es friert an sei - nen
O, Josef, lieber Josef mein, hilf Du mir wiegen das Kindelein, Hilf es mir wie-gen und

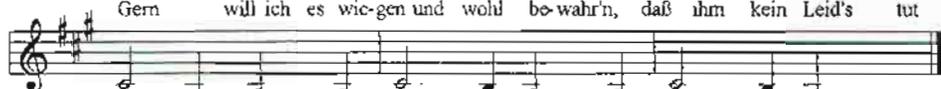


Fü-ße-lein, die Äug-lein hat es of - fen, Schlaf, lie-bes Kind-lein im kal-ten Kripp-lein
wohl be-wahr'n, daß ihm kein Leid's tut wi-der-fahr'n, o, Jo-sef mein, o Jo-sef mein

Josef



Gern will ich es wie-gen und wohl be-wahr'n, daß ihm kein Leid's tut



wi - der - fahr'n, Ma - ri - a mein, Ma - ri - a mein

Engel

Josef, Josef, David's Sohn!

Merke auf und hör' mich an:

Nimm die Mutter und das Kind mit Dir

und flieh' ins Ägyptenland mit mir.

Josef

Pomalo, wir kommen auch langsam weiter !

Ich wüßt' kein' Weg, wer wird mir ihn weisen?

Engel

Eilends, eilends richt' Dich behend,

daß Du nicht kommst in Herodes' Händ'.

Ich, Gottes Bote, will Dich führen,

daß Du den Weg wirst nicht verlieren.

Josef

Maria, Maria, laß Dir sagen,

wir müssen uns heut' noch weiter wagen.

Du bist die Mutter, nimms Kind zu Dir

und flieh' ins Ägyptenland mit mir.

Maria

Lieber Mann, ich bin bereit,

Dir zu folgen allezeit.

Sie gehen, der Engel voran

Josef beim Weggehen

Jetzt muß ich in meinen alten Tagen

das Stillei* auf dem Buckel tragen.

* *Stühlchen, Hocker*

Die Füße mein, sie krachen und schwinden,

mit Gottes Hilf den Weg werd' ich finden.

Chorgesang

Nun hat Ma-ri-a und Jo - sef das Op - fer em - pfan-gen von den hei - li - gen drei
Kö-ni-gen aus fer-nen frem - den Lan - den. Als sie von dar-nen rei - sen die Ver-
hei-ßung ister-ful-let. Sie zieh'n in Got-tes Na - men, sie zieh'n in Got - tes Na - men.

II. Der Kindermord

Nun ist nur noch Herodes mit dem Drogont in seinem Eck - ihm gegenüber Kaiphas.

Kaiphas

Nun wollt Ihr Herren ein neues Gedicht,

wie künstlich das Spiel ist zugericht'.

Als die drei Könige ritten dahin,

da sprach Herodes in seinem Grimm:

Herodes

Geh' hin, Drogont, nach Bethlohem rein

und töt' mir alle Knäbelein,

die ein Jahr oder zwei alt sein,

denn das Königreich ist mein.

Allen bin ich ein König genannt.

Es herrsche Ordnung in meinem Land.

Drogont

O, allgewalt'ger König mein,
verschon' die kleinen Kindelein !
O, Herr, das wär' über das Gebot,
das Gott im Himmel gegeben hat.
Königlichen Dienst will ich lieber meiden,
als wider Gott im Himmel streiten.

Der Drogont geht

Kaiphas

Gar listig ging Herodes ran,
kein kleines Kindlein ihm entkam.
I fast vergossen viel unschuldig Blut!
Gar niemand hält diese Taten für gut.
Es wird Dir noch einmal gehen zu Herzen,
und auf ewig wird es Dich schmerzen.
Geh' und bereue die Morde vor Gott,
sonst wirst Du leiden bittere Not.

Die Verzweiflung

Chorgesang



Wei - net, wei - net, o ihr Sün - der! Kom - met
Was lie - ro - des wird an - fan - gen, weru er
her sich und ste - het still, Wenn er sei - ne
nicht be - keh - ren will!
Schuld be - ken - net, wird ihm Gott noch gnä - dig
sein. Sonst wird's ihn eust e - wig reu - en
dor - ten in der höl - li - schen Pein.

Herodes

Ich glaub', man hat nicht tören wollen,
den, der mich um den Thron hat bringen sollen.
Verfluchen will ich diesen gleich,
sonst nimmt er mir am End' mein Reich!

Chorgesang



Nun die Höll' tut sich auf - schlie - ßen und He - ro - des wird 'nein müs - sen. He -
ro - des hat sein Zep - ter und sein' Kron' hö - her ge - schätzt als Gott.
Jetzt muß er ster - ben den ja - hen Tod.

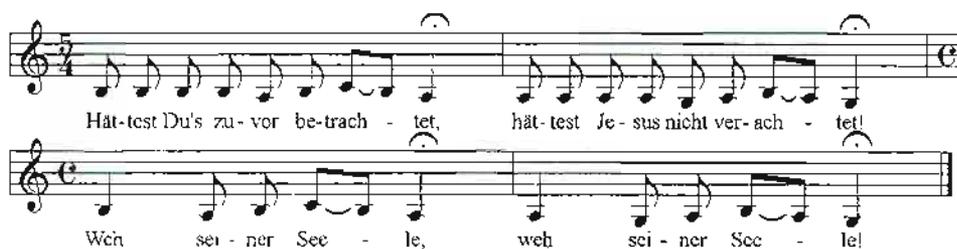
Herodes steht auf, geht auf und ab und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. Der Teufel tritt hinter ihn und folgt ihm mit über ihn gekrümmten Krallen so, daß Herodes ihn nicht sieht

Herodes



Ach, wie brennt mir mein Ge - wis - sen, hat mich recht der 'Teu - fel b'ses - sen!
Hab' ver - gie ßen las sen so viel un - schul - dig Blut, das in der Höl - le nach Ra - che schrei'n tut.

Chorgesang



Hät - test Du's zu - vor be - trach - tet, hät - test Je - sus nicht ver - ach - tet!
Weh sei - ner See - le, weh sei - ner See - le!

Kaiphas

Liebe Christen insgemein,
laßt uns alle dankbar sein.
Unser Herr und unser Gott
hilft uns heut' aus großer Not.
Seinen Sohn hat er gesandt
über aller Menschen Land.
Er hat zu erkennen 'geben
die Wahrheit und das ewig' Leben.
Bewahr' uns Gott vor aller Gefahr,
das wünsch ich Euch im Neuen Jahr.



Teufels Predigt

Habt Ihr es alle recht vernommen,
was Herodes für ein End' genommen ?
Er ist verzweifelt und verzagt.
Der höllische Hund hat ihn verjagt.
Ich gab zur Begrüßung ihm ein Glas Wein,
doch Herodes will nicht mehr lustig sein.
Wenn er daraus trinken tut,
dann spürt er im Körper die höllische Glut.
O, Ihr Leut', schaut her auf mich !
Ich hab' ein wildes Angesicht !

Hab' eine einzige Sünd' begangen
und dieses wilde Angesicht empfangen
O, Junggesellen und Jungfrauen,
auf Stolz und Hochmut dürft's nit schauen !
Wenn Ihr werdet hoffärtig sein,
fahr' ich mit Euch in die Höll' hinein.
Wigeldi, wogeldi, höllische Glut,
vielleicht bin ich Euch wieder gut,
wenn Ihr mir gebt brav Granatoler
Insgemein wär' mir noch wohler,
wenn's Zehner oder Zwanziger könnten sein,
sonst fahr' ich mit Euch in die Hölle hinein.

Chri - stus tri - um - phiert in al - len Lan - den.
 ein klein's Kin - de - lein, zum Heil er - ko - ren.
 Tau - sen - de Men - schen hab'n Je - sus - ver - lan - gen.
 da - mit's Euch in Him - mels - zelt recht wohl er - ge - he.

Ein Heil der gan - zen Welt, ei - ne Zierd' des Him - mels - zelt',
 Ein Heil
 Ein Heil
 Frie - den und Ei - nig - keit, die ew' - ge Glück - se - lig - keit.

da - rum sicu - et euch al - le zu - gleich.

Chorgesang

Kaiphas

Neujahrsspruch

Jetzt wünschen wir Euch ein Neues Jahr,
das wünschen wir von Herzen.

Behüt' Euch Gott vor jeglicher Gefahr,
vor Krankheit und vor Schmerzen.

Zu Ende geht das alte Jahr,
das wir mit Dank beschließen,
in dem Gott immer bei uns war.

Das Neue Jahr woll'n wir begrüßen.



Die Darsteller des „Weihnachtsspieler „ 1938

Stehend von links:

1. Michael Menzel, er führte Regie
2. Der Wirt: Josef Reiter
3. Der erste König: Adolf Magerl
4. Der zweite König: Ignaz Reiter
5. Der dritte König: Josef Menzel
6. Engel: Rosalie Menzel, geb. Engelmann
7. Herodes: Vinzenz Reiter
8. Teufel: Hoffmann Ladislaus
9. Kaiphas: Edmund Limberger
10. Bauer: Franz Jany

Sitzend von links:

11. Jude: Gustav Reiter
12. Hirte: Josef Magerl
13. Josef: Johann Hrycaj
14. Maria: Maria Säkel
15. Hirte: Georg Jany
16. Hirte: Michael Seitz, d. Ältere
17. Jude: Johann Säkel

Sitte und Brauchtum im Jahreslauf

Die deutschen Siedler in Michalok hatten den inneren Drang, bedingt durch ihre tiefe religiöse Einstellung, alles, was von der Geburt des Erdenbürgers bis zu seinem Tode, vom Neujahrstag bis zum Silvestertag ihre Seelen aufhellte, in besonders geprägten und erkennbaren Formen zu begehen. Sitte, Brauchtum und religiöse Feste führte die Menschen zusammen. Sie begleiteten sie durch den Jahreslauf, von der Geburt bis zum Grabe. Wir erleben, wie sie in der alten Heimat säten und ernteten, wie sie liebten und beteten, wie sie tanzten und Feste feierten, wie sie starben und wie sie das neue Leben in der Wiege begrüßten.

Das Neue Jahr

Zum schönsten Brauch am Neujahrstag gehörte das Singen des Neujahrsliedes. Schon am Abend trafen sich mehrere Männer, die gut singen konnten und teilten sich in Gruppen auf. Für eine Gruppe allein war es nicht möglich, jeder Siedlerfamilie das Lied vorzusingen. Es sollte aber auch keine Familie ausgelassen werden, damit sie wußten, daß sie zur Gemeinschaft gehören. Mit Beginn der ersten Stunde begannen sie mit dem Singen. Für jede Gruppe stand fest, wo zu beginnen sei. Eine Gruppe fing jedes Jahr beim Bauern Johann *Säkel* an, der viele Jahre der Vertraute für die Siedler bei der politischen Gemeinde Michalok war und von ihnen „da Rechta“ genannt wurde. Andere Gruppen fingen beim Waisenvater Wilhelm *Nedecky* oder bei Leopold und Michael *Menzel* an. Die Sänger zogen von Haus zu Haus bis zum Beginn der großen Messe. Für ihre gute Tat erhielten sie etwas zu essen und zu trinken; waren sie doch gern gesehene Überbringer der frohen Christenbotschaft und der Neujahrswünsche. Das Neujahrslied mit Noten und der Neujahrsspruch sind am Ende des „Weihnachtsspieles“ zu finden. Das Michaloker Neujahrslied brachte Franz Reiter aus seiner alten Heimat, Ober-Rosenberg, Egerland, mit.

An diesem Tag galt der allgemeine Gruß: „A glückseliges Joa“! Er war für das ganze Jahr von großer Bedeutung. An dem Tag nahmen sich jung und alt vor, nur gute Dinge zu tun, denn man war der Meinung, daß sich die guten Taten während des ganzen Jahres wiederholen würden. Man stand schon früh auf, war nett und hilfsbereit zu den Eltern, Verwandten und Mitmenschen, versorgte die Haustiere mit Freuden, ging in die Kirche, aß gute Speisen und war besorgt, daß der Geldbeutel



nicht leer war. Man glaubte, daß während des ganzen Jahres wenig Geld in der Familie wäre, wenn die Geldbörse am Neujahrstag leer sei.

Auch die Buben gingen zeitig früh am Neujahrstag zu Verwandten und Bekannten und wünschten ein gutes Neues Jahr. Sobald die Hausbewohner beisammen waren, begannen sie mit dem Vers:

Ich bin a kloins Pinkerl
und stöll mi ins Winklerl
und wenn i negs kou,
fang i negs oun.

Bönsch und Bönsch und weiß net wos,
greifts in Taschen und gebts mi wos,
los mi net solang stehn,
denn i muß gleich weita gehn.

I bönsch enk a glickliches Neus Joa,
a pessos bi es alte boa.
I bönsch an Speicha voll Köana,
an Stall voll Höana
ond an Peitl voll Geld.

Bekannt war auch der Vers:

I bönsch enk a glickliches Neus Joa,
A Christkindl met krausen Hoa,

ond en Zemma an golden Tesch.
Of jeden Eck an geproutenen Fesch,
in da Met a Glos Wein,
tös da Herr ond de Fraa recht losteg sein.

Die Hausbewohner beschenkten die Buben mit Gebäck und Geldstücken (Kreuzern). Das „Neujahrwünschen“ übernahmen die Buben. Die Mädchen waren nicht gern gesehen und so waren sie den Buben verständlicherweise wegen des Geldes neidisch. Auch ältere Männer gingen zum Neujahr Glück wünschen, jedoch nur zu Verwandten und guten Freunden. Dafür erhielten sie ein Gläserl warmen Schnaps oder ein Glas Wein und in guter Laune pflegte man ein geselliges Gespräch zu führen. Man hielt Rückschau und tauschte Erfahrungen aus. Es galt aber auch für die Zukunft, sowohl in wirtschaftlichem wie in politischem Sinne, Vorhersagen zu treffen.

Am Neujahrmorgen wurde der Hefekranz angeschnitten und ein Stück davon verpackt, für ein Jahr weggelegt und dann verbrannt. Man war der Meinung, daß es so im Haus keine Not geben werde. Am Abend gab es eine Tanzveranstaltung. Das neue Jahr sollte für die Jugend lustig beginnen, wobei die ältere Generation gerne zuschaute und sich mit freute.

Hl. Dreikönige

Am 6. Januar fing der Priester mit dem Organisten und zwei Ministranten an, die Häuser zu segnen. Oft dauerte die Segnung aller Häuser 2 - 3 Tage. Beim Eintreten in die Stube brannten zwei Kerzen und die Hausbewohner sangen das Lied:

Drei Könige von Sabath,
sie kamen an.
Gold, Weihrauch und Myrte
brachten sie
Alleluja, Alleluja.

Mit geweihter Kreide wurde die Weihformel 19 C+M+B (Christus Mansionem Benedicat) und die neue Jahreszahl auf den oberen Türbalken geschrieben, wofür der Priester eine Spende erhielt. Wen beglückte es nicht, wenn der Priester beim Verlassen des Hauses die drei biblischen Königsnamen Kaspar, Melchior und Balthasar hinschrieb. Die Kreide dafür, Wasser, Weihrauch und Gold (hierzu nahm man einen Goldring) wurden am „Virgiltag“, am 27. November, geweiht. Mit Weihwasser besprengte man alle Räume und die Stallungen. An dem Tag gingen einige Buben oder Burschen, die gut singen konnten, als Sternsinger von Haus zu

1 Haus und erhielten dafür eine kleine Belohnung oder etwas zu essen und zu trinken. Es war auch Sitte, an diesem Tag den Christbaum abzuleeren und den vorhandenen Rest zu verteilen. Leider war oft nicht viel übriggeblieben. Allzugerne haben die Kinder in Abwesenheit der Mutter die Salonzuckerl ausgepackt und das Staniolpapier schön zuge dreht - hängen lassen.

Lichtmeß - Blasiussegen

Die schlimmste Zeit des Winters war vorbei. Hatte der Bauer um diese Zeit noch die Hälfte der Futtermittel, dann war die Fütterung der Tiere und damit die Ernährung der Familie gesichert. Das bäuerliche Jahr nahm seinen Anfang, die Drescharbeiten sollten vorbei sein und die Frauen stellten das Spinnrad beiseite. Die Knechte und Mägde wechselten den Dienstplatz oder sie einigten sich mit dem Arbeitgeber, noch ein Jahr zu bleiben. An diesem Tag wurden in der Kirche die Kerzen geweiht, um die sich die Familie in der Fastenzeit jeden Tag versammelte und einen schmerzhaften Rosenkranz betete. Sie wurden zuhause auch als Sterbe- und Gewitterkerzen verwendet. Im Licht der geweihten Kerzen schloß der Sterbende die Augen und bei einem großen Gewitter brannte sie, um Unheil abzuwenden.

Am nächsten Tag, dem 3. Februar, erteilte der Pfarrer bei der hl. Messe den Blasiussegen. Der Hl. Blasius galt als Helfer gegen Halskrankheiten. Nach einer Überlieferung heilte er ein Kind, das eine Gräte verschluckt hatte. Vor dem Altar hielt der Pfarrer jedem Kirchenbesucher zwei brennende Kerzen an den Hals und sprach: „Auf die Fürbitte des Hl. Bischofs und Märtyrers Blasius bewahre dich der Herr vor Halskrankheiten und anderem Übel, wie Kropfbildung. Es segne dich Gott der Vater, Sohn und Hl. Geist. Amen!“ Bekannt war der Spruch:

„Blasiuskerzen am rechten Ort
treibt gar geschwind das Halsweh fort.“

Fasching

Am Faschingssonntag gab es in jedem Haus ein Festessen und auf dem Tisch stand eine Schüssel, gefüllt mit Krapfen, die in Schmalz ausgebacken waren.

Um 14 Uhr eröffnete die Jugend den Faschingstanz, bei dem auch ältere Ehepaare anwesend waren. Am Faschingssonntag wurde der Tanz vom ältesten Junggesellen und der ältesten Junggesellin (Platzmaidl) eröffnet. Die Mädchen steckten dem Tanzpartner ein Sträußchen mit farbigen Bändern an das Revers des Rockes. Getanzt wurde bis Mitternacht und anschließend wurde „geschlegelt“. Mitten auf



der Tanzfläche setzte sich ein Bursche mit einem Korb in der Hand. Jedes der Paare, die jetzt vorbeitanzten, gab eine Spende, wobei jeder der Tänzer versuchte, den anderen zu übertrumpfen. Das Geld wurde zur Deckung der Ausgaben benötigt. Faschingsdienstag wurde bis Mitternacht getanz und pünktlich um 24 Uhr wurde vor der Gastwirtschaft mit einem Ballen Stroh der Fasching verbrannt. Danach gab es im Haus der Tänzer und Tänzerinnen ein Fischessen. Von Aschermittwoch bis Ostern wurde keine Veranstaltungen mit Tanz und Vergnügen abgehalten.

Aschermittwoch

Es begann die Fastenzeit, die bis Ostern dauerte. Schmalhans war nun Küchenmeister. Auch die Kinder lernten dies schon sehr früh. Für sie gab es an diesem Tag eine magere Suppe und dazu ein Stück Brot. Viele Siedler haben am Aschermittwoch von früh bis abends nichts gegessen. Während der Fastenzeit wurde am Mittwoch und Freitag kein Fleisch gegessen. Die Fastenzeit wurde streng eingehalten. Die Kirchenbesucher erhielten während der Messe vom Priester das Aschenkreuz auf die Stirn gezeichnet und dazu sagte er: „Staub bist du und wirst wieder zu Staub!“ Man betete den schmerzhaften Rosenkranz und andächtig sangen die Gläubigen, jung und alt, Marien- und Fastenlieder.

Während der Fastenzeit betete die Familie nach dem Abfüttern der Tiere und nach dem Abendessen, jeden Abend den Rosenkranz, die Litanei und einige Vaterunser für verschiedene Anliegen. Für die Kinder war es oft eine harte Zeit, denn das lange Knien sagte ihnen nicht zu, doch gab es kein Erbarmen. Näherte sich Ostern, war die Freude um so größer, sie waren vom langen Beten erlöst. Bei vielen Familien wurde am Abend aus der großen Bibel vorgelesen.

Josefstag

Der Tag fällt auf den 19. März und wurde gefeiert. Der Name Josef gehörte zu den häufigsten männlichen Taufnamen in der Siedlung. Das Kleinkind hieß man

„Soferl“ und den Knaben „Josefel“. Zum Gratulieren kamen die Verwandten, Nachbarn und gute Freunde. Weil es für die Josef Männer ein Ehrentag war, sorgte die Hausfrau für ein festliches Essen und einen guten Umtrunk.

Osterwoche

Den Abschluß der Fastenzeit bildete die Karwoche. Sie hieß auch die stille oder die Marterwoche. In dieser Woche erlebten die Christen den Leidensweg unseres Heilandes von seinem glanzvollen Einzug in Jerusalem bis zu seiner wunderbaren Auferstehung mit. Eine Reihe von ehrwürdigen Bräuchen begleitete das biblische Geschehen. Auch in der neuen Heimat wurde die Karwoche auf würdige Weise gefeiert. Das fromme Brauchtum, welches die Vorfahren aus Deutschland, Böhmen und Galizien mitbrachten, blieb bis zur Vertreibung als Erbe erhalten. Wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß Sitte und Brauchtum im Laufe von zwei Jahrhunderten auch von den Polen und Ruthenen in Galizien und den Slowaken in der Slowakei beeinflußt wurden. Schon vor dem Osterfest begann man mit verschiedenen Vorbereitungsarbeiten. Mit der Feldarbeit sollte man soweit fertig sein, daß genügend Zeit blieb, um daheim in Haus und Hof den Osterputz vorzunehmen. Als gläubige Christen handelten und lebten sie schon vor der Karwoche mit dem Gedanken, daß Ostern von ihnen erfordere, Gott zu danken. Das erforderte, daß sie lieben und verzeihen, Haß und Egoismus aufgeben, daß sie in der Kirche alle eines seien. Der starke Glaube gab ihnen als Deutsche ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl, um in einer fremden Welt zu bestehen.

Palmsonntag

Die stille Woche begann mit dem Palmsonntag. An dem Tag wurden in der Kirche die Palmbüschel geweiht. Es war der Stolz der Jugend, mit den längsten Ruten (Salweide) vor dem Altar zu stehen. Die Palmruten galten als Symbol des Sieges. An der Prozession, die sich um das Gotteshaus bewegte, nahmen alle Gläubigen teil. Daheim wurden die geweihten Zweige in der Stube hinter den Bildern der Heiligen und auch im Stall aufgesteckt. Andere Zweige wurden im Friedhof auf die Gräber gelegt. Ein Zweig auf dem Acker sollte die Ernte gut gedeihen lassen.

Am Karmittwoch nach der Frühmesse wurde an der Außenwand der Kirche ein Feuer entzündet, um das Elend der Lahmen und Krummen zu verbrennen. Die Asche sammelte der Kirchendiener in einem Krug und bewahrte sie auf. Sie wurde bei Taufen und am Aschermittwoch benötigt. Asche ist nicht nur Zeichen der Vergangenheit und der Bußgesinnung, sondern auch Nährgrund neuen Lebens. An

dem Tag war es Sitte, eine bescheidene Nahrung zu sich zu nehmen. Sie bestand hauptsächlich aus Maisgries.

Am Gründonnerstag wurde es in der Kirche still. Der Gottesdienst begann gewöhnlich um 8 Uhr früh. Beim Gloria verstummten die Glocken und die Orgel bis zum Gloria am Karsamstag. Im frommen Glauben des Volkes waren die Glocken nach Rom geflogen, um dort neu geweiht zu werden. Während der Messe wurde bei der Wandlung in der Kirche und am Turm gerasselt. Von jetzt an rief die Turmratsche bis zur Auferstehung die Dorfbewohner zu den Festgottesdiensten. Auf den Straßen liefen die Buben mit den Rasseln herum. Nach der Messe wurde vom Pfarrer das heilige Sakrament in die Grabkammer getragen. Hier konnten die Gläubigen bis zur Auferstehung beten und sich in das Ölberggeschehen versetzen. Am Abend waren die Frauen, Männer und die Jugend beim Beten der Kreuzwegandacht anwesend. An dem Tag wurden die Ostereier mit Zwiebel-schalen braunrot gefärbt. Rot ist die Farbe des Lebens, der Jugend. Das richtige „Osterei“ ist daher das Rotei.

Der Karfreitag war ein Trauertag. Die Arbeit auf dem Felde ruhte. Er sollte für die Familie ein besinnlicher und ruhiger Tag sein. In jedem Haus wurde Brot gebacken. Man war der Meinung, daß Jesus Christus in seinem Leiden durch den Duft des frischen Brotes gestärkt werde. Die Familienmitglieder beschäftigten sich in Küche und Haus nur mit leichter Arbeit. Ein strenges Fasten wurde eingehalten. In der Kirche wurde die Johannispassion gesungen. Den ganzen Tag konnte man vor dem heiligen Grab betende Menschen sehen, die Geld oder Kerzen spendeten. Dort standen auch Ministranten und hielten Wache. Sie lösten einander jede Stunde ab.

Der Karsamstag war für die Hausbewohner ein strenger Arbeitstag auf dem Feld und im Wald. Haus und Stallungen mußten in Ordnung gebracht und der Korb mit Eßwaren für die Weihe vorbereitet werden. Gefüllt wurde er mit Ostereiern, Brot, Butter, gekochten Eiern, Salz, Pfeffer u. a. Das kleine runde Weißbrot nannte man „Paski“. Es wurde kurz vor der Weihe gebacken, wobei die Hausfrau beim Backen mit Butter, Eiern und Zucker nicht sparte.

Am Tag der Auferstehungsfeier erklangen morgens erneut die Glocken und kündeten ihre Wiederkehr. Die Jugend lief beim Erklingen der Glocken zum Bach, um sich Gesicht und Hände zu waschen. Sie war der Meinung, daß im Bach das Blut des Heilandes fließt. Die einen taten dies in der Hoffnung, die Sünden abzuwaschen, andere im Glauben, Gesundheit und Schönheit zu erreichen und zu bewahren. Besonders die Jugendlichen mit Sommersprossen im Gesicht glaubten an ein Wunder. Jeder von ihnen wollte zuerst am Bach sein.

Wenn am Abend die Glocken die Gläubigen zur Auferstehungsfeier riefen, war alle Trauer vorbei. Alt und jung eilten in die Kirche, um dort in der Grabkapelle die

Intonierung des Priesters zu erleben. Mächtig erklingt das Gloria. Alles jubelt: „Christus ist erstanden, Alleluja!“ Danach zog die Prozession um die Kirche. Nach der Messe eilten die Kirchenbesucher heimwärts, um am gedeckten Tisch von den geweihten Speisen zu essen. Die Erwachsenen erhielten noch ein Gläschen Schnaps. Es war ein Festessen, weil alle sich freuten, daß Christus auferstanden ist.

Der Ostersonntag war ein heiliger Tag. Man kannte nur den Kirchgang und hielt sich sonst nur im engsten Familienkreis auf. Begegneten sich die Siedler, so grüßte man mit „Christus ist auferstanden“. Die Antwort lautete: „Wahrlich, er ist auferstanden“. Dieser Brauch war besonders bei den Ruthenen üblich.

Vor dem Kirchgang saß die Familie beim Frühstück zusammen. Der Vater brach die Hostie auseinander und reichte sie den Anwesenden, die diese in Honig eintauchten und zu sich nahmen. Fehlen durfte beim Frühstück nicht das geweihte „Paskibrot“, die gekochten Schinken und die Roteier. Sie waren das Sinnbild des wiedererwachenden Lebens. Die Eltern versteckten gerne die Ostereier in der Scheune oder im Garten und die Kinder suchten sie mit Freude. Am Nachmittag machten die Erwachsenen den Osterspaziergang. Sie gingen entlang der Feldwege zu ihren Feldern, um ihnen den Ostersegen zu bringen. Der Tag galt der Besinnung und der Ruhe.

Der Ostermontag war ein Tag der Jugend, der Frohsinn sollte zu seinem Recht kommen. Man ging die Mädchen mit Wasser „baden“ oder „begießen“. Diejenigen, die sehr nobel sein wollten, verwendeten Rosenwasser oder Parfüm. Der Brauch sollte daran erinnern, daß nach Christi Auferstehung die Frauen von Soldaten mit Wassergüssen verjagt und so gehindert wurden, die „Osterbotschaft“ zu verbreiten. Den größten Ehrgeiz zeigten die Buben, weil sie wußten, daß sie beim „Baden“ der Mädchen einige Kreuzer oder ein gefärbtes Ei erhielten. Beim Eintreten in die Küche mußten sie die Hausfrau fragen, ob sie das „Baden“ der Tochter erlaube und ihr so Gesundheit zu wünschen. Der Knabe goß über den Scheitel des Mädchens etwas Wasser, legte die Hand darauf und sagte: „Bleib frisch und gesund“, was bedeuten sollte, die so Gehrte möge das Jahr gesund und munter bleiben. Auch die kleinen Mädchen ließen sich gerne ihre Haare naß machen, denn sie freuten sich ja, daß sie von den Nachbarsbuben nicht vergessen wurden.

So nobel ging es beim Baden der heiratsfähigen Mädchen nicht zu. Nach der Frühmesse gingen vier bis sechs Burschen von Haus zu Haus, und hatten viel Spaß, wenn die Mädchen von Kopf bis Fuß naß waren. Manche Burschen schreckten nicht davor zurück, die Mädchen zu einem Brunnen oder Bach zu befördern, um sie gründlich zu begießen. Es hieß: „Die Wasser abkriegt, die bleibt gesund“. Peinlich war es für die, die schon für die Messe angezogen waren und dann noch begossen wurden. Mit den Müttern gingen die Burschen vornehm um. Sie verwen-

deten nur wenig Wasser. Einige Burschen bespritzten die Haare mit Rosenwasser oder Parfüm, um sich wegen der Tochter einzuschmeicheln.

Anschließend wurden die „Bader“ in die schöne Wohnstube geführt, wo auf dem Tisch allerlei Feingebäck, Osterschinken und Eier bereitstanden. Hier wurden sie von den „Gebadeten“ gebeten, etwas zu essen, und dazu gab es Wein oder ein Gläschen Schnaps. War es draußen sehr kalt, gab es Glühwein. Die Bader bedankten sich für die Gastfreundschaft und zogen lachend und singend zum nächsten Haus, in dem Mädchen wohnten. Die Burschen paßten gut auf, daß kein Mädchen vergessen wurde. Das wäre einer Mißachtung gleichgekommen und es wäre sonst beleidigt gewesen. Es kam vor, daß am Abend mancher Bursche mit wankenden Füßen den Heimweg antrat. Auch ältere Männer gingen zu Verwandten und bekannten Frauen, um sie mit Wasser zu begießen, damit sie gesund bleiben. Sie saßen dann bei einem Glas Wein noch längere Zeit beisammen.

Am Osterdienstag hatten die Mädchen das Recht, die Burschen zu begießen. Sie gingen zwar nicht von Haus zu Haus, doch sie revanchierten sich. Und wehe dem Burschen, der die Straße entlang kam, er erhielt bestimmt eine kalte Dusche. Scharf waren die Mädchen auf den Burschen, der sie am Tag zuvor vergessen hatte. Hier gab es kein Erbarmen, er sollte sich merken, was sich gehört.

Am Weißen Sonntag fand alljährlich die Erstkommunion statt. Die Mädchen trugen ein weißes Kleid und am Kopf ein Kränzchen, gebunden aus Blumen. Die Buben trugen einen dunklen Anzug mit weißem Hemd und Fliege, anstatt Krawatte. Jedes der Kinder hielt in der Hand eine brennende Kerze. Der Rest der nicht verbrannten Kerze wurde zum Andenken aufbewahrt. Sie wurde höchstens angezündet, wenn sich dunkle Wolken aus den Beskiden näherten. Es wurde gebetet, denn man war der Meinung, daß damit eine Katastrophe durch schwere Gewitter abzuwenden sei. Wenn auch die Kinder die Predigt des Pfarrers während der Messe nicht verstanden, weil er nur slowakisch sprach, blieb für sie trotzdem die feierliche christliche Handlung in der Kirche eine bleibende Erinnerung. Nach der Kommunion gab es ein Festessen, zu dem auch die Verwandten eingeladen wurden. Das Essen schmeckte den Kindern köstlich, mußten sie doch einen kilometerlangen Kirchweg zurücklegen, was bei Tratschwetter und schlechten Wegeverhältnissen nicht so einfach war. Mit Geschenken waren die Kinder nicht verwöhnt.

1. Mai

Am Abend des letzten Apriltages gingen die Burschen nach den Arbeitsstunden in den Wald und holten eine Fichte, den sogenannten „Maibaum“, den sie zu später Stunde auf dem Hausdach der Angebeteten anbrachten. Für einen schüchternen

jungen Mann war es eine willkommene Gelegenheit, die Ersehnte auf sich aufmerksam zu machen. Die sehr Verliebten haben die Baumkrone mit bunten Seidenbändern und kleinen Geschenken, manche sogar mit blühenden Ziersträuchern, geschmückt. Sie mußten aber auf das Bäumchen aufpassen, denn es hätte passieren können, daß es von einem Rivalen gestohlen wurde. Sei es, weil ihm das Mädchen auch gefiel oder aus Jux, um es bei seinem Mädchen aufzustellen. Das Stehlen des Maibaumes gehörte zu den schönsten Dorferlebnissen. Älteren Jungfern, so diese boshaft waren, steckte man gelegentlich einen dünnen Zweig vor die Tür oder legte ihn ins Fenster. Es kam auch vor, daß man einem Mädchen, das schwanger war, einen Kinderwagen aufs Dach setzte.

Der 1. Mai war auch der Tag der Jugend und der Familienfeier, der Tag der Freude und Fröhlichkeit. Am Nachmittag ging man ins Grüne, wo unter einem Maibaum die Kinder und Jugendlichen bei Gesang Volkstänze und Spiele aufführten. Frauen und Männer schauten zu und waren gern geschene Gäste. Es war auch Brauch, an dem Tag das Vieh nach der Stallarbeit zum erstenmal unter Aufsicht auf die Weide zu treiben. Gegen Mittag kamen die Kühe in den Stall und um 14 Uhr trieb man sie wieder hinaus. Die Aufsicht oblag den Großeltern oder den größeren Schulkindern.

Bittage

Vor Christi Himmelfahrt fanden die Bittage statt. Betend und singend zogen Priester, Erwachsene und Schulkinder durch die Fluren. Die Bittage beziehen sich auf kirchliche Überlieferung. Bei den Umzügen um die Felder soll für ein gutes und ertragreiches Erntergebnis gebetet werden. Die Prozession, an deren Spitze der Pfarrer mit Fahnen und dem Kreuz vorausging, bewegte sich auf dem Weg hinter der Gemeinde Michalok entlang und wieder zurück zur Kirche, wobei jeden Tag die Richtung gewechselt wurde. Die deutschen Siedler nahmen wegen der großen Entfernung zur Kirche, hauptsächlich an dem Bittag teil, wenn sich die Prozession auf ihren Fluren bewegte.

Pfingsten - Fest des Hl. Geistes

Vor den Pfingsttagen gab es für die Frauen viel Arbeit. Galt es doch, Haus, Stallungen und Hof in Ordnung zu bringen und für das leibliche Wohl diverse Kuchen zu backen. Wer erinnert sich nicht gerne an die Mohn- und Nußhörner, an die Povidl- und Topfenkuchen und viele andere. Pfingsten sollte ein Fest der Besinnung, ein Fest ohne viel Trubel sein. Am Sonntag nahm an der hl. Messe alt und jung teil. Es war das Hochamt des Hl. Geistes und neben Ostern das zweit-

höchste Fest. Der Glaube besagt: „Die Heilsbotschaft des Geistes zu Pfingsten liegt im Sinn der Verkündigung des Wortes und der lebendigmachenden Gegenwart.“ Es war auch Brauch, daß man am Pfingstsamstag vor dem Hauseingang zwei bis vier junge Birkenbäumchen in die Erde steckte. Das frische Grün sollte Gesundheit und Fruchtbarkeit bringen. Bei manchen Häusern wurde vor die Stalltür ein Stück grüner Rasen gelegt und mit Weihwasser besprengt. Es sollte die Tiere vor Hexen und Krankheiten schützen. Diese Sitten brachten die Siedler aus Galizien/Südpolen mit.

Zu Pfingsten sollte das Vieh sehr früh auf der Weide sein. Wer seine Tiere spät austrieb, wurde mit dem Wort „Pfingstschwanz“ verspottet oder „Pfingstlümml“ genannt. Wehe dem Bauern, der verschlafen hat und zu spät aus dem Bett kam. Das Frotzeln blieb nicht aus. Der Pfingstmontag war der Tag der Zusammengehörigkeit. Die Jugend wanderte gerne in der freien Natur und die Älteren hielten im Grünen beim Speckbraten ein kleines Familienfest. Manche führte der Weg zum 5 km entfernten Wallfahrtsort „Krakovec“. Von Pfingsten bis zum Ende der Erntezeit gab es keine Tanzveranstaltung.

Fronleichnam

Viele Hände halfen mit, damit das Fronleichnamfest in einem würdigen Rahmen abgehalten werden konnte. Galt es doch, die Altäre im Freien aufzustellen und diese mit jungen Birken einzurahmen. Einen Tag zuvor pflückten die Mädchen im Garten und auf den Wiesen Blumen für ihr Körbchen, dazu kamen noch die Rosenblätter aus Mutters Blumengarten. Diese Arbeit machte ihnen viel Freude, denn sie wußten, daß sie im weißen Kommunionkleid der Prozession voran von Altar zu Altar Blumen streuen würden. Singend und betend zog dann die Prozession von der Kirche zu den Altären und unter dem Baldachin, der von zwei angesehenen Slowaken und von zwei Deutschen getragen wurde, trug der Priester das Allerheiligste. Bei jedem der Altäre gab der Priester den Segen. Beim Rückweg verharrete er einen Augenblick auf der Schwelle des Kirchenportals und man hörte das helle Läuten der Ministrantenglöckchen mit dem dumpfen Dröhnen der Turmglocke. Die Kirchenfahnen senkten sich und eine gläubige Kirchengemeinde fiel auf die Knie, der Choral ertönte und der Seelsorger segnete die Gläubigen. Beim Heimgang nach der Messe nahm man einige geweihte Birkenzweige mit, die man hinters Kreuz, hinter Heiligenbilder oder gegen Blitzschlag unters Dach steckte. Schien beim ersten Altar die Sonne, dann war man der Meinung, daß es eine schöne Heumahd geben werde, schien sie auch beim zweiten, war auch bei der Grummeternte schönes Wetter zu erwarten.

Johannisfeuer

Unsere germanischen Vorfahren begingen mit hell brennenden Feuern die Sommwendfeier. Dieser Brauch wurde später von den Christen übernommen. Die Slowaken und die anderen Volksgruppen, die um Michalok herum wohnten, kannten ihn nicht. Einige Jugendliche von ihnen schauten gerne dem Treiben der Deutschen zu. Die Durchführung und Organisation des Festes lag meist in den Händen der älteren Jugendlichen und der Lehrkräfte.

Am Vorabend des 24. Juni, dem Fest des Hl. Johannes des Täufers, hatten die Burschen und Mädchen allerhand Arbeit. Sie sammelten Holz, Reisig, Stroh und bereiteten auf dem höchsten Berg ihrer Siedlung das Johannisfeuer vor. Es war ihr Stolz, wenn am Abend das Feuer zum Himmel emporloderte und weit in die Landschaft anderer Volksgruppen leuchtete, denn auch diese bewunderten diesen Brauch. Während das Feuer brannte, sang die Jugend Lieder, führte Volkstänze auf und trieb allerlei Spaß. Zwischendurch hielt der Lehrer noch eine kurze Rede, um der Jugend den Sinn der Feier zu erklären. War das Feuer abgebrannt, daß man darüber springen konnte, nahm sich jeder Junge das auserwählte Mädchen und versuchte sein Glück. Kam das Paar öfters gut hinüber, dann tuschelten die Frauen, daß aus den beiden innerhalb eines Jahres ein Brautpaar werde. Dem Treiben ihrer Kinder schauten gerne die Mütter und Väter zu und dachten zurück an die selige Jugendzeit, wo sie auch vergnügt über das Feuer sprangen. Zu später Stunde zog die Jugend frohgelaut heimwärts.

Wallfahrt

Auch die Ostslowakei besitzt viele Marienheiligtümer. Wie in allen katholischen Gemeinden der Umgebung, wurden auch von den Michalokern an bestimmten Tagen und zu bestimmten Orten Wallfahrten unternommen. Wenigstens einmal im Jahr machte jeder eine Wallfahrt mit. Oft pilgerten Deutsche und Slowaken gemeinsam. Zu Pfingsten pilgerten sie zum 5 km entfernten Krakovce und zu Himmelfahrt (15. August) führte sie der Weg nach Hanusovce oder Humenné. Seltener besuchten sie die Wallfahrtskirche in Eperies, die ca. 60 km weit weg war. Die Prozession brach häufig schon bei Morgengrauen auf und kam abends spät zurück, von Eperies erst am nächsten Tag. Vor dem Pilgerzug wurde ein Kreuz getragen, weißgekleidete Mädchen folgten, die eine schön geschnitzte Marienstatue, flankiert von Kirchenfahnen, trugen.

Während des Weges baten die frommen Pilger mit Gebet und Gesang die Gottesmutter um Fürbitte bei ihrem göttlichen Sohn. Bei der Rückkehr begrüßte

jeder Wallfahrer die Daheimgebliebenen mit einem schönen Gruß von der Muttergottes. Mit Freude wurden die Pilger von den Kindern erwartet; da sie wußten, daß man ihnen ein kleines Geschenk, sei es ein Heiligenbild, eine Muttergottesmedaille oder gar Zuckerl mitbrachte.

Kirchweihfest - Kirwa

Das Fest wurde am dritten Sonntag im Oktober abgehalten. Es war eines der schönsten und fröhlichsten Feste für jung und alt. Zuvor wurde im Haus alles von unten nach oben gedreht. Alle Räume wurden geputzt, wenn nötig, die Wände mit Kalk geweißt oder mit Farbe gestrichen, die Fußböden mit der Bürste geschrubbt und der Hof und die Straße gefegt. Einen Tag zuvor hatten die Frauen die bekannten und allseits beliebten tellergroßen Fladen im Steinbackofen gebacken und sie mit süßem Quark, Marmelade oder Mohn belegt. Anschließend wurden sie mit Honig bestrichen und Streusel darauf verteilt. Am frühen Morgen eilten die festlich gekleideten Bewohner in die Kirche. Nach der hl. Messe sammelten sich die Kinder vor den Kaufbuden und warteten mit Sehnsucht auf die Geschenke. Es war an dem Tag Brauch, daß die Eltern, die Verwandten und gute Bekannte den Kindern Lebkuchen und Zuckerln kauften. Die Burschen schenkten der Auserwählten ein großes Lebkuchenherz. Am Nachmittag um zwei Uhr begann die Tanzunterhaltung mit Zigeunermusik, die bis zum nächsten Morgen dauerte. Ging es beim Tanzen schon lustig zu, sang man das Lied:

Heut ist Kirchweih, morgen ist Kirmes,
schlacht der Voder an Bock,
tanzt de Muada met en Voder,
wackelt ihm da Rock.

Allerheiligen und Allerseelen

Die Siedler wurden auf dem Teil des Friedhofes beerdigt, der ihnen beim Kauf der Gründe im Jahre 1900 vom Besitzer angewiesen wurde. Es war der Brauch, daß die Slowaken am oberen Teil des Friedhofes und die Deutschen am unteren Teil beerdigt wurden.

Mit Liebe und Sorgfalt bemühten sich die Siedler, die Ruhestätten ihrer Ahnen, den Begründern der deutschen Siedlung, zu schmücken. Oft galt es, die Kreuze oder die verblichene Inschrift zu erneuern. Schon rechtzeitig vor Allerheiligen wurden die Gräber hergerichtet und Kränze aus frischen Tannenästen oder Immergrün gebunden und mit Blumen aus dem Garten, oder mit aus Krepppapier angefertigten Rosen

geschmückt. Es gab also schon Tage davor ein geschäftiges Treiben, um mit der Arbeit rechtzeitig fertig zu werden.

Am 1. November feierten die Gläubigen gemeinsam, Deutsche und Slowaken, das Fest „Allerheiligen“. An diesem Tag trug man keine hellen Kleider, das wäre gegen die Sitte gewesen. Wie an großen Festtagen, wurde um zehn Uhr ein feierliches Hochamt zelebriert. Beim Nachmittagsgottesdienst versammelte sich die große Trauergemeinde. Auch viele Anverwandte von nah und fern kamen, um an der Trauerzeremonie teilzunehmen. In der Kirche war die Tumba aufgestellt, der Priester besprengte sie mit Weihwasser, verwies auf den Tod und rezitierte abwechselnd mit dem Chor die Responsorien. Anschließend begab sich die Prozession zum Friedhof, wo vor dem großen Kreuz die Allerheiligen-Litanei gesungen wurde. Zum Schluß nahm der Priester die Segnung des Friedhofs vor. Danach besuchte jeder Gläubige die Gräber seiner Ahnen, zündete eine Kerze an und verharrte dabei eine längere Zeit im Gebet. Das tat man auch an den Gräbern von Anverwandten, Paten, früheren Nachbarn und guten Freunden.

Leider stehen heute nur noch wenige Kreuze auf dem Teil des Friedhofes, wo die Deutschen beerdigt wurden. Doch auch hier hat sich vieles zum Besseren gewandt. Es gibt Slowaken, die die Gräber der Siedler, an denen noch Kreuze oder Gedenksteine stehen, zu Allerheiligen mit Blumen schmücken. Zu Allerheiligen war es Brauch, daß die Patenkinder von ihrem Paten oder ihrer Patin einen Hefekranz (großer Stritzel), der mit Mohn bestreut war, erhielten.

Kathrein (25. November)

Zu Kathrein war im Jahr der letzte Tanz, der „Kathreinertanz“. Der Volksmund sagte: „Zu Kathrein schaut der Schnee zum Fenster hinein.“

Andreastag (30. November)

Die Jugend, besonders die Mädchen, erwarteten den Tag mit Schnsucht und Spannung. Mit Neugier wollten die Mädchen in Gedanken erfahren, wer nun der Auserwählte sein wird. Sie ließen über ein Feuer Blei schmelzen, das sie über ein Schlüsselloch ins Wasser gossen. Bei den erstarrten Bleifiguren versuchten sie mit viel Phantasie den Beruf des Zukünftigen zu enträtseln. Daß dabei auch Wunschdenken eine Rolle spielte, war nicht ganz von der Hand zu weisen. Während der Prozedur gab es viel Gelächter. Nach dem Bleigießen gab es mit den Burschen noch eine lustige Tanzunterhaltung.

Adventszeit

Der erste Adventssonntag und damit die frohe Weihnachtszeit eröffneten das Kirchenjahr. Um diese Zeit waren die Straßen meist von den Karpatenwinden schneeverteht. Die kommenden Tage galten als die stille Zeit des Jahres. Die Roratemesse, die zeitig in der Früh um fünf Uhr begann, wurde wegen der großen Entfernung hauptsächlich von älteren Menschen besucht. Da es damals keine Straßenbeleuchtung gab, war es ein romantisches Bild, wie die Gläubigen mit der Laterne in der Hand in die Kirche und zurück wanderten. Während der Adventszeit wurden keine Hochzeiten abgehalten, es sollte nicht lustig zugehen. Es war eine „geschlossene Zeit“, wie die Fastenzeit. Mit der Adventszeit begannen die Vorbereitungen für den Christbaumschmuck. Nüsse wurden vergoldet, Salonzucker verpackt, Weihnachtsplätzchen gebacken und vieles mehr. In dieser Zeit sollten die Barbarazweige (Kirschzweige) blühen. Auch sie gehörten zur frohen Weihnachtszeit.

Sankt Nikolaus

Auf den Nikolaustag freuten sich ganz besonders die Kinder. Sobald es draußen anfang zu dämmern, verschwanden sie von der Straße und erwarteten mit Sehnsucht den Nikolaus in der warmen Stube. Näherte er sich mit schweren Schritten und klingelte an der Haustür, überfiel sie die Angst und zugleich die Neugier; denn sie wußten ja nicht, ob er sie loben oder tadeln würde. Hatte er die Gaben verteilt, die damals aus Äpfeln, Nüssen, Lebkuchen, Feigen, Johannisbrot und Zuckerln bestanden, war die Angst überstanden. Manche Kinder mußten ihm jedoch versprechen, den Eltern und in der Schule besser zu gehorchen. Oft waren sie erstaunt, daß Sankt Nikolaus all ihre Sünden kannte. Drohte er gar mit der Rute, galt es ihm schnell zu versprechen, im nächsten Jahr alles besser zu machen. Bevor aber der Nikolaus das Haus verließ, forderte er die Kinder zum Beten und Singen auf. Für die Nacht stellten die Kinder ihre Schuhe aufs Fensterbrett, denn es hätte ja sein können, daß der Nikolaus etwas vergessen hatte.

Die Weihnachtstage

Die Wochen vor Weihnachten waren mit fleißiger Arbeit ausgefüllt. Die Frauen und Mädchen mußten an den Abenden viele Stunden mit Stricken und Nähen zubringen. Galt es doch, warme Socken, Strümpfe, Westen u. a. Kleidungsstücke anzufer-tigen, die man am III. Abend unter den Christbaum legte. Es wurde Brot gebacken und solange der Backofen warm war, auch unzählige Kuchen. Man versuchte das

Heilige Fest so vorzubereiten, daß sich alle Hausbewohner wohlfühlten. Die Freude auf das Kommende trug dazu bei, daß jung und alt gerne Weihnachtslieder sangen und die Eltern oder Großeltern den Kindern viel vom Christkindl und vom Wunder der Geburt Jesu Christi erzählten. In der Kirche konnte man die Krippe besichtigen und sich das Weihnachtsgheimnis vergegenwärtigen. Es war Sitte, daß die Menschen am Heiligabend miteinander behutsam umgingen. Das Geheimnis des Festes hatte die Menschen innerlich ergriffen.

Am Nachmittag wurden von den Frauen die letzten Vorbereitungen getroffen. In der Stube stand der Christbaum, den der Vater im Wald geholt hatte. Behangen wurde er mit Salonzucker, Äpfeln, vergoldeten Nüssen, Lebkuchen, Schokoladenfiguren und Weihnachtsgebäck. Außerdem wurde er mit Lametta, Silberfäden und Glaskugeln geschmückt. Diese Arbeit oblag den älteren Kindern oder Frauen. Nach der Stallarbeit wurde, sobald sich draußen mit einem Glöckchen das Christkind ankündigte, im festlichen Gewand die warme Stube betreten. Der Anblick des Christbaumes und die darunter liegenden Gaben wurden von den Eintretenden bestaunt und die Vorfremde auf das Kommende war groß. Die Kerzen des Baumes wurden angezündet, und nach Gebet und Gesang erhielt ein jeder sein Geschenk. Die älteren Personen und das Gesinde erhielten etwas zum Anziehen und die Kinder eine Puppe oder ein Pferdechen. Sie waren mit dem Erhaltenen zufrieden und dankten innerlich dem Christkindl. Den Überfluß der heutigen Gesellschaft kannten sie noch nicht.

Anschließend gab es ein Festessen, und in der Mitte des festlich gedeckten Tisches brannte die geweihte Kerze. War die Familie vollzählig beisammen, kniete das Oberhaupt der Familie nieder und betete mit ihr. Erst wenn der Vater ein Zeichen gab, konnten sich die Anwesenden an den Tisch setzen. An diesem Abend gab es neun bis zwölf Gänge mit ganz bestimmt zubereiteten Speisen. Es mußte von jeder Speise etwas gegessen werden. Nach Frau Blumer, geb. Frankenberger und Frau Sachs, geb. Säckel, verlief das Festessen am Hl. Abend folgend:

1. Nach dem Tischgebet reichte das Oberhaupt der Familie jedem ein Stück Hostie, die man in den Honig eintauchte.
2. Abgekochte Weizenkörner, vermischt mit gemahlenem Mohn, Butter, Zucker oder Honig.
3. Nudel- oder Pilzsuppe.
4. Paprikahuhn.
5. Karpfen paniert.
6. Krautwickel, gefüllt mit Reis und Fleisch.

7. Maultaschen, die man mit süßem Quark, Marmelade oder Kartoffeln füllte.
8. An diesem Abend durften nicht fehlen die „Bobalken“ (Popalki), oder auch „Letschen“ genannt. Ein fingerdicker Hefeteig wurde gebacken und in einer Schüssel in Stücke gebrochen und mit Milch übergossen. Dazu kamen Butter, gemahlener Mohn, Nüsse und Honig.
9. Eingeweichte getrocknete Pflaumen.
10. Nach dem Essen stand auf dem Tisch eine Schüssel, gefüllt mit Äpfeln, Birnen und Nüssen.

Dazu gab es noch Tee und die Erwachsenen durften ihn mit Rum verstärken. Dieses üppige Essen sollte an das Weihnachtsfest erinnern. Die Reste des Abendessens mit Salz und Weizenkleie bestreut, erhielten die Tiere im Stall. Auch sie sollten teilhaben an der Freude über die Geburt des Heilandes. Auch die Obstbäume im Garten vergaß man nicht. Die Jugend gab jedem Baum etwas von den Nuß- und Apfelschalen und den Pflaumenkernen. Zudem war es früher üblich, daß man um den Stamm des Obstbaumes ein Strohseil band. Man erhoffte sich von diesem Brauch reichlich Fruchtsegen. Das Einströmen der neuen Säfte - so glaube man - könnte durch das Strohseil von der Einwirkung dunkler Zauber bewahrt werden. Diesen Brauch brachten die Urahnen noch aus dem Böhmerwald mit. Die Siedler, bei denen nicht weit vom Haus ein Bächlein vorbeifloß, vergaßen am Hl. Abend nicht, die Fische zu füttern.

Diejenigen Mädchen, Burschen, Frauen und Männer, die trotz Kälte und verwehter Straßen die Christmette im slowakischen Ortsteil Michalok besuchten, mußten schon um 23 Uhr ihre Laternen anzünden, um rechtzeitig in der Kirche zu sein. Am Ende der Messe läuteten alle Glocken die Geburt des Heilandes ein und die Kirchenbesucher sangen das Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Nach Beendigung der Mitternachtsmesse eilte man heimwärts und wünschte den Daheimgebliebenen ein gesegnetes Weihnachtsfest.

Am ersten Weihnachtstag begann in der Kirche das Hochamt mit Beteiligung des deutschen Gesangsvereins. Begegneten sich Deutsche, Slowaken, Ungarn, Ruthenen, Polen, Zigeuner u. a., wünschte man sich gegenseitig ein frohes Fest. Die Kinder gingen zu Verwandten und Nachbarn und wünschten ihnen ein fröhliches Weihnachtsfest, wofür sie einige Heller erhielten. Die übrige Zeit des Tages, die viel Frohsinn und Freude brachte, gehörte der Familie, bzw. die Familien besuchten sich gegenseitig.

Jugend- und Volkstumsarbeit in Deutsch-Michalok

Darüber schrieb Frau Rössler, geb. Breuer, im Karpatenjahrbuch 1984 unter der Überschrift „Auf Volkstumsfahrt in den deutschen Sprachinseln der Slowakei“ folgendes:

Ab 1. September 1932 wurde ich als Lehrerin an die Schule des Kulturverbandes nach Michalok verpflichtet. Die deutsche Siedlung war ein Teil des slowakischen Dorfes Michalok und lag als Sprachinsel in der Nähe der Stadt Vranov (Frönel a. d. Töpl). Dort wohnten Egerländer Nachkommen, die aus Galizien vor Jahren ausgewandert waren. Am Bahnhof Vranov erwartete mich ein Bauer mit dem Pferdegespann und auf teilweise sehr schlechter Straße erreichten wir nach langer Fahrt durch die Ebene Michalok. Ich freute mich, als ich feststellte, daß das Dorf bergig und hügelig war. In der Schule bekam ich eine Wohnung und konnte mit meiner Arbeit beginnen.

Mit den Egerländern kam ich recht gut aus und ich war sehr bald bei ihnen „zu Hause“. Ein junger Lehrer war auch noch in die Siedlung gekommen. Der scheidende Lehrer, der zum Militär einberufen wurde, war der Bevölkerung ein guter Freund gewesen, der sich nicht so leicht ersetzen ließ. Mit dem slowakischen Dorfe waren wir nur durch die gemeinsame Kirche verbunden. Die Bauernhöfe der Deutschen lagen verstreut an den Hängen und in den Tälern der Gemeinde. Zwischen Vranov und Michalok war ein Quecksilberbergwerk, das zum Dorfe Mernik gehörte. Der Prokurist dieses Werkes stammte auch aus dem Egerland. Er war Obmann des Kulturverbandes in Michalok und sozusagen Vater der Siedlung. Mit allen Sorgen konnten wir und die gesamte Bevölkerung zum Herrn Böhm und seiner Frau kommen. Sie waren immer für uns da. Viele Bewohner der Siedlung arbeiteten im Bergwerk und die Bauern lieferten aus den Waldungen der Umgebung das benötigte Brennholz für die Schmelzöfen.

In der Schule übernahm ich die erste bis vierte Klasse im Unterricht. Vor meinem Eintreffen war die Schule nur einklassig gewesen. Ich hatte 40 Kinder in der Klasse. Mein junger Kollege übernahm die Kinder vom fünften bis zum achten Schuljahr. Die Schule war der Mittelpunkt des Ortes, und alle Veranstaltungen fanden dort statt.

Neben meiner Lehrtätigkeit beschäftigte ich mich auch mit der Jugend. Wöchentlich trafen wir uns zweimal zum Singen oder zum Laienspiel und

Volkstanz, im Winter im Schulraum, im Sommer vor der Schule. Über 20 Burschen und Mädchen kamen da zusammen. Da ich auch Ausbildung in Erster Hilfe hatte, richtete ich einen Kursus des DRK ein und diesen besuchten mehrere Bewohner und einige Jugendliche. Weil in der näheren Umgebung kein Arzt war, bestand sowieso die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung der Ersten Hilfe. Die Ärzte in Vranov unterstützten mich bei dieser Arbeit. Einen Nähkurs mit den jungen Mädchen des Dorfes und mit den jungen Frauen veranstaltete ich auch und es war eine Freude, die jungen Leute und die Kinder in den selbstgenähten Sonntagskleidern zu sehen. Die Nähmaschinen liehen uns die Besitzerinnen gern.

In Michalok reifte viel Obst und es verkam oft, weil die Händler kaum was dafür zahlten. Ebenso war es mit den Nüssen und dem herrlichen Honig. Auch hier versuchten wir gemeinsam mit Herrn Böhm Abhilfe zu leisten, damit die Bauern ihre Produkte besser verkaufen konnten. Mit den Kindern und Jugendlichen veranstalteten wir für die Bevölkerung verschiedene Feste. Diese schönen Feste und Veranstaltungen wurden immer sehr gut besucht und alle Kinder und die gesamte Jugend war begeistert am Mitwirken. Im Sommer fanden diese Festlichkeiten im Freien bei der Schule statt. Daher konnten wir immer auf die Mithilfe der Erwachsenen rechnen. Die Tanzabende, bei denen im Winter auch andere Tänze getanzt wurden, fanden in einem Bauernhaus statt; dort wurde die große Wohnstube ausgeräumt, um genügend Platz zu schaffen. Am Sonntagnachmittag wanderten wir oft in der Umgebung, und ich lernte so die nahen Dörfer kennen. Öfter besuchte ich auch zwei Familien, welche abseits auf dem sogenannten „Vrch“ ihre Höfe hatten. Die Kinder dieser Leute kamen nach einem einstündigen Marsch zu uns in die Schule, sommers und auch im Winter.

Da Michalok so ganz abseits von jeder deutschen Siedlung lag, heirateten einige Leute untereinander in der Verwandtschaft. So beschlossen wir, mit den Dörfern Metzenseifen engeren Kontakt aufzunehmen und einfach einmal hinzureisen. Eines Tages war es dann so weit. Mit Pferdewägen führen 18 Jugendliche und ich zum Bahnhof nach Vranov. Da dort der Zug ausfiel, organisierte ein Jugendlicher einen alten Autobus, mit dem wir bis Kaschau fahren und von dort ging es mit dem Zug nach Untermetzenseifen. Für einige Jugendliche war das die erste Bahnfahrt und die erste Reise im Leben. Es war eben für alle ein großes Erlebnis. Am Bahnhof in Untermetzenseifen wurden wir schon erwartet. Die dortigen Jungen und Mädchen nahmen sich gleich der Gäste an und brachten sie zu sich nach Hause. Am Abend fanden sich alle zu einem fröhlichen Beisammensein ein. Am Sonntag wanderten wir gemeinsam mit der Ober- und Untermetzenseifner Jugend in die Umgebung. Dabei wurden Freundschaften geschlossen. Am Abend verbrachten wir frohe Stunden in einem großen Saale bei Tanz und Unterhaltung. Am Heimweg besuch-

ten wir noch Kaschau. Die Stadt hinterließ bei der Jugend einen besonderen Eindruck. Voller schöner Erlebnisse erreichten wir wieder unser Michalok.

Mit der Familie Böhm, die ein Auto besaß, besuchten wir auch einzelne deutsche Familien, die in der Ostslowakei wohnten. Es waren vor allem versetzte Staatsbeamte, Förster oder Bahnbeamte. Auch in Karpatorußland, wie es damals hieß, besuchten wir deutsche Dörfer. Mit sechs Kindern fuhr ich einmal nach Preßburg, um sie einem Facharzt vorzustellen, da diese Kinder Augen- und Ohrenleiden hatten. Fast eine Woche waren wir unterwegs, doch mit Erfolg. Den Kindern wurde geholfen.

Michaloker Jugendgruppe 1934



Hintere Reihe v. links: Schmalzel Rudolf, Hrycaj Georg, Nedecky Viktor, Kunz Michael, Engelmann Johann, Schreier Rudolf, Kunz Peter, Menzel Ernst und Schreier Arnbro.

Mittlere Reihe v. links: Menzel Josef, Kosyra Rosalie, Magerl Barbara, Engelmann Rosa, Hrycaj Rosa, Schreier Rosa, Limberger Josefa, Säkel Klara und Mühlberger Ferdinand. Liegend von links: Frankenberger Andreas und Kosyra Franz.

Im nächsten Schuljahr kam ein neuer Lehrer an die Schule. Es war ein mährischer Wandervogel. Mit seiner Hilfe bereiteten wir drei Schüler auf das Gymnasium vor. Mit dem Lehrer vom Nebendorf Mernik, der die slowakische Schule leitete, verstanden wir uns gut. Wir kamen mit der Familie Böhm oft zusammen. Der Pfarrer von Michalok, ein junger Ungar, war oft zu Gast bei uns, oder wir bei ihm. Er wollte die deutsche Sprache erlernen. Ich erteilte in den zwei Jahren bei den Schülern auch den Religionsunterricht und bereitete mit dem Pfarrer die Kinder auf die Erstkommunion vor. Die Michaloker Bauern waren alle Katholiken. Mit dem Lehrer der slowakischen Schule im Dorfe Mernik hielten wir auch Kontakt. Er besuchte uns gern und ging mit uns zur Hasenjagd, da Herr Böhm auch Jagdpächter war.

Meine Dienstzeit in Michalok hörte mit dem Schuljahr 1933/34 auf. Ich erhielt eine Anstellung in meiner nordböhmischen Heimat. Es fiel mir sehr schwer, von meinen Freunden in der Slowakei Abschied zu nehmen. Lange Zeit stand ich noch mit vielen Freunden in brieflicher Verbindung. Ich freue mich, daß zwei unserer Schüler Lehrer wurden, drei Mädchen Kindergärtnerinnen, zwei Krankenschwestern und einige Jungen tüchtige Handwerker. Leider mußten auch alle diese prächtigen Menschen ihre Heimat verlassen und in der Fremde ein neues Zuhause suchen.

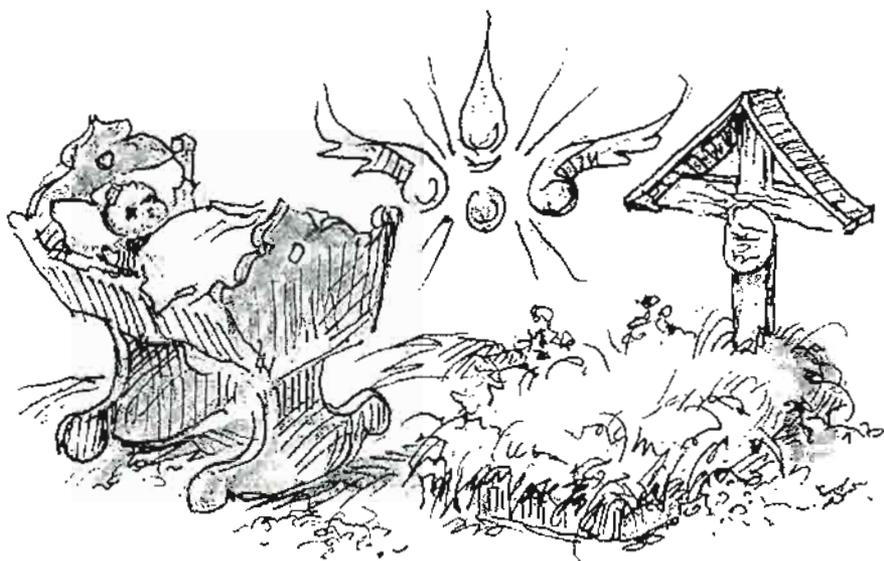
Sitte und Brauchtum von der Wiege bis zum Grabe

Schwangerschaft

War eine Frau guter Hoffnung, hieß es: „Schickt der Herrgott ein Häslein, gibt es auch ein Gräslein.“ Vor der Geburt des neuen Erdenbürgers hatte die Schwangere auf vielerlei Dinge zu achten. Sie sollte dem Häßlichen aus dem Wege gehen, um sich nicht zu vergucken. Heftige Eindrücke, wie Feuer, sollte sie meiden. Erschrak sie vor einem Feuer, dann konnte beim Kind ein Feuermal auftreten. Ein Mal konnte auch entstehen, wenn die Schwangere großes Verlangen nach irgendeiner Speise verspürte und sie diese nicht bekam. Sie sollte auch keine schwere Arbeit verrichten, was in der Landwirtschaft oft nicht zu vermeiden war, zumal viele Männer auswärts arbeiteten. Ebenso waren Alkohol und blähende Speisen zu meiden.

Die Geburt

Kurz vor der Geburt sagten die Frauen: „Die wird bald niederkommen“ oder: „Der Storch kommt bald!“ Manche sagten: „Die hat die Schürze hochgebunden!“



Schon lange vor der Geburt hatte sich das junge Paar um Gevattersleut umgesehen. Meistens waren es Verwandte oder gute Freunde. Mit der Übernahme der Patenschaft ging man eine Verpflichtung ein. Blieb z. B. ein Kind ohne Eltern, so nahmen sich die Paten seiner an. Es war Sitte, daß die Patenkinder an Festtagen kleine Geschenke erhielten. Es war aber auch Ehrensache, daß das Patenkind zu Ostern gefärbte Eier und zu Allerheiligen einen geflochtenen Stollen, den man „Strizel“ nannte, bekam. Auch zu Weihnachten und zum Kirchweihfest trug man kleine Geschenke zum Patenkind.

Bei der Geburt, die zu Hause stattfand, war die Hebamme anwesend. Sie war eine Slowakin, doch bei den deutschen Frauen sehr beliebt. Der Wöchnerin brachten Nachbarinnen eine kräftige Hühnersuppe oder andere leicht verdauliche Speisen und Gebäck, denn sie sollte bald zu Kräften kommen. Nach der Geburt sollte die Wöchnerin noch mindestens acht Tage das Bett hüten und einige Wochen nicht schwer heben und tragen. Hatte die junge Mutter des Kindes keine Verwandten, die ihr helfen konnten, so kümmerte sich in der Regel die Nachbarin. Mit Freude begrüßten die Siedler jeden Erdenbürger. Sie waren zwar nicht wohlhabend, denn der Lebensunterhalt mußte sparsam und überlegt eingeteilt werden, dennoch gab es in den meisten Familien vier bis fünf Kinder. Den unbequemen Fragen der kleinen Kinder wich man aus und sagte, man hätte den Neugeborenen aus dem Weiher gezogen oder der Storch habe es gebracht.

Von der Taufe

Wurde in einer Familie ein Kind geboren, erfolgte die Taufe innerhalb von acht Tagen. War allerdings das Kind nach der Geburt noch sehr schwach oder krank, hielt die Hebamme eine Nottaufe ab. Die Eltern suchten mit dem Paten oder der Patin fürs Kind ausschließlich christliche Namen aus. Bei den Mädchen waren die Namen Barbara, Katharina, Maria und Theresia sehr beliebt und bei den Buben Alois, Franz, Georg, Johann, Josef, Mathias und Michael. Vor der Taufe wurde das Kind, wie es üblich war, in ein Kissen verpackt, mit einem Wickelband umgeben und die Haube aufgesetzt. Im Sommer fuhr man mit der Kutsche und im Winter mit dem Schlitten zur Kirche oder trug das Kind dorthin. Nach der Taufe ließ sich die Mutter segnen, denn der Leib sollte wieder rein sein. Der Priester besprengte sie mit Weihwasser und sprach die Weihegebete. Anschließend verlas er die Frohbotschaft von der Darstellung „Jesu im Tempel“ und sprach den Segen. Nach dem Segnen schritt sie mit dem Kind auf dem Arm und mit einer brennenden Kerze in der anderen Hand um den Altar und legte eine Opfergabe darauf.

Nach Rückkehr mit dem Pferdegespann übergaben die Paten den Eltern das Kind mit den Worten: „Einen Heiden trugen wir hinaus, einen Christen bringen wir heim!“ Anschließend kam das Kind in die Wiege und die Angehörigen setzten sich mit Paten und Hebamme an den gedeckten Tisch zum Taufschmaus. Doch ehe dies geschah, steckte die Patin noch eine Geldspende in das Wickeltuch. Bei den Siedlern wurde die Gevatterschaft noch sehr gepflegt. Verstarb der Pate, hatte das Kind eine Seelenmesse zu stiften. Oft wurde für den Neubürger, sobald er getauft war, ein Obstbaum im Garten gepflanzt. Das Neugeborene mußte innerhalb von sechs Tagen beim Standesamt der Gemeinde in Žipov angemeldet werden.

Säugling

Sah man ein Kind zum erstenmal, pflegten die Siedler mit Andacht zu sagen: „Herrgott behüts, daß ihm kein Schaden zugefügt wird!“ Manche sagten: „Unser Herrgott soll dich beschützen!“ Der Säugling war besonders in den ersten Monaten seines Lebens von erhöhter Fürsorge der ganzen Familie umgeben. Alle waren bestrebt, nur das zu tun, was sein Wohlergehen förderte. Es war damals noch der Brauch, daß das Kind über ein Jahr die Muttermilch erhielt. Es verbrachte tagsüber die meiste Zeit in der Wiege, die während der Nacht neben der Mutter stand. Mit dem Wiegeband in der Hand, konnte die Mutter vom Bett aus die Wiege in Bewegung halten, bis das Kind schlief. Man wiegte das Kind mit Liedern in den Schlaf ein, wie:

Schlaf, Kindlein, schlaf!
Dein Vater hüt die Schaf,
deine Mutter hüt die Lämmerlein
mit den roten Bändlein.
Die schwarzen und die weißen,
die wollen mein Kindchen beißen.
Schlaf, Kindchen schlaf!

Das Kleinkind

Die Erwachsenen verhielten sich bei der Erziehung des Kleinkindes sehr behutsam. Sie sollten untereinander nicht schimpfen und fluchen. Sie wußten, daß man nur durch vorbildliches Verhalten viel zu einer guten Erziehung des Kindes beitragen kann. Die Mutter brachte dem Kind das Beten bei, sang mit ihm Lieder und erzählte Märchen. Dieser Aufgabe widmeten sich mit Hingabe auch die Großeltern. Ihnen oblag die Aufsicht, daß dem Kind kein Schaden zustößt. Sie paßten auf, daß

die Kleinkinder nicht in den Spiegel schauen, um nicht zu stolz zu werden. Es sollte auch nicht vorkommen, daß die Kinder beim Fenster ein- und aussteigen, damit sie keine Verbrecher werden.

Das Kind schloß den Tag mit einem Gebet ab. Das erste, was die Kinder von der Mutter lernten, war das Abendgebet, wovon es mehrere gab. Zum schönsten gehörte:

Im Himmel steht ein Bäumchen,
dort häng ich auf mein Träumchen,
dort häng ich drauf meinen Sinn,
in Gottes Namen schlaf ich ein.

Es folgten die Wunschworte: Gutenacht Vater! Gutenacht Mutter! Gutenacht Anni, Georg,... weitere Geschwistern und die Großeltern folgten.

Morgengebet:

Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
hab sanft geschlafen die ganze Nacht,
hab Dank, oh Vater im Himmel mein,
daß Du hast wollen bei mir sein.
Bleib bei mir auch diesen Tag,
daß mir kein Leid geschehen kann, Amen!

Kleinstkinderreime

Von den vielen Kinderreimen, die es in Deutsch-Michalok gab, seien nur einige erwähnt.

Tat sich ein Kind weh, so wurde es getröstet:

Heile, heile Katzendreck,
bis morgen ist alles weg.

Eins, zwei, drei
und ein Fuder Heu
und ein Fuder Mandelkern
frißt das Rößlein gar so gern,
kille, kille, kille ...
Das Kind wird auf den Fußsohlen gekitzelt.

Patschi, patschi, Handerle,
was wird der Vater bringen,
Schuhele und Strümpfele,
da wird das Annerle springen.
Mit Händchen so hoch, so hoch!

Reiter tschübü,
wo reit me dann hie,
in Schlackerwold eini,
san lauter Zigeuner,
homs Fenster eigeschlogn,
homs Blei davon trogn,
hom Kugeln draus gossen,
und es Annerle daschossen.

Kleinkinderspiele

Davon gab es in der Siedlung eine große Auswahl. Viele der Spiele stammten noch aus der Urheimat, dem Egerland und dem Böhmerwald. Andere wiederum hatten die Michaloker in Galizien von den Kindern der deutschen Landsleute aus Hessen, der Pfalz oder dem Schwabenland gelernt. Manche der Spiele übernahmen sie von polnischen, ukrainischen und später auch noch von slowakischen Kindern. Kinder machten hier keine Ausnahme. Sie waren glücklich und zufrieden, wenn sie spielen durften. Es brachte ihnen neben der Freude und Sorglosigkeit seelische Zufriedenheit. Bei meinen Zusammenkünften mit den Michaloker Frauen und Männern erzählten diese mit freudigen und lachenden Gesichtern von ihren Spielen und Schabernaken, die sie als Kinder im Hofbereich, auf der Straße, auf Wiesen und Feldern erlebten, obwohl ihre freie Zeit eingeschränkt war, denn sie mußten sehr früh im Haus und Stall und auf dem Feld mithelfen.

Zu Beginn eines Spieles wurde mit Hilfe eines Auszählreimes festgestellt, wer mit dem Spiel anfangen darf oder ausscheiden muß. Ein Auszählreim als Beispiel:

Kling, kling, Tellerklang,
wer klopft an meine Tür,
ein wunderschönes Mägdelein,
die steht hier.

Die Jugendzeit

In die Jugendzeit fallen die schönsten Jahre des Lebens im Dasein des Menschen. Mit sechs Jahren begann die Schulzeit und dauerte bis zum zwölften Lebensjahr, ab



Firnung in Deutsch-Michalok

Obere Reihe, v. l.: Limberger Johann, Schreier Rudolf, Böhm Georg mit Mutter, Pfarrer Bengö. Mädchen v. l.: Magerl Marika, Magerl Maria, Engelmann Resi, Hinke Katharina. Sitzend v. l.: Limberger Adolf, Laub Josef, Hoffmann Adolf und Reiter Erich.

1928 bis zum vierzehnten Lebensjahr. Die Kinder lernten sehr früh die Lieder und Spiele sowie die kirchlichen und weltlichen Feste kennen. Aber auch die Pflichten eines Kindes im elterlichen Haus lernten sie sehr früh, wobei die Eltern ihre Kinder stets ermahnten, dem Lehrer in der Schule zu gehorchen.

Die Kinder halfen der Mutter im Haus. Sie mußten Holz holen, kleine Einkäufe besorgen, Gänse hüten, Rinder auf die Weide treiben und dort auf sie aufpassen und vieles mehr. Waren die Kinder schon größer und kräftiger, galt es schon bei Stall- und Feldarbeit mitzuhelfen. Nach der Entlassung aus der Volksschule mit zwölf, später mit dem 14. Lebensjahr, begann die Ausbildung in einem Handwerksbetrieb oder als Jungbauer im elterlichen Hof. Einige wurden Wald- oder Grubenarbeiter. Mit dem Eintritt in das Berufsleben kamen die Mädchen und Burschen zusammen. Sie sangen die alten, deutschen Lieder, die ihre Ahnen aus dem früheren Heimatland und aus Galizien mitbrachten. Bei Spiel und Gesang vergingen die Stunden sehr schnell. Gemeinsam erlernten sie das Tanzen und die gegenseitige Achtung und den Umgang untereinander, aber auch die Pflege von Sitte und Brauchtum oblag ihnen.

Bei den Mädchen spielte die Erforschung des Zukünftigen eine wichtige Rolle. Sie suchten vierblättrigen Klee, der Glück bringen sollte, rissen von den Margariten einzeln die Blütenblätter aus und sprachen dabei folgendes Sprüchlein: „Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, ein wenig oder gar nicht!“ Fiel beim Herausreißen des letzten Blütenblattes der Spruch: „Er liebt mich von Herzen“, dann waren die Mädchen zufrieden... Sie hatten Hoffnung geschöpft. Die Mädchen in Deutsch-Michalok hatten fast keine Gelegenheit einen Beruf zu erlernen. Wollte ein Mädchen Schneiderin werden oder sich in einem anderen Beruf ausbilden lassen, dann mußte es in die Stadt ziehen, was die Mütter nicht gerne sahen. Für die Mädchen, die zuhause in der Landwirtschaft mithalfen, gab es nur eine Aufgabe: Geld zu sparen, für eine gediegene Ausstattung zu sorgen und danach zu trachten, bald unter der Haube zu sein.

Kinder- und Jugendspiele

Das Spielen im Freien und das Spielen im Winter im Zimmer führte die gleichaltrigen Jugendlichen zusammen. Hier lernten sie, daß Rücksichtnahme auf den Spielpartner eine wichtige Voraussetzung ist, um Freunde und Zufriedenheit während des Spieles zu finden. Die Unterordnung in der Jugendzeit diente dem späteren Leben, um in der Gemeinschaft ein wertvolles Mitglied zu werden.

Folgende Spiele waren bekannt: Ballspiel an einer Wand, Murmelspiel, Blinde Kuh, Versteckspiel, Seilhüpfen, Skolke oder Hüpfspiel, Pfandspiel, Räuber und Gendarm, Schlagball, Länder- oder Völkerball u.a. Außer den genannten Spielen wurden auch noch Spiele durchgeführt, die die Wandervögel und die sudetendeutschen Lehrer vor und während des 2. Weltkrieges einführten, wie z. B.: Sackhüpfen, Schubkarrenfahren, Seilziehen, Schinkenklopfen u. a.

Vermählung

Es war Brauch, daß an Sonntagen geheiratet wurde. Am Abend vorher wurde der Abschied des Bräutigams von seinen Jugendfreunden gefeiert, wobei das Brautpaar für Kuchen und Getränke zu sorgen hatte. Man nannte den Abend auch „Polterabend“. Die Freunde sorgten dafür, daß genügend Teller und anderes Geschirr zerschlagen wurde, was dem zukünftigen Ehepaar Glück bringen sollte.

Am Sonntagmorgen wurden die Hochzeitsgäste mit Musikbegleitung von Haus zu Haus abgeholt. Waren alle Gäste im Haus der Braut versammelt, wurde gemeinsam gefrühstückt. Vor dem Kirchgang wurde das Brautpaar von den Eltern gesegnet. Dies ist folgend verlaufen: Mitten im Raum stand eine Bank, auf der die Brauteltern



Platz nahmen. Vor ihnen wurde ein Teppich ausgebreitet, auf den das Brautpaar sich hinknien mußte, um von den Eltern die Segnung mit Weihwasser und Brot zu erhalten. Sie machten mit dem Weihwasser über den Köpfen des Brautpaares ein symbolisches Kreuz und sprachen: „Es segne euch Gott Vater, Gottes Sohn und der Heilige Geist.“ Anschließend nahmen die Brautleute das Brot mit Dankbarkeit von den Eltern an und die Anwesenden sangen das Lied:

Heraus, heraus, aus des Vaters Haus,
hinein, hinein, in ein fremdes Haus
und wenn dies dort nicht gut soll sein,
so kehrt du wieder um allein.

Woj Mojdel woj,
heut spieln's für dich alloj,
heut spieln's dir über Feld und Gossn.
Vater und Mutter mußst verlassen,
woj, heut spieln's für die alloj.

Wein, Ma-del, wem, heut' spieln's für Dich al-lein Heut'

spie-len's u-ber Feld und Gas-sen, Va-ter und Mut-ter

mußt ver-las-sen Wein, Ma-del, wem, heut' spieln's für Dich al-lein

Nach der Segnung durch die Eltern und dem Absingen des Liedes wurde das Brautpaar mit Musik zur Kirche begleitet. Dies geschah zu Fuß oder mit dem Pferdewagen.



Im ersten Wagen fuhr die Braut mit den Brautjungfern und im zweiten der Bräutigam mit seinem Gefolge. Vor dem Kirchgang oblag es den Brautjungfern, die Burschen, die am Hochzeitszug teilnahmen, mit einem Myrtensträußchen zu schmücken. Vor der Trauung gab es noch eine Messe, bei der sich die Braut nicht umdrehen sollte, denn dies hätte bestimmt die anwesenden Kirchenbesucherinnen zu allerhand Tratsch veranlaßt.

Nach der Trauung zog die Hochzeitgesellschaft in Begleitung von Zigeunermusik in den Tanzsaal, wo sie mit Kuchen und Getränken empfangen wurde. Anschließend eröffnete das Brautpaar mit einem Tanz die Unterhaltung, die bis zum frühen Abend dauerte.



Von da aus gingen alle gemeinsam in das Haus der Braut-eltern, doch dort war die Tür für das junge Ehepaar geschlossen. Es mußte an der Tür anklopfen und um Eintritt bitten, worauf der Brautvater sie öffnete. Jetzt galt es, ein Gläschen Schnaps zu trinken, welches ihnen der Brautvater darbot. Nach dem Leeren der Gläser wurden diese über den Kopf nach hinten geworfen. Zerbrachen die Gläser, dann bedeutete dies

Glück, zerbrachen sie nicht, dann hieß es, vor allem bei den älteren Frauen: „Auch Unglück wird sie im Leben begleiten.“ Danach wurde die Tür wieder geschlossen und das Brautpaar mußte nochmals an die Tür klopfen und um Einlaß bitten. Diesmal reichte die Brautmutter dem jungen Paar Brot und Salz. Dies nahmen sie mit Dankbarkeit an. Das junge Ehepaar machte das Kreuzzeichen auf das Brot und schnitt es mit einem Holzmesser. Brot wurde als Symbol gereicht, daß die Familie in Zukunft keine Hungersnot erleiden muß.

Es folgte das große Hochzeitsmahl, welches mit Hilfe der Verwandten vorbereitet wurde. Zuerst gab es eine kräftige Hühnersuppe mit selbst angefertigten Nudeln. Es folgten der Hühner-, Rinder- und Schweinebraten mit Dampfknödeln, Sauerkraut und Salat. Zum Nachtsch gab es gekochtes Dörrobst. Während des Essens wurden Getränke gereicht, die hauptsächlich aus Wein und Schnaps bestanden. Beim Festessen spielten die Zigeuner auf ihren Geigen und dem Cymbal viele Liebeslieder. Sie wußten aus Erfahrung, was sich anlässlich des Hochzeitsfestes gehört, und dies taten sie nicht ohne Hintergedanken. War das junge Paar mit dem Aufspielen zufrieden, dann war der Bräutigam zu ihnen sehr großzügig. Kurz vor dem Ende des Festessens wurde der Braut der Schuh gestohlen und gleich darauf versteigert. Es war der Brauch, daß der älteste Brautführer den Schuh versteigerte und den Erlös der Braut übergab.

Danach zog die Hochzeitsgesellschaft in Begleitung von Zigeunermusik in den Tanzsaal zurück, wo es beim Tanz lustig zuzuging. Bevor der Braut der Schleier abgenommen wurde, saß der Bräutigam ganz allein auf einer Bank im Saal und wartete auf die Braut. An ihrer Stelle wurde ein anderes Mädchen - die falsche Braut - heringebracht und die tat so, als ob sie die Auserwählte des Bräutigams wäre. Dieser wollte aber von ihr nichts wissen, denn seine Braut sei größer und schöner. Das

Mädchen ließ sich aber nicht so leicht abweisen und hielt ihm vor, wie er ihr die Ehe versprochen hätte. Schließlich gelang es ihm, sie durch ein Geldgeschenk zu besänftigen und zum Abtreten zu bewegen. Auch andere Mädels wurden noch vorgeführt, darunter dicke, dünne und ältere. Doch der junge Ehemann wartete so lange, bis die richtige Frau vorgeführt wurde. Plötzlich



erschien sie nach Mitternacht in Begleitung mit festlich geschmückten jungen Frauen ohne Schleier, denn der wurde ihr von der Taufpatin abgenommen. Sie wurde jetzt offiziell in den Kreis der Frauen aufgenommen.

Bei Abnahme des Schleiers sangen die Frauen das Lied:

Sieh, Mai-del, und schau, Mai-del, wie's geht, wie Dir Dein
 Sich, Bü-bel, und schau, Bü-bel, wie's geht, wie Dir Dein

Kran-zel schon steht, Heut' in der ein-zi-gen Nacht
 Sträu-bel schön steht, Heut' in der ein-zi-gen Nacht

hom's Dich um Dein Kran-zel brocht, Sieh, Mai-del, und schau, Mai-del, wie's
 hom's Dich um Dein Sträu-bel brocht, Sieh, Bü-bel und schau, Bü-bel wie's

geht, juch-he! Wie Dir Dein Kran-zel schön steht.
 geht, juch-he! Wie Dir Dein Sträu-bel schön steht.

Anschließend wurde dem Bräutigam das Sträußel abgenommen. Dabei sang die Jugend den zweiten Vers des gleichen Liedes.

Während dieser Zeremonie wurde in der Mitte der Tanzfläche eine Bank aufgestellt. An einem Ende saß ein Trauzeuge mit zwei aufeinanderliegenden Tellern und am anderen Ende der Bank saß der zweite Trauzeuge mit der Flasche Schnaps. Jeder Gast, der jetzt mit der jungen Frau tanzte, mußte zahlen und erhielt dafür ein Gläsel Schnaps und ein Stück Kuchen. Zuletzt tanzte der junge Mann mit seiner Frau und legte seine leere Geldbörse in den Teller. Er wußte, daß mit dem Hochzeitstag an seine ihm angetraute Frau über das Geld verfügt. Der Tanz dauerte meistens bis fünf Uhr morgens. Selten ging ein Gast heim, bevor nicht gemeinsam gefrühstückt wurde. Hierbei bediente das junge Paar die Gäste. Es gab Reiswurst, Wurst, Brot, Kaffee und Kuchen. Anschließend löste sich die Hochzeitsgesellschaft auf, nicht ohne dem jungen Ehepaar für die Zukunft alles Gute zu wünschen.

Beim gemeinsamen Frühstück sang die Hochzeitsgesellschaft auch sehr fröhliche und lustige Lieder. Eines lautete:



Der Bräu-ti-gam und Braut, die sein zu - sam - men - ge - bun - den, der
Jetzt bist Du ver - hei - ra - tet, jetzt bist Du a Weib. Und wer
Jetzt bist Du ver - hei - ra - tet, jetzt bist Du a Mann und jetzt
Jetzt hob i ja ge - hei - ra - tet, was hob i da - von? Hob a



Schlös - sel zum Auf - sperr'n wird nun - mer ge - fun - den
weiß, kannst Du ko - chen Dein' Kin - dern an Brei.
setzt Dich auf die O - fen - bank und schaut Dein Wei - bj an.
Stu - ben vol - ler Kin - der und a Weib, was nix kann



Hochzeitfoto vor dem II. Weltkrieg

Obere Reihe von links: Leopold Menzel, Nemzek und Adolf Magerl

Zweite Reihe von links: Josefa Magerl, Nandl Magerl, Elisabeth Hilgart mit Tochter, Ernst Menzel, Klara Säkel, Josef Menzel, Barbara Magerl, Jakob Säkel, Maria Nemzek, Josef Hilgart mit Tochter Agathe, Maria Menzel und Josef Säkel.

Dritte Reihe von links: Josef Fichtel (abgeschnitten). Michael Menzel mit Frau (Eltern des Bräutigams), die Braut Maria Säkel, der Bräutigam Isidor Menzel, Johann Säkel mit Frau (Brauteltern) und Tochter Theresie.

Letzte Reihe von links: Katarina Säkel und Maria Magerl.

Vom Sterben

Viele Bewohner, vor allem ältere Frauen, glaubten noch daran, daß bei manchen Begebenheiten sich der Tod einstellt. Heute ein Hund während der Nacht des öfteren, dann sagten sie: „Der Tod ist nicht weit weg.“ Hatten sie während der Nacht einen bösen Traum, waren sie der Meinung, daß ein Unglück bevorstehe. War der Ruf des Waldkäuzchens in der Abenddämmerung vom Dach eines Hauses zu hören, dann sagten die Leute, daß das Sterbeglöcklein bald den Tod eines Hausbewohners ankündigen werde.

Nahte der Tod eines Familienmitgliedes, so verstarb er in der Umgebung seiner Nächsten; also im eigenen Haus. Man rief den Priester und der Schwerkranke erhielt die Sterbesakramente. Im Volksmund sagte man, er erhielt die letzte Ölung. Kurz vor dem Sterben ist die Kerze, die zu Lichtmeß in der Kirche geweiht wurde, angezündet worden. Mit ihr wurde dreimal über den Kopf des Sterbenden gekreuzt. Durch diese Handlung sollte der Lichtschein der Kerze dem Toten den Weg in die Ewigkeit leuchten. Man sagte dazu: „Wegleuchten“.

Dem Toten drückte man die Augen zu und band das Kinn fest. Ältere Hausbewohner stellten auf das Fensterbrett eine Schale mit Weihwasser, damit die Seele des Toten beim Verlassen des Hauses noch eine Waschung erhält. Sie sollte ja in die Ewigkeit ohne Sünden eintreten. Hörten die Bewohner des Ortes das Sterbeglöcklein läuten, dann wußte jeder in der Siedlung, daß einer von ihnen das Zeitliche gesegnet hat. Die Arbeit im Haus und auf dem Feld hörte auf und man betete für den Toten ein Vaterunser.

Aufbahren des Toten

Der Verstorbene wurde von einer Frau, die dazu berufen war, rasiert, gewaschen und mit einem dunklen Anzug gekleidet. Der Tote sollte das Haus mit den besten Kleidern verlassen. Danach legte man ihn in den Sarg, der mit einem Spitzentuch ausgelegt war. Den Sarg mit dem Toten stellte man auf einen Tisch, um den vier Kerzenständer standen. Die angezündeten Kerzen brannten während der Aufbahrung ständig. Die Uhr blieb stehen, und der Spiegel wurde mit einem Tuch zugedeckt, denn es war Trauer im Haus.

Am Abend fand im Sterbezimmer des Toten mit den Verwandten, Bekannten und Nachbarn die Totenehrung statt, die am nächsten Tag wiederholt wurde. Auf einem Hocker, der vor dem Sarg aufgestellt war, stand ein Gefäß mit Weihwasser, in dem ein Bündel Getreideähren steckte. Die Eintretenden segneten den Toten in Form eines Kreuzes und knieten vor dem Sarg zum Gebet nieder. Waren die Trauernden

beisammen, begann der Vorbeter, der die Andacht leitete, mit dem Gebet. Zuerst betete man den Rosenkranz und dann die Litanei für den Verstorbenen. Anschließend sang man geistliche Lieder. Nach dem Gebet und dem Gesang erhielten die Anwesenden ein Stück Kuchen und ein Gläschen Schnaps oder ein Glas Wein, und sie vergaßen nicht, die Tugenden des Toten zu loben. Während der Nacht hielten zwei bis drei Männer die Totenwache. Lag eine Frau im Sarg, dann hielten diese zwei bis drei Frauen. Der Tote sollte nicht länger als 48 Stunden im Haus aufgebahrt liegen. In dieser Zeit läutete die Glocke, die vor dem Haus Michael Menzel stand, dreimal am Tag. Während man den Toten in die Kirche fuhr, wurde durchgeläutet.

Begräbnis

Zum Begräbnis luden die Angehörigen des Toten ein. Die Teilnehmer bei der Beerdigung trugen schwarze Kleider. Wurde allerdings ein Mädchen beerdigt, trugen die an der Beerdigung teilnehmenden Mädchen weiße Kleider mit Kränzchen auf dem Kopf und die Burschen einen schwarzen Anzug mit Myrtensträußchen am Revers des Rockes.

Die Trauergäste sammelten sich im Haus des Verstorbenen, wobei sie den Toten mit Weihwasser besprengten, ein Kreuz über ihn machten und den Angehörigen ihr Beileid aussprachen. Anschließend wurde der Sarg zugenagelt, von den Trägern aus dem Haus getragen und dann mit dem Pferdewagen nach Michalok gefahren. Dort wurde der Tote zum Einsegnen in die Kirche gebracht. Frauen und Männer gingen um den Altar und legten eine kleine Opfergabe darauf. Nach der Messe formierte sich der Leichenzug, um den Toten zum Friedhof zu begleiten. Vornweg trugen die Ministranten das Kruzifix, es folgten der Priester, die Träger mit dem Sarg und die Trauernden.

Am offenen Grab betete der Priester mit den Trauernden und sprach die Abschiedsworte. Bei führenden Personen folgten noch Abschiedsworte von guten Freunden. Nach dem Abschiedslied segneten die Anwesenden den Toten mit Weihwasser oder warfen eine handvoll Erde in das Grab. Zum Schluß dankte der Vorbeter für das Trauergeleit und lud zum Leichenschmaus ein. Er wurde im Haus des Verstorbenen bei Gebäck und alkoholischen Getränken abgehalten. Die Trauerzeit dauerte für die Eltern und Geschwister ein Jahr, für die Großeltern acht Wochen. Während dieser Zeit durfte keine Tanzunterhaltung besucht werden. Die Frauen trugen schwarze Kleider, die Männer dunkle Anzüge mit schwarzer Krawatte und zudem ein schwarzes Florband am Ärmel des Rockes.

Lange Zeit wurde des Toten gedacht. Am Jahrestag des Sterbens wurde eine Kerze oder ein Öllämpchen vor dem Kruzifix in der Stube angezündet. In der Kirche ließ man vom Pfarrer eine Seelenmesse lesen.



*Frau Krohn
vor einem
ungepflegten
Verwandten-
grab 1964*



Im Jahr 1990 hat der Teil des Friedhofes, wo vor 1945 die Deutschen beerdigt wurden, bereits gepflegter ausgesehen. Mehrere Slowaken haben sich der Pflege von deutschen Gräbern angenommen

Die Bäuerin, der gute Geist des Hofes

Sie war als Mittelpunkt die ordnende Kraft in Haus und Hof. Der Hüterin des Herdes oblagen schwere und harte Aufgaben am Bauernhof, insbesondere bei den kleinen Betrieben, deren Männer als Zimmerer, als Wald- und Grubenarbeiter auswärts arbeiteten oder im Kriegseinsatz standen. Sie war in der Früh die erste und abends die letzte in Haus und Stall. Ihr oblag die Kindererziehung und die Sorge für die Hofangehörigen, vor allem alten Leute. Ihr oblag die Fütterung der Rinder, der Schweine und des Geflügels. Nebenbei galt es zu kochen, waschen, nähen, stricken u. a. mehr. Zu all den Arbeiten kam noch das Verarbeiten der Milch zu Butter oder anderen Milchprodukten, das Brotbacken und vieles andere mehr. Sie mußte die Mahlzeiten bereiten, Kleider und Wäsche in Ordnung halten und die Alten pflegen. Sie mußte es verstehen Menschen zu behandeln, ausgleichend zu wirken und mit den Nachbarn in Freundschaft umzugehen. Sie war nicht nur die Ehefrau ihres Mannes, sondern in vielen Angelegenheiten auch seine Beraterin. Als Mitbesitzerin des Hofes trug sie bei zum Erhalt des mit viel Entbehrungen aufgebauten Betriebes und damit zu dessen Erhalt für die nächste Generation. Ihr gehört heute unser aufrichtiger Dank.

Der Gemüse- und Gewürzgarten

Er wurde auch als Haus- oder Bauerngarten bezeichnet. Der kleine Bauerngarten lag meist hinter dem Haus oder Stall. Er wurde nicht zu weit von der Küche entfernt angelegt, damit die Hausfrau nicht zu viel laufen mußte. In diesem Garten wurden Gemüse und Gewürzkräuter ausgesät oder gepflanzt und in einer Ecke standen die Beerensträucher. Besonders das Frühgemüse war als Nahrungsmittel und Vitaminspender für den Haushalt sehr wichtig. Angebaut wurden Bohnen, Erbsen, Gurken, Kürbisse, Knoblauch, Möhren, Petersilie, Rot- und Weißkraut, Salate, Sellerie, Tomaten, Paprika, Wrucken und Zwiebeln. Auch Radieschen und der schwarze Rettich fehlten nicht im Garten. Ein wertvoller Bestandteil des Gemüsegartens war die Gewürzcke. Bevorzugt wurde Boretsch, Bohnenkraut, Dill, Fenchel, Liebstöckl, Majoran, Schnittlauch und Thymian ausgesät oder gepflanzt. Kümmel pflückte man auf den Wiesen.

Neben dem Gemüsegarten stand an der Haus- oder Stallwand ein Hollunderstrauch, dessen Blüten und Früchte man als Heilmittel verwendete oder die Beeren zu Marmelade verarbeitete.

Der Blumengarten

Zu jedem Haus gehörte ein Blumengarten, der meistens vor dem Haus, neben der Straße angelegt war. Dieser kleine Garten wirkte für viele Besucher recht anheimelnd. Die Sommerblumen und die dauerhaften Stauden benötigte man auch für kirchliche Feste. Man denke nur an die Fronleichnamsprozession, wenn der Pfarrer mit dem Baldachin durch den Ort zog und die Schulmädchen in ihren weißen Kleidern Blumen auf den Weg streuten. Die Frauen benötigten die Blumen, um am Sonntag beim Kirchgang noch schnell vor der Messe die Gräber ihrer Ahnen zu schmücken. Bevorzugt wurden von den Frauen die Blumen mit bunten und kräftigen Farben angepflanzt, denn diese benötigten auch die Mädchen für einen Sonntagsstrauß. Er sollte ja dem Zukünftigen Freude bereiten und unausgesprochene Worte zum Ausdruck bringen.

Angepflanzt wurde die goldene Ringelblume, der blaue Rittersporn, rosa Nelken, die brennende Liebe, weiße, gelbe und rote Lilien und Malven in rosa Farben. In keinem Garten fehlten die Dahlien, Margariten, Pfingstrosen, Schafgarbe, Schwertlilie und das Herzstöckl. Sie gehörten alle zum alten Bauernblumengarten. Im Frühjahr blühten die gelben Narzissen, Schneeglöckchen, Märzenbecher, Hyazinthen, Primeln, Veilchen, Schneerosen, Tulpen, Vergißmeinnicht u. a. Von Sommerblumen wurden bevorzugt angepflanzt: groß- und kleinblumige Zinien, Löwenmäulchen, Cosmeen, Studentenblumen (Tagetes) u. a. Auch Gladiolen standen in vielen Farben im Garten. Ebenso die Strohblumen, die man in voller Blüte abschnitt und zum Trocknen auf dem Dachboden aufhängte. Für die Blumenkästen waren damals schon bekannt: die Georginen (Geranien) und die Fuchsien. Letztere pflanzte man gerne dorthin, wo es schattig war. In vielen Gärten sah man Rosen stehen und außerhalb des Zaunes Ziersträucher. Bekannt waren: Flieder, Jasmin, Forsythie, Schneeball, Spierstrauch u. a.

Es war oft ein Wunder, daß die Frauen neben der harten Arbeit noch Zeit fanden, sich mit Sorgfalt und Liebe dem Blumengarten zu widmen, obzwar er im Grunde genommen doch nur Buntheit und Zierde war. Heute wissen wir, daß zwischen dieser Buntheit der Blumen, dem Duft und dem Gesumme der Bienen mehr war als Zierde. Bei den Frauen in der Siedlung standen im Vordergrund die Liebe zu den Blumen und die Freude in einer fremden Umwelt Zufriedenheit zu finden. Sie fanden in ihrem Blumengarten Frieden, es war ihre Heimat, trotz der Alltagsorgen.

Der Obstgarten

Die Bodenverhältnisse und das milde Klima ließen das Gedeihen von fast allen Obstarten und -sorten zu. In jedem Garten standen junge und alte Obstbäume in

buntem Wechsel wahllos angeordnet. Der Baumbestand an diversen Sorten war so ausgewählt, daß es über das ganze Jahr hinweg Obst für den Eigenbedarf und zum Verkauf von kleineren Mengen gab. Die Vielfalt an Sorten war besonders bei Äpfeln und Birnen sehr groß. Diese beiden Obstarten ließen sich am besten lagern, um auch im Winter die Familie und gute Bekannte mit Obst zu versorgen.

Daß in Michalok ein schmackhaftes Obst gewachsen ist, hing mit der Sonnenwärme zusammen. Die Temperatur betrug im Jahresdurchschnitt acht bis neun Grad. Am stärksten von den Obstarten war der Apfelbaum vertreten. Ihm sagten als Flachwurzler die schweren Böden am besten zu.

Von den hier vorkommenden Apfelsorten seien die wichtigsten genannt:

Jakobiapfel (Kornapfel), Roter und Weißer Astrachan, Charlamovsky, Sovarer: Die Urheimat dieser Sorte lag im Zebener Raum (Sabinov) Ostslowakei, also eine Lokalsorte. Es war ein mittelgroßer Apfel mit süßsauerlichem Geschmack. Batulapfel: Eine alte Sorte, die aus Rumänien stammte. Die Frucht war klein bis mittelgroß, Schale glänzend grünlichgelb. Lederapfel, Goldparmäne (Goldrenette), Schöner von Boskoop, Schafnase (gelber Apfel), Jonathan (Christkindlapfel), Ontario u.a.

Der Birnbaum hatte außer den früh- und mittelfrühen Sorten und der Mostbirne keine so große Rolle gespielt als der Apfelbaum. Die Sortenansprüche wechseln bei ihm wie bei keiner anderen Obstart. Die frühen Sorten wurden hauptsächlich zu Dörrobst nach dem Brotbacken im Backofen oder im freien Gelände in einem speziell hergerichteten Dörrofen getrocknet.

An Birnensorten waren bekannt: Haferbirne (Hobapiät), Honigbirne, Williams Christbirne, Box Flaschenbirne, Gute Graue, Kaiserbirne, Diels Butterbirne, Bergamott Birne, Mostbirne und Zwickelbirne. Das Fruchtfleisch der Zwickelbirne war rot gefärbt, daher der Name (Zwickel = Rote Rübe). Sie wurde hauptsächlich für Dörrobst verwendet.

Die Süßkirsche wurde nur für den Eigenbedarf angepflanzt, obzwar ihr die tiefgründigen Böden und das Klima zusagten. Der Verkauf an Früchten hat sich wegen der weiten Entfernung zu den Bahnhöfen nicht rentiert. Bekannt waren die Sorten „Schwarze Knorpel“ und „Hedelfinger“. Es gab auch alte Lokalsorten, doch deren Namen waren nicht bekannt. Auch die Weichsel- oder Sauerkirsche erlangte keine große Bedeutung. An Sorten pflanzte man die „Köröser Weichsel“ oder die „Schattenmorelle“. Das Anpflanzen von mehreren Bäumen hat sich zu der Zeit nicht rentiert, weil die Herstellung von Süßmost erst in den vierziger Jahren begonnen hatte und das Einfrieren der Früchte noch nicht bekannt war.



*Der Dörrofen
im freien Gelände.
Der Rauch eines
Feuers wurde durch
ein Erdloch zum
Dörrgitter geleitet,
auf dem die
geschnittenen
Birnenstücke lagen*

Die Hauszwetschge wurde in jedem Garten gepflanzt. Von den Früchten wurde Marmelade erzeugt, die man im Volksmund „Lekwar“ oder „Powidl“ nannte. Ende September oder Anfang Oktober konnte man in den Gärten beobachten, daß neben einer Feuerstelle die Bäuerin stand und Powidl kochte. Gab es viel Früchte, dann gab es auch viel Powidl.

Die Pflaumen, die in mehreren Sorten vertreten waren, wurden nur zum Verzehr als Frischobst verwendet, als Trockenobst nur dann, wenn es keine Hauszwetschgen gab. Auch zum Kochen von Marmelade waren sie bei der Hausfrau nicht beliebt, denn sie schmeckten nachher etwas säuerlich.

Von den Renekloden, die es in roter, gelber und grüner Farbe gab, standen nur Einzelbäume im Garten als Genußfrüchte für alt und jung.

Die Mirabelle von Nancy wurde gerne als Einweckfrucht im Haushalt verwendet.

Die Aprikosen- und Pfirsichbäume wurden nur in geschützten Lagen oder an den Wänden von Haus, Stall und Scheune angepflanzt. Sie verschönerten den Hof, besonders in der Blütezeit. Die Früchte waren bei den Kindern sehr beliebt oder

man erzeugte Marmelade. Auch als Einweckfrucht wurden sie von den Hausfrauen gerne verwendet.

Eine große Bedeutung hatte der **Walnußbaum**. Er gehörte zu den größten Obstbäumen in der Michaloker Flur. Bekannt war sowohl die Stein- als auch die Papiernuß. Zum Backen von mehreren Kuchenarten und Gebäck waren die Nüsse in der Küche unentbehrlich.

An **Beerenfrüchten** kannte man damals die Johannis- (Ribisel)- und die Stachelbeeren. Sie stellten an Boden und Klima keine großen Ansprüche. Die roten Johannisbeeren wurden zum Backen von Kuchen, zur Erzeugung von Marmelade und Ribiselwein verwendet, hingegen die Stachelbeeren zum Backen von Kuchen und zum Verzehr als Frischobst. Für die Versorgung der Familie mit Frischobst, Gelees, Marmelade und Säften spielten die Waldfrüchte eine wichtige Rolle, zumal diese in den Waldungen von Michalok reichlich vorhanden waren. Das Sammeln von Waldfrüchten oblag den Frauen und den Kindern. Aus Himbeeren erzeugte die Hausfrau Gelees und Säfte, aus Brom- und Heidelbeeren wie aus Hagebutten Marmelade und aus Schlehen Wein. Getrocknete Heidelbeeren und Hagebutten wurden in der Hausapotheke gebraucht.

Das Kochen der Hauszwetschgen

Aus reifen Früchten wurde Marmelade gekocht. Ein Kupferkessel stand auf einem Dreifuß oder auf Steinen und darunter brannte das Feuer. Zum Heizen verwendete man trockenes Scheitholz. Mit den gewaschenen, entkernten und halbierten Zwetschgen wurde der Kessel gefüllt. Während des Kochens wurde ständig gerührt, damit die Früchte nicht anbrannten. Gab es in manchen Jahren zu wenig Zwetschgen, so hat man den Kessel mit gewaschenen Äpfel- oder Birnenstücken, die man vorher entkernte, vollgefüllt. Das Kochen dauerte einen ganzen Tag und eine Nacht, wobei sich die Frauen ablösten, denn das ständige Rühren im Kessel war keine leichte Arbeit. Außerdem mußte das Feuer ständig überwacht werden; es sollte nicht zu stark brennen. Der „Powidl“ (Marmelade) war dann fertig, wenn sich beim Rühren keine Blasen mehr bildeten. Er sollte nur „paffen“, sagte die Hausfrau.

War die Marmelade fertig, wurde der Kessel zum Abkühlen von der Feuerstelle abgehoben und ließ sich dann noch der „Powidl“ gut schneiden, war die Hausfrau mit dem Gelingen ihrer mühseligen Arbeit zufrieden. Anschließend wurde der Powidl in kleine Kisten, die man vorher mit Pergamentpapier versah, gelegt. Jede Kiste wurde dann mit einem Holzdeckel zugedeckt und in einer trockenen Speisekammer aufbewahrt. Von ca. 50 kg Früchten blieb ein Eimer Marmelade übrig. Wahrlich, das Kochen von Zwetschgen war für die Hausfrau keine leichte

Arbeit. Doch durch das Bewußtsein, für ein ganzes Jahr genügend Powidl zu besitzen, fiel ihr die Arbeit nicht schwer. Heute sind diese Erlebnisse nur noch Nostalgie. Die Verwendung von Powidl war sehr vielseitig. Man brauchte ihn zum Backen von diversen Kuchen und Buchteln, zum Kochen von Maultaschen und zum Brotaufstrich für die Kinder.

Bienenhaltung

Sie war für die Landwirtschaft, besonders aber für den Obstbau, unentbehrlich. Die Bienen erzeugten Honig, der als Nahrungs- und Heilmittel diente und Wachs zum Herstellen von Kerzen. Viel wichtiger aber war die Befruchtung landwirtschaftlicher und gärtnerischer Nutzpflanzen. Mehr als 90 % der Obstblüten wurden von den Bienen befruchtet. Ohne Bienen hätte es kein Obst gegeben. Ebenso wurden von ihnen Raps, Gemüse u. a. Pflanzkulturen befruchtet. In der deutschen Siedlung hatten mehrere Besitzer von Häusern im Garten fünf bis 15 Bienenvölker. Das Bienenhaus stand an einer lichten Stelle im Obstgarten. Nach Ermittlungen ist anzunehmen, daß es in der Siedlung ca. 160 - 200 Bienenvölker gab. Vor 1930 hat man die Bienenvölker mit Schwefel erstickt, um den Honig zu gewinnen. Die gefüllten Honigwaben wurden mit der Hand ausgedrückt und der Honig in die Gläser gefüllt. Nach einigen Tagen konnte man beobachten, daß sich die kleinen Wabenstücke am oberen Glasrand abgesetzt haben, die man mit einem Löffel abschöpfte. Das Wachs wurde ausgekocht und zu Kerzen verarbeitet.

Später hat man die Bienenvölker im Stock, der jetzt aus zwei Teilen bestand, nicht mehr abgetötet. Man hat bei der Gewinnung des Honigs vom unteren Teil die Bienen in den oberen Teil des Stockes, der mit Kunstwabenrahmen 40/25 cm versehen war, übertrieben. Im unteren Loch wurde das Flugloch zugestopft und die Bienen wanderten in den oberen Teil. War dies geschehen, wurde der obere Teil mit einem Schieber zugemacht und abgehoben. Es war jetzt eine Leichtigkeit, an den Honig heranzukommen.

Wollte man seine Bienenvölker vermehren, mußte man beim Schwärmen der Bienen aufpassen. Im Monat Mai konnte man bei schönem Wetter beobachten, daß sich die Bienen vor dem Flugloch sammeln. Dies war ein Anzeichen, daß ein neuer Schwarm entsteht. Plötzlich sah man, daß die Königin mit ihrem Gefolge den Bienenstock verließ und ausschärmte, um ein neues Volk zu gründen. Nun hieß es für den Imker schnell zu handeln, damit der Schwarm nicht allzuweit vom Bienenhaus wegflog und die Königin sich an einem Ast des nächsten Baumes niederließ. Dies wurde versucht durch Trommeln und Spritzen mit Wasser zu erreichen. Hierzu standen neben dem Bienenhaus ein Eimer mit Wasser, Spritze, Besen

u. a. Gerät bereit. Hatte sich der Schwarm etwas beruhigt, mußte sich der Imker gut anziehen. Die Hosen an den Beinen wurden zugebunden, lange Handschuhe angezogen, die Bienenhaube aufgesetzt und die Imkerpfeife angezündet. Auf dem Stuhl stand der Bienenkorb und die Bienen wurden hineingeschüttelt. Befand sich der Schwarm auf einem hohen Baum, dann wurde versucht, ihn mit Hilfe einer Leiter in ein großes Sieb zu schütteln, welches mit einem Tuch zugedeckt wurde. Bei schlechter Witterung und langen Wintern wurde mit Zuckerwasser zugefüttert, damit die Bienen bei Kräften blieben.

Außerdem war die Bienenhaltung in manchen Jahren ein lohnendes Geschäft. In den großen Kahlschlägen und Waldlichtungen fanden sie viel Nahrung. Besonders die Jahre 1928 und 1930 waren ertragreich. Die Imker brachten das Bienenwachs zu Frau Anna Fichtl, die mit Hilfe von Formen diverse Kerzen erzeugen konnte.

Heilkräuter und ihre Wirkung

Das Sammeln von Heilkräutern spielte in den Haushalten, besonders bei kinderreichen Familien, eine große Rolle. Bei vielen Unpäßlichkeiten waren Kräutertees eine gute Hilfe. Ein Sprichwort besagt: „Es gibt kein Kraut, das nicht seine Wirkung hätte.“ Die Heilkräuter lieferten die Wirkstoffe für die diversen Pulver, Tees und Salben für die damalige Hausapotheke. Die Wirkstoffe der Heilpflanzen wirkten heilsam bei der Verdauung oder schleimlösend bei Erkältungskrankheiten. Die häufigste und einfachste Verwendung war die Teezubereitung. Der Aufguß konnte sowohl innerlich als auch äußerlich angewendet werden (Bäder, Umschläge, Gurgeln). Die Menschen konnten nicht wegen einer Erkältung oder eines kleinen Wehwehchens gleich zum Arzt laufen; zumal dieser in der Stadt Frönel a. d. Töpl (Vranov), die 12 km entfernt von der Siedlung lag, wohnte. Traten aber ernstliche Krankheiten auf oder eine notwendige Geburtshilfe stand bevor, mußte der Arzt mit der Pferdekutsche abgeholt werden. Der Bauer mußte mit seinen Pferden beim Abholen und Zurückfahren des Arztes, und dies oft bei schlechten Wetterverhältnissen, eine Strecke von 24 km zurücklegen, was für ärmere Familien mit viel Kosten verbunden war. Diese Tatsache und die wirtschaftlichen Verhältnisse zwischen den beiden Weltkriegen waren mit ein Grund, warum die Menschen versucht haben, Unpäßlichkeiten oder kleinere Wunden mit Heilkräutern zu heilen, die auf der Michaloker Flur wuchsen.

Nach Erzählungen von älteren Frauen, die sich noch gut an die Verwendung der Heilkräuter erinnern konnten, wurden im Wald, auf Feldrainen, Wiesen, Äckern und in den Gärten folgende Kräuter gesammelt und getrocknet, wobei nur die geläufigsten genannt werden.

Akazienblütentee trank man bei Erkältungen. Baldriantee bewirkte bei Unruhigen eine ruhige Nacht. Fencheltee wirkte beruhigend bei Säuglingen bei Blähungen. Hagenbuttentee mit Honig versüßt, beugte gegen Erkältungen vor. Manche Familien erzeugten aus den Hagebutten gerne Wein. Getrocknete Heidelbeeren verwendete man bei Durchfall. Manche Familien erzeugten aus Heidelbeeren Wein. Kamille war ein ausgezeichnetes Allheilmittel bei Entzündungen. Als Tee mit Bienenhonig war es für die Kinder ein Beruhigungs- und Entspannungsmittel. Kümmelabsud gab man den Kindern bei Bauchschmerzen. Leinsuppe wurde als Abführmittel verwendet. Mohnabsud galt als Heilmittel gegen Schlaflosigkeit und Mohn mit Milch trank man bei Durchfall. Pfefferminztee beseitigte nervöse Magen- und Darmbeschwerden. Ringelblume wurde vorwiegend als Salbe zur Wundbehandlung angewendet. Rosmarintee fand Anwendung bei niederem Blutdruck und bei Schwächezustand der Nerven. Schafgarbentee regte den Appetit an. Schlehsud von Früchten trank man bei Durchfall. Thymiansud diente als Heilmittel gegen Gebärmutterleiden. Wermuttee bei Appetitlosigkeit genommen.

Erfahrene Kräutersammler wußten, wo während des Jahres die Heilkräuter am besten wuchsen und wann ihre Wirkung am stärksten ist. Sie wußten auch, ob man die Pflanzen ganz benutzen muß oder nur ihre Blüten, Blätter und Wurzeln. Es war auch wichtig zu wissen, wie man die Heilkräuter verabreicht, ob als Absud, Saft oder Tee. Wenn auch nach dem Krieg die Wirkung der Heilkräuter in Vergessenheit geriet, so kann man gegenwärtig wieder feststellen, daß das Sammeln von Heilpflanzen wenigstens teilweise belebt wird und dies zum Nutzen der Menschen. Es war Usus bei den Siedlern, die Heilkräuter vor Johanni (21.6.) zu sammeln. Setzte man die Früchte mit Schnaps an, so leistete später der „Wachholderschnaps“, getrunken in kleinen Mengen, gute Hilfe bei Magenverstimmungen.

Brotbacken

Das Brot mußten die Frauen selbst backen, da es im Dorf keinen Bäcker gab. Fast jede Familie hatte eigenes Brotgetreide, welches man in der Mühle in Vranov mahlen ließ. Zum Backen verwendete man mehr Roggen- als Weizenmehl. Am Abend stellte die Hausfrau den Backtrog und das Mehl in einer Stubenecke ab, damit sie die Raumtemperatur annahm. Anschließend wurde das Mehl in den Trog gesiebt, in dessen Mitte die Hausfrau eine Mulde anlegte und den aufgeweichten Sauerteig hineingab. Durch die Verwendung von Sauerteig wurde das Brot schmackhafter und verdaulicher. Am nächsten Morgen wurde unter Zusatz von Salz, Kümmel und lauwarmem Wasser das Mehl zu einem geschmeidigen Teig verarbeitet. Das Durchkneten des Teiges dauerte so lange, bis er sich von der Hand löste und nicht

mehr an den Fingern klebte. Der Trog wurde zugedeckt und man ließ den Teig zwei Stunden gehen (gären). Inzwischen heizte die Hausfrau den Backofen an und beschickte das Feuer mit mehreren Buchenscheitern, damit der Ofen gut durchgeheizt war. Sobald das Holz verbrannt war, wurden die restlichen Kohlestücke mit Hilfe einer Krücke an den Rändern des Ofens gleichmäßig verteilt.

Danach wurden gleichmäßig große Teigportionen aus dem Trog geholt, auf einem Nudelbrett nochmals durchgeknetet und in die mit Mehl eingestäubten Holz- oder Strohkörbchen gedrückt. Diese blieben zehn bis fünfzehn Minuten stehen, damit der Teig nochmals gut aufgehen konnte. Mit einer flachen Holzschaukel wurden die Brotdlaibe, die die Hausfrau mit Wasser benetzte und mit einem Kreuzzeichen versehen hatte, in den Ofen eingeschoben. Waren die zehn bis zwölf Brote im Ofen, wurde er verschlossen und erst nach eineinhalb Stunden geöffnet. Das frische, knusprige Brot erfüllte das Haus mit einem köstlichen Duft. Vor dem Anschneiden des erkalteten Brotes wurden mit dem Messer auf der Unterseite drei Kreuze angezeichnet.

Um Schimmelbildung zu vermeiden, stellte man das Brot in die Stellage oder in einen aus Stangen angefertigten Brotkorb, der an der Decke hing. Das Brot sollte luftig aufbewahrt sein.

Aus den Teigresten fertigte die Hausfrau Fladenbrote an, die man „Hitzeplatzky“ nannte. Diese wurden mit Butter bestrichen und dazu trank man Buttermilch. Wurden sie mit Zuckerwasser bestrichen, bereiteten sie den Kindern viel Freude.

Schlachttag

Zum Schlachtfest sagten die Siedler auch „Metzkelsuppe“, was durch das „Metzgern“ des Schweines und das Kochen von den Innereien und der Wurst im Kessel zu erklären ist. Nach getaner Arbeit gab es die Kesselsuppe, die „Metzkelsuppe“. In der Regel wurde das während des Sommers und dem Herbst gefütterte Mastschwein vor Weihnachten oder nach Neujahr geschlachtet. Bei größeren Familien wurden an einem Tag zwei Tiere getötet. Es war ein arbeitsreicher, aber freudiger Tag. Wußte doch die Familie, daß für sie die Ernährung gesichert ist. Schon am Tag vor dem Schlachtfest holte man aus der Kammer den Brüh- oder Sautrog, der aus einem dicken Pappelstamm gekerbt worden war. Der Kupferkessel wurde blank geschauert und die notwendigen Geräte, wie scharfe Messer, Axt, Hackbrett, Ketten, kleine Tröge u. a. bereitgestellt. Am Abend oblag es der Hausfrau, die erforderlichen Gewürze wie Knoblauch, Kümmel, Majoran, Salz, Paprika und Zwiebeln zu besorgen und den Alkohol nicht zu vergessen.

Das Schlachtschwein sollte ca. 140 - 160 kg wiegen, denn je schwerer es war, desto dicker war der Speck. Er war eines der wichtigsten Nahrungsmittel, besonders für die Berg-, Wald- und Landarbeiter, die das Essen am Arbeitsplatz zu sich nahmen. Außerdem mußte das Fett (Schmalz), welches aus dem Speck gewonnen wurde, eine lange Zeit in der Küche ausreichen. Bei der Gewinnung von Schmalz aus Speck blieben die Grieben (Grammeln) oder auch „Speckla“ genannt, übrig. Sie waren bei den Kindern beliebt und wurden auch zum Backen von „Pogatscheln“ verwendet. (Siehe Koch- und Backrezepte)

Schon am frühen Morgen des Schlachttages wurde das Schwein mit dem Stichelmesser gestochen und dabei das ausquellende Blut unter ständigem Rühren mit Hilfe eines Quirls, damit es nicht zusammenrannte, aufgefangen. Es wurde benötigt zur Erzeugung des Schwartenmagens (Pressack), der Reis- und Graupenwürste und der Blutwurst. Anschließend legte man das geschlachtete Schwein in den Trog und übergießt es mit kochendem Wasser, wobei man es mit Hilfe von Ketten öfters wendete. Mit dem Abbrühen erreichte man, daß sich die Borsten leicht abschaben ließen und die Haut gereinigt wurde. Bei vielen Höfen wurde das Tier nach der Säuberung auf einem freien Gelände auf den Bauch gelegt und mit brennendem Stroh abgeseigt, damit die noch vorhandenen Borsten abbrannten, die Speckschwarte knusprig wurde und somit den Geschmack des Specks verbesserte. Anschließend wurde das Schwein von Aschenrückständen sauber gewaschen, in zwei Hälften zerlegt und in die Küche getragen. Hier wurde es zu Reis-, Blut-, Graupen-, Bratwürsten, Schwartenmagen und Paprika- und Räucherspeck verarbeitet.



Gegen Mittag gab es das erste Essen. Gekochtes Backfleisch, Zunge, Leber und Herz wurden in kleine Stücke geschnitten und gut abgewürzt. Um das fette Essen besser zu verdauen, wurde reichlich Schnaps gereicht. Zum Schluß des Schlachttages wurde ein Großteil des Fleisches und der Speck schichtweise eingesalzen, um sie zum Räuchern vorzubereiten. Während das Fleisch und der Speck im Sudwasser lagen, hat die Hausfrau alle zwei Tage das Sudwasser von unten weggenommen und es erneut von oben auf das Sudfleisch gegossen. Nach vier bis sechs Wochen, je nach Witterung, wurde die Sudware aus

dem Trog genommen und unter dem Dach, wo es noch eine alte Küche gab, oder in einer speziell gebauten Räucherammer zum Räuchern aufgehängt. Das so zubereitete Fleisch und der Speck konnten auch während des Sommers aufbewahrt werden. In vielen Häusern war es Sitte gewesen, einige Fleischstücke zwecks Konservierung in einen Eimer zu legen und diese mit ausgelassenem Fett zu übergießen. Unter Luftabschluß blieb das Fleisch lange frisch.

Gegen Abend erschienen die Verwandten, gute Freunde und die Nachbarn zum Kosten der guten Metzkelesuppe, der Brat- und der Reiskwürste, wobei bei reichlich Alkohol der Schlachter gelobt und der Hausfrau gedankt wurde. Einige Gäste verstanden es immer wieder, neue Lobsprüche auszusprechen, damit die Wirtsleute noch eine Runde Schnaps spendierten. Wer denkt heute nicht gerne an die Zeit zurück? Am nächsten Tag erhielten die nächsten Verwandten vom Schlachtfest Kostproben, was auf Gegenseitigkeit beruhte. Auch arme Leute konnten sich Metzkelesuppe holen, wobei die Hausfrau nicht vergaß, eine kleine Wurst als Dreingabe mitzugeben. Erwähnt sei noch, daß die Kleinlandwirte und Bauern während des Jahres zusätzlich zwei bis drei Schafe oder ein Jungrind schlachteten, um die Familie mit genügend Frischfleisch zu versorgen.

Federnschleifen

War die Feldarbeit beendet und die langen Winterabende kamen, setzten sich die jungen Mädchen und Frauen zum Federnschleifen in der warmen Stube eines Siedlerhauses zusammen. Auf dem Tisch lagen die Federn von gerpflüchten oder geschlachteten Gänsen und Enten und die Arbeit konnte beginnen. In manchen Häusern hat man auch die Federn von Hühnern verwendet. Die heiratsfähigen Mädchen mußten an die Ausstattung denken. Dazu gehörten mindestens zwei Federbetten und mehrere Kissen.

Während des Schleifens wurde viel erzählt. Dies war sicherlich ein Grund, daß auch ältere Frauen an der lustigen Beschäftigung teilnahmen. Die Männer waren als stille Zuhörer anwesend, doch nicht als Federnschleifer, sondern um in einer Ecke Karten zu spielen. Ihre Hände waren durch die schwere Feld- und Waldarbeit für die feine Arbeit ungeeignet. Außerdem bestand bei ihrer Mithilfe die Gefahr, daß sie die Mädchen und Frauen nur zum Lachen gereizt hätten. Die Folge wäre gewesen, daß viele Flaumentfedern in der Luft herumgeschwirrt hätten und am Ende der Arbeit auf dem Boden mehr Federn waren als auf dem Tisch.

Am Ende des Schleifens wurde den Helferinnen Tee und Kuchen gereicht. Am letzten Abend gab es noch zusätzlich ein Gläschen Glühwein oder ein Stamperl Schnaps, was die Anwesenden zum Singen bewegte. Beim Heimgang bedankte sich

die Hausfrau für die geleistete Arbeit und am nächsten Tag traf man sich wieder bei einer anderen Nachbarin, die gewohnte Arbeit begann von neuem. Bis alle Nachbarinnen in der näheren Umgebung mit dem Schleifen fertig waren, vergingen mehrere Wochen. Es war eine gegenseitige Hilfe, die im Alltag des Landlebens eine Abwechslung brachte.

Mais- oder Kukuruzschälen

Während des Tages wurden auf dem Feld die Maiskolben von den Stengeln ausgebrochen und in die Scheune gefahren. Dort durften sie nicht zu lange liegen, denn es bestand die Gefahr, daß die Maiskörner unter den Blättern angefangen hätten zu schimmeln. Das Schälen (Hülschen) und Binden der Maiskolben erfolgte am Abend. Zu dieser Arbeit lud man die Nachbarn ein, was auf Gegenseitigkeit beruhte. Ein Helfer trug die Maiskolben mit Hilfe einer Schwinge (Korb), die aus Weidenruten geflochten war, in die Küche. Um den Haufen saßen die Helfer und entfernten die oberen Blätter von den Maiskolben. Allerdings mußten 2 - 4 Unterblätter (Lieschen) am Kolben bleiben, mit denen man immer zwei zusammenband und diese am Tage auf Stangen in der Scheune oder unter dem Dachvorsprung zum Trocknen aufhing.

Während der Arbeit legten die fleißigen Schäler eine Pause ein, um die von der Hausfrau gekochten Maiskolben zu verspeisen. Zum Kochen der Maiskolben im Kessel wurden nur solche verwendet, bei denen die Körner noch nicht zu hart waren, sondern sich noch in der Milchreife befanden. Das Maisschälen kam den Helferinnen nicht langweilig vor, denn es gab genügend Gesprächsstoff. Ältere Frauen erzählten Geschichten, die sie noch in Galizien von ihren Angehörigen gehört haben. War man mit dem Maisschälen fertig, kamen die Helfer am nächsten Tag bei einem anderen Maisanbauer zusammen.

Die Nachbarschaftshilfe in Notfällen

Brannte ein Haus, eine Stallung oder Scheune ab, dann halfen beim Wiederaufbau die Siedler mit Hand- und Spanndienst mit. Beim Neubau eines Hauses waren in erster Reihe die Verwandten, Nachbarn und guten Freunde behilflich. Auch bei der Dresch- und Erntearbeit hat man sich gegenseitig geholfen. Kam es vor, daß ein Bauer schwer erkrankte und die Bäuerin hatte noch kleine Kinder zu versorgen, dann kümmerte sich die Gemeinschaft, daß der Frau geholfen wurde. Gut organisiert war die Nachbarschaftshilfe, wenn ein Rind notgeschlachtet werden mußte, damit die betroffene Familie nicht allein den Schaden tragen mußte. Von Haus zu

Haus wurde mitgeteilt, daß in dem und dem Hof Fleisch von einer Notschlachtung zu kaufen sei. Es schloß sich dann niemand aus, von dem Fleisch zu kaufen. Die Käufer waren beim Bezahlen des Fleisches nicht kleinlich, besonders die Verwandten. Das Einstehen füreinander war bei den Siedlern noch sehr ausgeprägt. Man wußte aus Erfahrung, daß eine in Not geratene Familie weder Kuh noch Pferd mit gespartem Geld kaufen konnte, weil keines da war. Sie mußte sich verschulden und für das geliehene Geld bis 20 % Zinsen zahlen. Deswegen war eine gesunde Einstellung zum Erhalt der Gemeinschaft notwendig. Eine Besserung trat ein, als die Raiffeisenkasse gegründet wurde.

Koch- und Backrezepte aus Deutsch-Michalok

Apfelstrudel

Hefeteig ohne Eier wird nach dem „Gehen“ (gären) ganz fein ausgerollt, damit eine große Platte entsteht. Darauf werden feingeschnittene Äpfel gleichmäßig verteilt, mit Zucker bestreut und zum Schluß mit ausgelassener Butter bespritzt. Der Teig wird aufgerollt, mit Butter bestrichen, damit der Apfelstrudel nach dem Backen im Rohr schön braun wird.

Gänsenudeln

Gekochte Kartoffeln drückt man durch ein Sieb, eine Kartoffelpresse, oder stampft sie zu Brei. Man kann die Kartoffeln auch reiben, wenn sie einen Tag vorher gekocht wurden. Je nach Kartoffelmenge gibt man ein bis zwei Eier dazu. Anschließend wird Salz und Mehl untergearbeitet, bis ein glatter Teig entsteht. Daraus werden auf dem Teigbrett lange Würstchen gerollt, die man in kleine Stücke schneidet und mit der Hand so formt, daß beide Ende spitz zulaufen. Die geformten Kartoffelnudeln werden im Wasser gekocht und mit gemahlenem Mohn bestreut. Außerdem wird der Geschmack noch mit etwas Butter und Zucker verbessert.

Gezogener Apfelstrudel

120 - 150 Gramm Mehl werden in einer Schüssel mit ca. 20 g Butter und etwas Salz vermischt. Dazu kommt ein Ei, welches mit drei Eßlöffel heißen Wassers verquirlt wird. Der daraus gewonnene Teig wird so lange bearbeitet, bis er sich gut ziehen läßt. Man deckt ihn zum Ruhen zu und schneidet die geschälten Äpfel. Danach wird der Teig auf einem Tisch dünn ausgezogen, mit den fein geschnittenen Äpfeln belegt und mit Zimt bestreut. Nun wird der Apfelstrudel mit Hilfe des Tischtuches aufgerollt und im Rohr gebacken.

Kartoffelriwanzel

Rohe Kartoffeln werden gerieben und mit einem oder zwei Eiern vermischt. Dazu wird eine größere Zwiebel gerieben und im Sommer wird feingeschnittenes Petersiliengrün dem rohen Kartoffelbrei beigemischt. Das Ganze wird mit Salz

abgeschmeckt, mit Mehl etwas verdickt und löffelweise werden die Kartoffelriwanzel (Küchlein) im Fett oder Butter gebacken. Dazu wird Apfelkompott gegessen oder Sauermilch getrunken.

Kartoffelgulasch

Salzkartoffeln werden mit Suppengrün, Lorbeerblatt und einem Stück Selchfleisch gekocht. Dazu kommt eine Einbrenn mit Paprika und zwei bis drei Löffeln Sauerrahm.

Krautspätzle (Haluschki mit Kraut)

Rohe Kartoffeln werden geschält und fein gerieben. Dazu gibt man je nach Menge etwas Mehl und ein bis zwei Eier. Es soll ein streichfähiger Teig entstehen, der vom Teigbrett ins kochende Wasser wie kleine Nockerl geschabt wird. Vom Krautkopf wird der Strunk entfernt, das Kraut fein geschnitten und in Butter oder Schweinefett gedämpft, bis es genügend weich ist und mit den Spätzle gemischt. Anstatt Kraut kann man auch Topfen verwenden.

Krautwickel (Sauerkrautwickel)

Ein Kopf Weißkraut wird mit kochendem Wasser übergossen und entblättert. Die Blätter dürfen nicht zu weich sein, da sie sonst leicht reißen.

Zutaten: Eine Tasse Reis im Wasser quellen lassen, 250 g Räucherspeck kleinschneiden und ausbraten, eine Zwiebel klein schneiden und mit ausgelassenem Speck bräunen, 300 g Hackfleisch (auch mehr), eine mittelgroße Kartoffel in ganz kleine Würfel schneiden. All die Zutaten gut durchmischen, mit Salz und Pfeffer abwürzen und in Krautblätter eindrehen, ein Eßlöffel für ein Blatt, bei großen Blättern eineinhalb bis zwei Löffel. Die Krautwickel werden stapelweise in einen großen Topf gelegt, mit kochendem Wasser übergossen und eine halbe bis dreiviertel Stunde kochen lassen. In Michalok wurden bei der Erzeugung von Sauerkraut ganze Weißkrautköpfe, die vorher gut gereinigt wurden, mit eingelegt. Im Winter konnte man jederzeit Blätter vom Krautkopf abblättern. Ihr Geschmack war vorzüglich.

Löffelspatzen

Mehlige Kartoffeln werden im Salzwasser mit einer Zwiebel und einer Petersilienwurzel gekocht. Wenn die Kartoffeln gut gar sind, werden Spätzle vom Brett in die Kartoffelbrühe geschabt und aufgeköcht. Das überschüssige Wasser wird abgegossen und die Kartoffeln mit den Spätzle werden mit Schweineschmalz und gedämpften Zwiebeln gebraten.

Pirogen (Maultaschen)

Aus Mehl, ein bis zwei Eiern, etwas Salz und Wasser einen Nudelteig machen und ausrollen. Der Teig soll nicht zu dünn sein. Mit Hilfe eines runden Glases werden Platten ausgestochen. Zur Füllung nimmt man 500 g trockenen Quark und 500 g

gekochte Kartoffeln, die man mit in Butter gedämpften Zwiebeln, Pfeffer und Salz vermischt. Dann werden von der Masse auf die ausgestochenen Teigplatten kleine Häuflein gelegt und zgedrückt. Anschließend werden die Pirogen im Wasser gekocht und, wenn sie hochgehen, mit einem Löffelsieb herausgenommen und mit Butter oder ausgelassenem Speck übergossen.

Reiswurst

1 kg Reis in einem Liter Wasser kochen und ebenso 1 kg Bauchspeck, 1 kg Lunge, 200 g Leber kochen. Sind die Zutaten gar, kommen noch dazu 100 g rohe Leber. Nun wird alles durch den Fleischwolf gedreht, mit Majoran, Salz und Pfeffer abgeschmeckt und in Naturdärme gefüllt. Vor dem Verzehr in einer Pfanne beidseitig braten.

Schwammerl mit Ei

Verschiedene eßbare Pilze, am besten waren die Steinpilze und die Eierschwammerl, werden geputzt und in Zwiebeln und Knoblauch gedämpft. Dazu gibt man etwas Butter und Kümmel und zum Schluß je nach Menge einige Eier. Die Eierschwammerln wurden mit Brot oder Salzkartoffeln gegessen.

Griebenpogatschn

Zutaten: 750 g Mehl (griffig), 500 g Grieben, Salz, Milch, ein Ei, ein Ei-Dotter, ein Hefewürfel ca. 40 g, ein Ei zum Bestreichen.

Die Milch mit etwas Zucker, Mehl und Hefe kurz ansetzen. Ist der Vorteig etwas aufgegangen, wird er mit den anderen Zutaten gut vermengt. Es soll ein mittelfester Teig entstehen, den man eine halbe Stunde gehen läßt, ausrollt und die gemahlene Grieben kugelförmig in die Mitte gibt. Anschließend wie Blätterteig einschlagen und ausrollen, was zwei- bis dreimal wiederholt wird. Im ausgelegten Griebenteig werden mit dem Messer oder der Gabel gitterartige Striche gezogen und die Pogatschn mit einem runden Glas ausgestochen. Diese werden mit Eimasse bestrichen, damit sie eine gelbe Farbe annehmen und bei mittlerer Hitze (220 Grad) 20 Minuten gebacken.

Weichselkuchen (Sauerkirschenkuchen)

200 g Mehl, 200 g Butter, 160 g Zucker, zwei Eier, ein Eßlöffel Zimt, zwei Teelöffel Backpulver und zwei Pfund Weichseln.

Butter und Zucker schaumig rühren, dazu gibt man zwei Eidotter, Zimt und rührt alles gut durch. Das Backpulver verrührt man mit dem Mehl und gibt abwechselnd mit dem Eierschnee (Eierweiß) alles zur Masse. Nachdem alles gut durchgerührt ist, streicht man den Rührteig auf ein langes Backblech. Die Weichseln werden entkernt und man läßt den Saft in einem Sieb ablaufen. Die Früchte gut vorzuckern

und sie nebeneinander auf den Rührteig legen. Der Kuchen wird bei 175 Grad C gebacken.

Aus Weißkohl Sauerkraut zubereiten

Ende Oktober wurde vom Feld das Kraut (Weißkohl) geholt, gesäubert und gehobelt und in ein Holzfaß gegeben. Mit dem Kraut wurden auch die Zwiebeln schichtweise mit einem Holzstampfer eingestampft. Zu den einzelnen Schichten legte man einige wilde Äpfel (Holzäpfel), die recht sauer waren. Durch diese Zugabe ist der Geschmack des Sauerkrautes verbessert worden. Außerdem wurden in das Krautfaß noch einige ganze Krautköpfe mit eingelegt. Die Blätter von den Krautköpfen benötigte die Hausfrau, um die beliebten „Krautwickel“ (Holubzi) zu kochen. Sie durften am „Heiligen Abend“ beim Festessen nicht fehlen. Auch sonst war Sauerkraut im Winter, gekocht mit Schweinshaxen, Rippchen oder Räucherspeck, ein schmackhaftes Essen.

Außerdem wurden gerne gekocht: Bohnen- und Kartoffelsuppe, Krautnudeln, Sterz, Zwiebelsoße u.a.

An Gebäck waren beliebt: Buchteln, Mohn- und Nußstrudeln, Streuselkuchen mit Zwetschgenmarmelade u.a.

Militär- und Kriegsdienst

Assentierung

Jedes Jahr mußten die stellungspflichtigen Rekruten zur Assentierung in die Bezirksstadt fahren. Die Assentierungspflicht dauerte drei Jahre. Die Rekruten waren mit bunten Bändern geschmückt und fuhren mit dem Pferdewagen singend zur Untersuchung. Zuhause warteten die Angehörigen, besonders die Mutter und die Mädchen aufs Ergebnis. Meist waren die Rekruten nicht mehr nüchtern. Die einen tranken, weil sie der Meinung waren, daß sie tauglich sind und die anderen, daß sie nicht zum Militärdienst mußten. Die Wehrpflicht dauerte in der Tschechoslowakei und in der selbständigen Slowakei zwei Jahre.

Die FS (Freiwillige Schutzstaffel)

1939 wurde die „Freiwillige deutsche Schutzstaffel“ gegründet. Ihr erster Führer war von 1939-1941 Wilhelm *Nedecky*. Nach ihm folgte *Menzel* Ernst, der diesen Posten bis zum Verlassen der Heimat innehatte. Die FS war vorerst nur für den Ordnungsdienst innerhalb der Siedlung vorgesehen. Doch schon bald folgte in Schulungsabenden die Umerziehung zu einer Truppe, die in Notzeiten bereit sein sollte, als halb-militärischer Verband aufzutreten. Es war der Wunsch der Volksgruppenführung, die wehrfähigen Männer zum Dienst an Volk und Heimat zu erziehen; sie sollten politische Stärke demonstrieren.

Neben dem Präsenzdienst wurde später bei allen wehrfähigen Männern die vor- und nachmilitärische Ausbildung gesetzlich verankert. Sie begann mit dem 17. Lebensjahr und endete mit Erreichen des 50. Lebensjahres. In Michalok kam es vor, daß die FS mit der Hlinka Garde bei verschiedenen Anlässen gemeinsam auftrat. Im Jahr 1943 trat die FS in der Siedlung kaum noch auf, weil die wehrfähigen Männer bei der SS oder beim slowakischen Militär im Kriegseinsatz standen oder auswärts beschäftigt waren.

Der Heimatschutz

Im Juli 1944 wußte die politische Führung, daß in den großen Waldgebieten, besonders in der Ost- und Mittelslowakei, die Russen während der Nacht von Flugzeugen Partisanen absetzten. Diese verhielten sich zuerst ruhig. Sie hatten die

Aufgabe, mit Hilfe der Slowaken, die sich ihnen später anschlossen, im rückwärtigen Frontgebiet Brücken zu sprengen und Bahnhöfe zu überfallen. Die Gefahr wurde bei den militärischen Dienststellen zu spät erkannt. Erst als in der Mittelslowakei der Aufstand ausbrach und dabei auch deutsche Orte überfallen wurden, kam es zur Gründung des Heimatschutzes. Kerntruppe dieses Selbstschutzes waren Angehörige der freiwilligen Schutzstaffel, die noch nicht eingerückt waren.

Die Deutschen in Michalok hatten noch wenig wehrfähige Männer. Ein Großteil der Männer war bei der Waffen-SS, einige waren noch bei der slowakischen Wehrmacht oder sie arbeiteten in kriegswichtigen Betrieben in der Westslowakei und in Deutschland. Die Angst in der Siedlung war groß, weil man auch schon dort während der Nacht unheimliche Gestalten sah. Für die Siedler in Deutsch-Michalok war es außerordentlich schwer, einen Heimatschutz zu organisieren. Außer zwei Gewehren, die ihnen die Dienststelle Göllnitz überbrachte, standen ihnen keine Gewehre zur Verfügung. Man trug diese Gewehre öffentlich durch die Siedlung, denn man war der Meinung, daß die Partisanen wissen sollten, daß die Siedler bewaffnet sind. Ob diese Ansicht genutzt hat, weiß man heute nicht.

Die Ortskommandatur in Kaschau wollte keine Gewehre ausgeben. Als auch sie die Gefahr erkannte, war es bereits zu spät, durch ein Gebiet Waffen zu transportieren, wo die Partisanen die Oberhand hatten. Als sich aber gegen Ende August die Überfälle häuften und auch selbst in der Siedlung Familien ausgeplündert wurden, nahm die Angst noch mehr zu. Es blieb ihnen nur noch die Flucht übrig. Die wenigen wehrfähigen Männer, die den Heimatschutz darstellen sollten, hatten nur noch die Aufgabe, den Treck zu organisieren und nach Großmichel zu führen. Rückblickend sei gesagt, daß es vielleicht gut war, daß in Deutsch-Michalok kein organisierter Heimatschutz entstehen konnte. Ihre Zahl wäre zu gering gewesen, um in einer ganz fremden Umwelt zu bestehen. Wäre es zum Kampf gekommen, dann wären die Folgen für die Deutschen schlimm gewesen.

Die Waffen-SS - aus Pflicht wurde Zwang

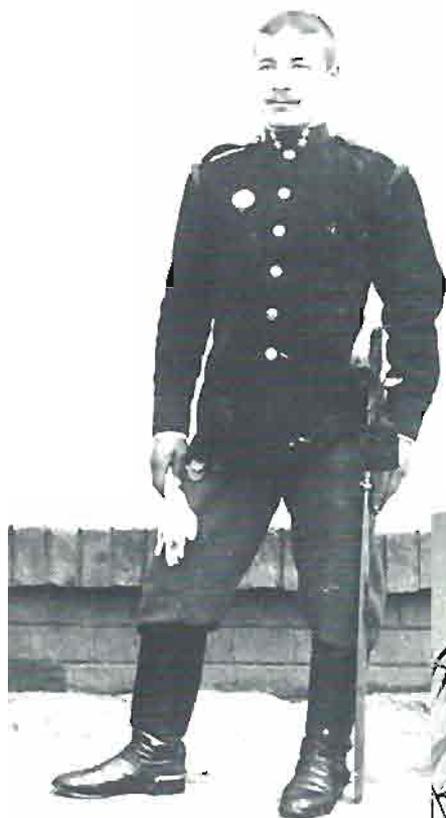
Der Bedarf an Soldaten war bereits 1941 für die Waffen-SS sehr groß. Mit Südostdeutschen versuchte man die Lücken zu füllen. Illegale Werbungen erfolgten schon um die Jahreswende 1941/42. Von den Karpatendeutschen traten Anfang 1942 ca. 600 Freiwillige der Waffen-SS bei, davon waren sieben Burschen aus Deutsch-Michalok. Dies waren: Engelmann Josef, Hilgart Ignaz, Hricaj Josef, Laub Josef, Limberger Adolf, Reiter Ferdinand und Reiter Franz. Bis 1942 hatten die Karpatendeutschen in der Slowakei, auch die in Michalok, einen großen

Aufschwung genommen. Die Deutschen gerade einer solchen Streusiedlung blickten nach Deutschland mit Bewunderung. Man identifizierte mit Deutschland auch den Nationalsozialismus, ohne eigentlich zu wissen, was der Kern dieser Ideologie ist. Damit erklärte sich die Begeisterung, warum sich so viele junge Karpatendeutsche zur Waffen-SS meldeten.

Mehrere Michaloker leisteten Kriegsdienst bei slowakischen Einheiten, die in Rußland eingesetzt waren. Nachdem bei vielen Slowaken die Kampfmoral zu wünschen übrig ließ, weil sie gegen ihre slawischen Brüder nicht kämpfen wollten, trat für die Karpatendeutschen eine neue Sachlage ein. Gesandter Ludin äußerte bei der slowakischen Regierung den Wunsch, die karpatendeutschen Wehrpflichtigen der Jahrgänge 1918-1922 der Waffen-SS zu überstellen. Zuerst erfüllte die Regierung den Wunsch Ludins nicht. Sie war der Meinung, daß dadurch die Kampfmoral bei den slowakischen Einheiten noch mehr sinken würde. Der Erfolg war sehr gering. Doch die deutsche Regierung gab nicht nach und nach langen Verhandlungen erreichte der Gesandte Ludin, daß die slowakische Regierung ihre Zustimmung gab, daß Karpatendeutsche zur Waffen-SS eingezogen werden können. Auch der SS-Führer Himmler ließ alle deutschen Volksgruppen wissen, daß sie sich darüber klar sein müssen, daß für sie zwar nicht gesetzlich, aber aus dem ehernen Gesetz ihres Volkstums heraus Wehrpflicht bestehe und zwar von 17. bis 50., im Notfall bis zum 55. Lebensjahr. Die deutschen Reichsstellen verlangten von der Volksgruppenführung in Preßburg, alle Karpatendeutschen zur Waffen-SS zu nötigen. Der Zeitplan sah vor, mit der Musterung am 23. November 1942 zu beginnen. Die mit der slow. Regierung vereinbarte Freiwilligkeit wurde verschwiegen. Der erste Schub verließ am 15. 1. 1943 die Slowakei, die meisten Transporte im März 1944. Auch die slow. Gendarmerie wurde bemüht, um säumige Freiwillige bei der Nebenstelle des SS-Ersatzkommandos in Preßburg vorführen zu lassen.

Blutgruppenbild

Bei der Waffen-SS wie bei der deutschen Polizei erhielten nach einem Befehl Himmlers alle Einrückenden in den linken Oberarm ihre Blutgruppe eintätowiert. Damit sollte im Falle einer Verwundung eine rasche ärztliche Versorgung gewährleistet werden. Dagegen erhielten die Angehörigen von Icer, Marine und Luftwaffe keine Blutgruppe eintätowiert. Dieses Zeichen war nach dem Krieg für viele die Ursache für eine verhängnisvolle Marterung. An dem Zeichen erkannten die Sieger nach dem Krieg, daß es sich um Männer handelt, die bei der Waffen-SS Dienst taten. Für viele bedeutete dies den Tod, und dies besonders im böhmischen und polnischen Raum. Ganz schlimm war es für die SS-Männer, die in Prag und Umgebung in Gefangenschaft kamen.



*Obergefreiter Johann Säkel,
stellvertretender Zugführer im
Ersten Weltkrieg. Gestorben
in Mähren (CSR) 1947*



*Gefreiter Schreier Ferdinand im
Ersten Weltkrieg. Geboren am
30.1.1899, gestorben am 20.6.1971
in Inchofen*

Ch. A. Meyer.

CZERNOWITZ
AUSTRIAPLATZ. 2.



*Hrycaj Ignaz und
Laub Josef, der im
Zweiten Weltkrieg
gefallen ist.*

Kriegsdienst im Zweiten Weltkrieg

Waffen-SS: Chwastiak Johann † (Wurde bei der Heimkehr nach dem Krieg vom slow. Freund seiner Frau im Stall erschlagen und dort begraben. Sie war Polin und hat vor ihrem Tod die Tat gebeichtet). Chwastiak Michael; Engelmann Jakob; Engelmann Johann; Engelmann Josef †; Frankenberger Andreas; Frankenberger Josef; Hilgart Ignatz; Hilgart Isidor; Hinke Franz; Hinke Michael; Hofer Josef; Hrycaj Alois; Hrycaj Georg; Hrycaj Ignatz; Hrycaj Johann; Hrycaj Josef †; Kosyra Florian †; Kosyra Franz; Kosyra Eduard; Kosyra Michael †; Kosyra Vincent †; Laub Johann; Laub Josef †; Limberger Adolf; Limberger Johann †; Kunz Michael; Magerl Ferdinand †; Magerl Isidor †; Menzel Eduard †; Menzel Ernst; Menzel Peter; Nedecky Adolf; Reiter Ferdinand; Reiter Franz † (Von Partisanen umge-

bracht); Reiter Isidor; Reiter Jakob; Reiter Karl † (vermißt); Reiter Ludwig; Reiter Michael; Reiter Otto; Reiter Wenzel; Seitz Ignatz; Seitz Michael; Schmalzl Anton; Schmalzl Rudolf; Schmutzer Emil †; Sopkowitsch Stefan †; Schreier Adam †; Schreier Josef; Labdavit Adolf; Wierl Josef.

Heimatschutz: Dobner Julius; Kunz Peter; Schmutzer Josef;

Wehrmacht: Hinke Josef

Von den Männern, die im Kriegseinsatz standen, sind 16 gefallen oder vermißt = 28,57 %.

Im Ersten Weltkrieg sind gefallen: Hink Anton, Nedecky Emil, Nedecky Johann und Kosyra Ladislaus.

Partisanenaufstand

Am 20. August 1944 waren die Partisanen die Herren in der Mittelslowakei und damit von Rosenberg (Ružomberok). Sie verhafteten sofort alle deutschen Männer und Jugendlichen, deren sie habhaft werden konnten. Nach einem Dokument, welches im Museum des slow. Nationalaufstandes (SNP) in Neusohl vorliegt, geht hervor, daß am 25. August 1944 zu Beginn des Aufstandes in Biely Potok (Weißer Bach) 146 Deutsche erschossen wurden. (Siehe: „Leidensweg der Karpatendeutschen“ von Hudak). Bei diesem Massenmord waren auch drei Michaloker. Dies



Georg Böhm, der vor 1940 Prokurist in der Quecksilbergrube Mernik und zugleich eine große Stütze für die Siedler in Deutsch-Michalok war, ist im September 1944 in Rosenberg von den Partisanen erschossen worden

waren: Böhm Georg, Prokurist; Frankenberger Mathias, Lehrling in einem Betrieb; Reiter Friedrich, Lehrling in einem Betrieb.

Rudolf Reiter verstarb an Phosphorverbrennungen in Österreich am 25.6.1945. Ein Soldat gab ihm ein Päckchen und sagte: „Geh heim und mach es dort auf.“ Im Päckchen befand sich Phosphor. Beim Öffnen brannte sofort der Phosphor. Der sechsjährige Bub verstarb nach einigen Stunden und die Mutter erhielt so schwere Brandwunden, daß sie an den Folgen nach einigen Jahren verstarb.



*Johann und Therese
Frankenberger mit Sohn
Mathias, der als
Schlosserlehrling im
September 1944 in
Rosenberg von den
Partisanen erschossen
wurde*

Von der Arbeit des „Deutschen Kulturverbandes“

Am 2. November 1919 wurde in Prag der „Deutsche Kulturverband“ gegründet. Er hatte sich zur Aufgabe gesetzt, für die deutsche Schule, für die deutsche Sprache und die deutsche Kultur in der Tschechoslowakei einzustehen. Bezeichnend für die Arbeit des Verbandes war, daß jede politische Tätigkeit ausgeschlossen war. Die Schwerpunkte der Arbeit waren die Beschaffung notwendiger Geldmittel, ferner Ausbildungsarbeit und vieles andere mehr. In Deutsch-Michalok wurde der Kulturverband 1928 gegründet. Ihr erster Obmann war der Buchhalter von der Quecksilbergrube aus Mernik und großer Freund der Siedler, Herr Georg Böhm. Rückwirkend ist festzustellen, daß der Kulturverband für die Erhaltung der deutschen Kultur, vor allem aber für die Erhaltung der Identität der Deutschen dort eine segensreiche Arbeit leistete. Man denke nur an die finanzielle Unterstützung, die notwendig war, um eine deutsche Schule zu bauen.

Außerdem hat der Kulturverbandssekretär Franz Karmasin, der damals in Käsmark residierte, den Ortsverband bei anstehenden Problemen in der Kultur- und Sozialarbeit beraten. Er kümmerte sich darum, daß einige Bauernburschen die Bauernschule in Ullersdorf besuchten und andere einen Handwerksberuf außerhalb des Ortes erlernen konnten. In der Zeit der Weltwirtschaftskrise, also in den dreißiger Jahren, galt es, für die ärmeren Kinder, deren Väter arbeitslos waren, eine Kleidersammlung nach Deutsch-Michalok zu befördern. Auch bei der Vorführung von Volkstheaterstücken und anderen Veranstaltungen wurde der Ortsverband unterstützt. Es war wahrlich eine segensreiche Tätigkeit, die der Kulturverband in Deutsch-Michalok leistete. Leider wurde auch er 1938 ein Opfer der politischen Entwicklung.

Die Volksbibliothek

Sie war in der Schule untergebracht und wurde von einer Lehrkraft verwaltet. Die sudetendeutschen Lehrer brachten aus ihrer Heimat bereits das notwendige Wissen mit, wie man nach den bestehenden Gesetzen eine Volksbücherei aufbaut, verwaltet und die richtige Auswahl des Lesestoffes vornimmt.

Ebenso hat der „Deutsche Kulturverband“ bei der Beschaffung von Büchern mitgeholfen, zumal er den Aufbau der Bücherei finanziell unterstützte. Vor allem war

es die „Deutsche Volksbücherei-Genossenschaft“ in Leitmeritz gewesen, die mit Rat und Tat bei der Auswahl der Bücher für jung und alt den Bücherwart beraten hat. Nachdem aber von der politischen Gemeinde Michalok, besonders in Krisenzeiten, nur ein kleiner Beitrag für den Aufbau der Bücherei und deren Erhalt zu erwarten war, haben auch mehrere Siedler mit Spenden die Volksbücherei unterstützt.

Leider war auch dieser Aufbauarbeit nur eine kurze Zeit beschieden. Als die Siedler im September 1944 plötzlich die Heimat verlassen mußten, haben slowakische Hüterbuben mit den vielen Büchern große Feuerlein geschürt. Ob sie dies aus Haß gegen alles Deutsche gemacht haben oder aus Übermut, weiß heute niemand mehr. Jedenfalls fand eine kulturelle Pionierarbeit ein unvorhergesehenes Ende.

Wandernde Handwerker und fahrende Händler

Es verging in Deutsch-Michalok kein Tag, daß die Siedler nicht von wandernden Handwerkern und fahrenden Kaufleuten besucht worden wären. Denen ging es in erster Reihe um einen Arbeitsauftrag oder etwas zu kaufen oder zu verkaufen. Doch für die Siedler brachten sie im Alltag bei der bäuerlichen Arbeit eine Abwechslung. Sie erfuhren die Neuigkeiten, die sich in den umliegenden Gemeinden zutrug und was in der weiten Welt vor sich geht. Dieser kleine Plausch tat allen gut.

Der Oblokar (Fensterschneider)



Alle zwei bis drei Monate zog der „Oblokar“, der ein Slowake war und aus der Trentschiner Gegend, Westslowakei, stammte, durch die Siedlung. Auf dem Buckel trug er ein Holzgestell mit Glasscheiben, die er für sein Handwerk benötigte. Von weitem hörte man sein Schreien: „Obloki reparovat“ (Fenster reparieren). Hatte die Hausfrau im Haus ein zerbrochenes Fenster oder war das Glas an einem Wandbild beschädigt, rief sie den Mann herein. War wieder alles in Ordnung, bezahlte sie den Mann und gab ihm noch ein warmes Essen. Doch kaum war der Fensterschneider aus dem Haus, gab er mit lauter Stimme weiterhin seine Anwesenheit bekannt.

Der Drotar (Rastel- oder Drahtbinder)

Der Handwerkshausierer oder „Drotar“ genannt, zog im Jahr drei- bis viermal durch den Ort. Auch ihn hörte man schon von weitem schreien: „Drotar“ und dazu noch „Hrnčky drotovat“ (Ton- oder Milchkrüge drahten). Er reparierte die Kopftöpfe, Kupferkessel und andere Haushaltsgegenstände. Hatte der Topf ein Loch, legte er beiderseits zwei runde Weißblechstücke darauf, die er mit Brotteig

bestrich, damit sie gut abdichteten und vernietete sie fest mit einem kleinen Hammer. Bei kupferhaltigen Kesseln verwendete er Kupferblech. Er reparierte auch angebrochene Tonkrüge, die er mit Hilfe von Draht kunstgerecht verband, daher der Name „Drotar“. Auch diese Handwerker kamen aus der Westslowakei.

Der billige Jakob mit dem Bauchladen

Einige Male im Jahr besuchte er die Siedlung. An seinem Bauch hing ein kleiner Laden, der mit diversen Kurzwaren wie Kämmen, Spiegeln, Messern, Kochlöffeln, Schnürsenkeln und anderen Bedarfsartikeln vollgefüllt war. Jeder in der Siedlung wußte, daß man beim „billigen Jakob“ viel handeln muß. Wollte er ein Messer verkaufen, so verlangte er oft den zehnfachen Preis. Nun begann das Feilschen und das Jammern. Der Käufer handelte, weil ihm der Gegenstand zu teuer war und der Verkäufer jammerte, weil er der Meinung war, daß er draufzahlt und verhungern muß. Doch nach langem Palavern (Wortgefecht) sind sie sich doch einig geworden und man ging friedlich von einander. Den billigen Jakob nannte man im Volksmund „da Bosnak“, denn er stammte wirklich aus Bosnien.

Der Altwarenhändler

(Lumpenhändler) oder Kupčikar genannt

Von Zeit zu Zeit fuhr ein alter Jude von der Kreisstadt mit einem kleinen Wagen, der von einem Pferdchen gezogen wurde, durch den Ort und schrie: „Heute alte Lumpen“. Er kaufte alte Kleider und Alteisen. Dafür erhielten die Frauen meistens Porzellangeschirr, wie Teller, Tassen, Tonkrüge u. a. Brachten die Kinder die alte Ware dem Händler, so erhielten sie Spielzeug. Die Mädchen bekamen eine kleine Puppe und die Knaben ein kleines Pferdchen, welches aus Holz hergestellt war.

Stoffhändler (Umtroga)

Er ging zu Fuß mit einem Holzgestell am Rücken von Haus zu Haus. Besonders begehrt waren die Häuser, wo er wußte, daß ein heiratsfähiges Mädchen auf einen Verehrer wartete. Er wußte, daß die Mutter sich rechtzeitig um die Ausstattung der Tochter kümmerte. Der Händler stellte sein Holzgestell, in welchem die Leinen und Stoffe schön geordnet lagen, auf den Boden. Nach dem Aussuchen der gewünschten Stoffe begann das Feilschen. Dies war notwendig, um etwas kaufen zu können. Die Frauen wußten aus Erfahrung, wie man sich verhalten muß, um nicht

übers Ohr gehauen zu werden. War die Hausfrau mit dem Kauf zufrieden, gabs für den Händler noch eine kleine Brotzeit.

Der Fellhändler

Der jüdische Fellhändler zog im Frühjahr und im Herbst mit seinem einspännigen Pferdewagen durch die Siedlung und erkundigte sich fast in jedem Haus, ob sie Rinder-, Schaf- oder Ziegenfelle zu verkaufen hätten. Bei den Jägern kaufte er Felle von wilden Tieren, besonders begehrt waren die von Dachs, Fuchs, Iltis und Marder.

Der Geflügel- und Eierhändler

Aus dem Dorf Čičava kam alle paar Wochen der Geflügel- und Eierhändler Josef Freiburger und kaufte von den Frauen Hühner, Enten, Gänse und Eier. Meistens wurde getauscht. Die Verkäuferinnen erhielten für ihre Ware Mehl, Reis, Zucker oder andere notwendige Nahrungsmittel.

Die Siedlung wurde auch von Zeit zu Zeit von Slowaken als Ferkel- oder Pferdebeschneider und als Aufkäufer von Mastschweinen und Ferkeln besucht.

Markttag mit Erlebnissen

Jeden Montag wurde in der Kreisstadt Vranov der Wochenmarkt abgehalten. Die Bäuerinnen verkauften Milch, Butter, Quark, Geflügel u. a. An großen Markttagen, die meistens nach den Schutzheiligen benannt waren, konnte man Rinder, Schweine und Rösser kaufen oder verkaufen. Außerdem konnte man diverse Gegenstände für Haus und Hof besorgen. Nur für den Kauf von Pferden besuchten die Siedler gerne den großen Roßmarkt in Humenne (Homenau) und für die Rinder den Viehmarkt in Hanušovec (Hansdorf). Die Handelssprache war slowakisch, die die Deutschen gut sprechen konnten, während nur wenige Slowaken die deutsche Sprache beherrschten. An Markttagen hörte man auch ruthenische, ungarische, jüdische und zigeunerische Laute. Auf dem Markt ging es lebhaft zu, denn die vielen Verkäufer priesen ihre Ware an und verstanden es, die Ware schmackhaft anzubieten.

In festen Buden oder unter einem Marktstand boten die Händler Kleider, Kurzwaren, Stoffe, Schuhe und Stiefel an. Letztere konnte man auch an den Stangen hängen sehen. Neben den Marktständen waren auf dem Boden Pantoffeln, Töpfe, Kupferkessel, Geschirr und andere Waren ausgelegt. Auch das Zelt der Hut- und Mützenmacher wurde von vielen Besuchern aufgesucht, um eine zeitgemäße und der Jahreszeit entsprechende Kopfbedeckung zu erhalten. Die Seiler und Riemer boten die zum Einspannen der Tiere erforderlichen Halfter, Zaumzeug und das Geschirr an.

Das Gelände für den Viehmarkt wurde unterteilt. Rinder, Pferde, Schafe, Schweine und Geflügel bekamen einen eigenen Platz zugewiesen. Das meiste Vieh wurde zum Markt getrieben, während man die gemästeten Schweine, Zuchtsauen und Ferkel auf Fahrzeugen transportierte.

Außerdem konnte man an Markttagen Leiterwägen, Fuhrwerke, Schlitten für den Winter, Pflüge, Eggen, Schaufeln, Gabeln, Sensen, Harken und andere Geräte kaufen, die für die Bewirtschaftung der Felder und Wiesen notwendig waren.

Am Rand des Marktplatzes befand sich eine Viehpaßstelle, wo der schriftliche Teil des Viehverkaufes abgewickelt wurde. Auf dem Markt mußte um alles gefeilscht werden, hatte doch der Verkäufer seinerseits den Preisnachlaß einkalkuliert. Nur ein Narr zahlte den genannten Preis. Der Handel dauerte so lange, bis sich die Angebote von Verkäufer und Käufer genähert hatten, dann wurde die Differenz zwischen den Angeboten halbiert und der Handel durch Handschlag abgeschlossen. Nach dem Verkauf eines Tieres oder eines größeren Produktes kam es immer zu einem Kauftrunk, der aus einem Stampel Schnaps oder einem Glas Wein

bestand und auf Kosten des Verkäufers ging. Dieses Gebaren nannte man „Aldomasch“ (Kauftrunk).

Auf den Roßmärkten gab es auch charakteristische Figuren, die sogenannten Roßtäuscher. Sie kauften und verkauften im Auftrag eines anderen. Sie kannten die Eigenschaften der Pferde ausgezeichnet, wußten genau, was sie wert waren und wußten auch, wie man sie mit einem guten Verdienst weiterverkauft. Die besten Kenner der Pferde waren auf den Märkten die Zigeuner.

Für viele Bauern war der Markttag - besonders in den Wintermonaten - ein freier Arbeitstag. Man erschien lediglich, um sich mit Bekannten, Freunden oder entfernt wohnenden Verwandten zu treffen und um sich über die Preise zu informieren. Dennoch schickte es sich auch für diese nicht ohne ein Geschenk (Mitbringsel) heimzukehren, das sogenannte Marktgeschenk, das sowohl Kindern als auch der Ehefrau zustand. Die Kinder erhielten Spielzeug, Klappmesser oder Süßigkeiten, während die Frauen und die heiratsfähigen Mädchen ein Tuch, Schmuck, Rosenkranz oder Lebkuchen bekamen.

Die Marktfahrer hörten neue Nachrichten, erfuhren zum erstenmal von dem einen oder anderen bedeutenden Ereignis, das ihnen in Versen, in Wort und Schrift zur Kenntnis gebracht wurde. Die Märkte haben bis zum Verlassen der Heimat als Treffpunkt der unterschiedlichen Volksgruppen und anderssprachigen Nationalitäten und für den Austausch von materiellen und geistigen Kulturgütern eine große Rolle gespielt.

Der Bergbau in Mernik

Die französische Gesellschaft „Societe Minere Franzaise“ hat mit dem Abbau von Quecksilbererzen 1921 in der Mariengrube in Mernik angefangen. Zeitweise waren bis zu 200 Personen beschäftigt. Im dortigen Schiefergebirge gab es in einer Tiefe von 200 - 300 m schiefe Erzlager, die man „Trachitschichten“ nannte. Es war ein ölhaltiges Gestein und in dessen Schichten befanden sich große Löcher mit einem Durchmesser von drei bis vier Meter, die mit Quecksilbererzen - vermischt mit anderen Mineralien - gefüllt waren. Für viele der dort beschäftigten Männer und einigen Frauen, die beim Sortieren der Erze tätig waren, wahrlich nicht ungefährlich.

Von der deutschen Siedlung waren ca. 40 Männer als Grubenarbeiter und Zimmerer beschäftigt. Von größeren Unglücksfällen ist bekannt, daß 1931 Reiter Mathias und später noch drei Männer, deren Namen nicht bekannt sind, von Steingeröll erschlagen wurden.

Der Leiter des Grubenwerkes war bis 1938 der Franzose Ing. Fenin und der Obersteiger Červenka aus Göllnitz, der bis 1941 dort blieb. Ihm oblag die Aufgabe, das Werk aufzulösen. Der erste Buchhalter war Herr Georg Böhm aus dem Sudetenland, von dem die alten Siedler noch heute mit Hochachtung erzählen. In seiner freien Zeit bemühte er sich in der Siedlung um die Erhaltung und Förderung der deutschen Kultur. Er hat sich auch für die berufliche Ausbildung der Jugend eingesetzt. Mehrere Siedler berichteten mir, daß er ein Freund der Juden war und ihnen geholfen hat, wo er nur konnte. Leider ist dieser hilfsbereite Mensch beim Aufstand der Partisanen ermordet worden.



*Rast der Gruben-
arbeiter mit Peter,
Sohn von Georg Böhm*

Die Landwirtschaft in der deutschen Siedlung

Vor dem Verlassen der Heimat stellte die Landwirtschaft die stärkste Wirtschaftskraft; sie bildete die Grundlage für den Lebensunterhalt der Bauern und Nebenerwerbslandwirte. Fast alle Arbeiter bauten Brot- und Sommergetreide an und hielten Haustiere. Im Vordergrund der Bewirtschaftung der Felder stand das Getreide. Auf den lehmigen Sand- und den Lehm Böden gediehen hervorragend der Weizen und der Mais. Als Wintergetreide wurde Weizen und Roggen als Brotgetreide für die Familie und als Sommergetreide wurden Gerste, Hafer und Körnermais zur Fütterung der Haustiere angebaut. Aus Sommergetreide wurden über den Tiermagen Veredelungsprodukte wie Fleisch, Milch, Käse und Eier erzeugt.

An Hackfrüchten baute man Kartoffeln und Rüben an. Die Kartoffeln waren wichtig für die Ernährung der Familie und für die Fütterung der Schweine. Die Futterrüben wurden an die Milchkühe und zum geringen Teil an die Zuchtsauen verfüttert. Der Körnermais wurde zur Fütterung der Mastschweine und zum Teil für das Geflügel benötigt. Von den Spinnpflanzen hat man Lein und Hanf für den Eigenbedarf ausgesät. Eine geringere Bedeutung hatte der Anbau von Ölfrüchten. Hier war nur wichtig der Mohn, der im eigenen Haushalt für Kuchen und zum Kochen von Mehlspeisen Verwendung fand. Ebenso sorgte die Bäuerin für den Anbau von Weißkohl und Bohnen.

Für den Bauer war die richtige Einteilung in der Fruchtfolge der Pflanzkulturen sehr wichtig. Der Wechsel in der Fruchtfolge auf dem Feld war zwischen Halm- (Getreide), Hackfrüchten und den Gründüngungspflanzen notwendig. Wurde auf demselben Feld zweimal hintereinander Weizen angebaut, ließ der Ertrag trotz guter Düngung nach. Es war also wichtig, zwischen den Halmfrüchten, deren Wurzeln den Boden nicht genügend lockern konnten und den Hackfrüchten und Klee gras, die einen garen, lockeren und humushaltigen Boden zurückließen, zu wechseln. Es soll auch nicht verhehlt werden, daß die Einteilung der richtigen Fruchtfolge von der wirtschaftlichen Entwicklung des Hofes, den Bodenverhältnissen und der Hanglage weitgehend abhing. Aber auch die Ernährung der Familie mit Brotgetreide war wichtig zu beachten. Auch die parzellierten Flächen, die oft sehr klein waren, bestimmten die Fruchtfolge. Die Arbeit in der Landwirtschaft war sehr mühsam und oft umständlich, denn die Ackerflächen lagen meist verstreut in der Flur und zudem konnten sich kleinere Betriebe kaum Maschinen leisten.

Die Bodenbearbeitung

Die richtige Lockerung des Bodens war sehr wichtig, damit die Wurzeln der Kulturpflanzen sich nach allen Seiten im Boden ausbreiten konnten. Dieses Ziel wurde am besten mit dem Pflug erreicht. Er war das wichtigste Arbeitsgerät in der Landwirtschaft. Man konnte mit ihm seicht oder tief pflügen und den Mist wie die Gründüngungspflanzen gleichmäßig in den Boden einbringen. Im Herbst wurde meistens tiefer gepflügt als im Frühjahr, damit die Ackerkrume nicht zu stark austrocknete. Der Pflug bestand aus zwei Teilen, dem Karren und dem Pflugkörper. In der letzten Zeit hat sich bei den Siedlern der eiserne Sachs-Karrenpflug durchgesetzt. Holzpflüge mit Streichbrett, Sech- und Scharreisen, die der Dorfschmied anfertigte, gab es nicht mehr viele.

Nach dem Ackern war der Boden noch sehr grobschollig, besonders bei schweren Lehm Böden. Eine Zerkleinerung erfolgte durch die Egge, die aus einem hölzernen Rahmen bestand, der mit eisernen Zinken versehen war. Mit der Egge wurden auch die Unkrautpflanzen ausgeeggt, um das Feld sauber zu halten. Außer dem Pflug und der Egge wurde bei der Bearbeitung der Felder noch die Ackerschleppe, der Grubber und die Holz- oder Glatzwalze eingesetzt. Mit der Ackerschleppe wurde der im Herbst gepflügte Boden im Frühjahr abgeschleppt, damit er sich früher erwärmte und nach ca. zehn Tagen wurde das Feld abgeschleppt, wobei man die keimenden Unkrautsamen vernichtete. Mit der Holzwalze wurden bei Bedarf die Ackerschollen zerkleinert oder sie fand Anwendung, wenn nach der Aussaat das Feld sehr trocken war. Mit ihr wurde der Boden angedrückt, damit die Samenkörner durch die Wasserkapillaren die notwendige Feuchtigkeit zum Keimen erhielten. Der Grubber (Kultivator) wurde nur bei der Bearbeitung von schweren Böden verwendet.

Die Düngung der Felder

Zum bekanntesten Dünger gehörte der Stallmist. Die Anwendung von Jauche war noch wenig bekannt. Ihre Ausbreitung hat erst in den letzten Jahren begonnen. Die neuen Düngerstätten wurden schon mit Jauchegruben erstellt. Der Stallmist setzte sich zusammen aus den Ausscheidungen der Tiere (Kot und Harn) und der Einstreu, die aus Stroh bestand. In kleineren Betrieben und bei den Häuslern wurde Laub vom Wald angewandt. Einen großen Wert legten viele Landwirte auf die Pflege des Stallmistes. Wichtig war, daß er nicht im Wasser stand. Er sollte verrotten und nicht verfaulen. Bei einer schlechten Pflege gab es Nährstoff- und Humusverluste.

Der Mist wurde mit dem Wagen, im Winter mit dem Schlitten, aufs Feld gefahren. War der Wagen oder der Schlitten beladen, so wurde der Mist mit dem Mistbrett angeschlagen, damit er während der Fahrt nicht herunterfiel. Auf dem Feld wurde er in sechs bis acht Häufchen abgeladen und zerstreut, oder im Winter auf einem großen Haufen gelagert und bei Bedarf ausgefahren. Auf hügeligem Gelände konnte der Mist nur bei trockenem Wetter aufs Feld gefahren werden. Gut verrotteter Stallmist ließ sich leicht, speckiger hingegen schwer streuen.

Da sich aber die Felderträge bei Getreide und Hackfrüchten mit dem Stallmist allein nicht steigern ließen, setzten die Bauern immer mehr und mehr Handelsdünger ein. Als Grunddüngung wurde vor dem Anbau des Getreides Thomasmehl und vierzigprozentiges Kali aufs Feld gestreut. Zu Kartoffeln gab man kurz vor dem Auflaufen der Pflanzen schwefelsaures Ammoniak und bei schwachen Getreidebeständen streute man Kalkammonsalpeter. Im Vergleich zu den erzielten Preisen, die man für die Feldfrüchte erhielt, war der Einsatz von Handelsdünger nicht billig. Die Anwendung war trotzdem rentabel, konnte man doch die Erträge um ca. 20 % steigern.

Vor der Aussaat des Getreides

Roggen und Weizen wurden als Winter- oder Brotgetreide, Gerste und Hafer als Sommer- oder Futtergetreide angebaut. Hirse wurde nur noch selten gesät. Vor dem 1. Weltkrieg stand noch in vielen Bauernstuben zum Frühstück Hirsebrei auf dem Tisch. Die Aussaat des Getreides erfolgte bei kleinen Betrieben oft noch mit der Hand. Sämaschinen gab es nur auf den größeren Höfen oder drei bis vier Nebenerwerbslandwirte besaßen eine gemeinsam. Bei der Handaussaat trug der Sämann das Saatgut in einem Sätuch. Zwei Enden des Tuches waren um den Hals zusammengebunden und die anderen Enden hielt er in der Hand. Mit der rechten Hand schöpfte er das Korn aus dem Tuch und warf es einmal nach links und einmal nach rechts.

Daß die Bauern und Nebenerwerbslandwirte in Deutsch-Michalok ein gut gereinigtes und gebeiztes Saatgut aussäen konnten, dafür hat sich in den letzten Jahren vor der Vertreibung die Raiffeisenkasse eingesetzt. Die Getreide-Reinigungsanlage (Trieur) mit der Boiztrommel stand auf dem Hof von Peter Hricaj. War der Acker im Frühjahr abgetrocknet, erfolgte die Aussaat des Sommergetreides, Hafer und Gerste. Die Bodenbearbeitung erforderte eine größere Sorgfalt als bei der Bestellung der Saatfelder im Herbst mit Wintergetreide. Waren die Saatbestände im Frühjahr durch Frostschäden sehr schwach, erfolgte eine Nachdüngung mit Kalkammonsalpeter.

Ende Mai oder Anfang Juni sah man Frauen in den Saatenbeständen; sie hatten die Aufgabe, die Acker- und Kohldisteln auszustechen. Gab es viel Disteln, so haben darunter die Getreidebestände gelitten. Sie entzogen dem Boden Wasser und Nährstoffe, die den Kulturpflanzen fehlten. Die Arbeit mußte alljährlich wiederholt werden, denn anders konnte man sie nicht bekämpfen. Chemische Unkrautmittel gab es damals noch nicht.

Bei ungünstigen Wetterverhältnissen und schlechter Bodenbearbeitung der Felder sah man Getreidebestände in allen Farben schillern. Fürs menschliche Auge war es eine Pracht zu sehen, wenn im Mai oder Juni, rote Mohnblumen blühten. Allen Kindern waren die Kornblumen und die Kornrade bekannt, wurden sie doch gerne für einen Blumenstrauß gepflückt. Auch viele andere Unkräuter bereiteten dem Ackermann große Sorgen. Ihre Häufigkeit hing vom Bodenzustand und den Kulturpflanzen ab. Auf mageren Böden gab es andere Unkräuter als bei nährstoffreichen, fruchtbaren Böden.

Die Getreideernte

Vor der Erntezeit besichtigte der Bauer die Getreidefelder, um festzustellen, ob man mit dem Schnitt des Roggens, der meistens um den 20. Juli herum reif war, anfangen kann. Ließ sich das Korn leicht über den Fingernagel brechen, waren Halme und Blätter gelb, dann begann die Erntezeit. Wahrlich war es die schönste, aber auch die schwerste Arbeitszeit im Jahresablauf der Bauernheleute. Auch für die Bergarbeiter, Zimmerleute und Häusler, die fast alle Brotgetreide anbauten, war es eine erschte Zeit, um endlich für das Getreide Mehl beim Müller zu erhalten.

Vor Beginn der Erntezeit wurde der Erntewagen und das notwendige Gerät in Ordnung gebracht. Das wichtigste Arbeitsgerät bei der Ernte war damals die Sense. An ihr, die man vorher zum Grasmähen verwendete, wurde ein Sensenrechen, auch Bogen genannt, befestigt. Mit ihm wurden beim Mähen die Halme des Getreides nach einer Seite abgelegt. Das Sommergetreide wurde nach dem Abschneiden auf die gemähte Fläche in Schwaden gelegt. Bei Roggen und Weizen wurden beim Mähen die abgemähten Halme an die Wand der stehenden Getreidehalme angelegt. In diesem Fall stand das noch nicht gemähte Getreide links vom Schnitter. Ihm folgte die Schnitterin oder Abnehmerin genannt, die das abgemähte Getreide mit einer Sichel aufnahm und in Häuflein auf die Stoppeln ablegte. Waren diese trocken, begann das Binden der Garben. Der Arbeitsvorgang war dann folgend: Ein Kind oder eine Frau legte die Strohblätter aufs Feld, zwei Frauen legten die Häufel drauf, und ein Mann band die Garben. Die Strohblätter wurden in einer Zeit vor der Ernte aus dem Langstroh gefertigt, das mit dem Dreschflügel gedroschen worden war.

In der Zeit, wo die Kreuze oder Mandeln auf dem Feld standen, wurde nachgereicht und die zusammengerechten Ähren dazugelegt. Während der Zeit, wo die Kreuze auf dem Feld standen, war es für fremde Menschen verboten, Ähren nachzuklauben oder Haustiere zu hüten. War das Getreide mit dem Erntewagen in die Scheune gefahren, sah man ältere Frauen oder Kinder auf den Stoppelfeldern Ähren suchen. Manch armes Mütterlein hat damit seine Gänse oder Hühner gefüttert.

Vom Dreschen des Getreides

In den ersten Jahren der Besiedlung wurde in Deutsch-Michalok das Getreide noch mit dem Dreschflegel gedroschen. Während der Wintermonate begleitete die Siedler im Alltag der Rhythmus der Dreschflegel und aus allen Scheunen hörte man das Klappern. Bis zu Beginn der Faschingszeit sollte der Drusch beendet sein. Es erforderte viel Geschick und Muskelkraft, das Korn aus den Ähren herauszuschlagen. Für einen Neuling dauerte es oft Tage, bis er das Dreschen mit dem Flegel richtig beherrschte. Der Dreschflegel bestand aus zwei Teilen, aus dem Stiel und dem Klöppel, die am Ende mit einer Lederklappe versehen waren. Beide Klappen waren mit einem Riemen verbunden. Hier galt es beim Binden darauf zu achten, daß sich der Klöppel leicht bewegen ließ. Das Dreschen mit dem Flegel erfolgte auf gestampftem Leimboden in der Tenne und bestand aus folgenden Arbeitsgängen:

Die Garben wurden aufgebunden, in der richtigen starken Strohschicht auf dem Tennboden verteilt und abgedroschen.

Nach dem Drusch wurde das Stroh büschelweise aufgenommen, gut geschüttelt, damit noch die Körner, die sich im Stroh befanden, herausfielen.

Die Körner, die nach dem Abräumen des Strohs auf der Tenne liegen blieben, wurden mit einem Reisigbesen zu einem Haufen zusammengefeht.

Das Dreschen mit dem Dreschflegel wurde von Familienangehörigen oder mit Hilfe der Nachbarn durchgeführt. Mit dem Dreschflegel wurde ein Teil des Roggens noch bis zum Verlassen der alten Heimat gedroschen. Das Stroh wurde zum Anfertigen von Bändern, mit denen man die Garben band, zum Füllen der Strohsäcke und beim Ausbessern von Strohdächern - wo es noch solche gab - benötigt.

Nach dem Drusch erfolgte die Reinigung des Getreides. Der Körnerhaufen wurde auf der Tenne ausgebreitet, Ähren und Strohreste mit einem Holzrechen ausgereicht. Anschließend wurde das Getreide mit der Wurfchaufel gegen den Wind hochgeworfen. Durch den Wind wurden der Staub, Spreu, Unkrautsamen, kleine leere Ähren und Strohreste hinweggeweht. Beim Hochwerfen der Körner gegen den

Wind wurde teilweise auch eine Sortierung erreicht. Die schweren, gut ausgereiften Körner fielen am weitesten und wurden als Saatgetreide aufbewahrt. Die leichteren Körner fielen näher auf einen Haufen und wurden zu Futtergetreide verwendet. Das gereinigte Getreide wurde mit der Holzschaufel in die Säcke gefüllt und auf dem Dachboden oder in der Getreidekammer gelagert. Hier mußte es besonders in nassen Jahren umgeschaufelt werden, damit es gut austrocknete.

Kurz vor dem 1. Weltkrieg setzte sich im Raum von Deutsch-Michalok die Technisierung bei der Landwirtschaft durch. Einige Bauern besaßen einen Göpel als Antriebsmaschine und eine kleine Dreschgarmitur, die aus Hackzylinder und Windmühle bestand. Mit dem Göpel wurde der Hackzylinder in Bewegung gesetzt. Bei dieser Arbeit waren vier bis sechs Arbeitskräfte notwendig. Einer schnitt die Garben auf und reichte sie büschelweise dem Einleger. Dieser schüttelte die Büschel auf und schob sie mit den Ähren voraus in den Zylinder. Anschließend wurde das Dreschgut von zwei Personen mit Gabeln durchgeschüttelt. Körner und Spreu blieben liegen, das Stroh wurde weiter befördert. Nach dem Dreschen erfolgte auf der Windmühle die Trennung von Korn und Spreu. War aber kein Göpel vorhanden, wurde mit Muskelkraft gedroschen. An beiden Schwungrädern, die mit Kurbeln versehen waren, standen jeweils zwei Männer oder zwei Frauen. Bei dieser Arbeit halfen gerne die Nachbarn mit, zumal sie wußten, daß es ein gutes Essen gab. Wollte man am Tag zwei volle Getreidewagen abdreschen, mußte man sehr fleißig sein. Mit der Dreschmaschine, die sich in Deutsch-Michalok 1920 durchsetzte, konnte man das Zehn- bis Zwanzigfache erreichen.

Mit der Dreschgarmitur, die aus Dreschkasten und Dampfmaschine (Lokomobile) bestand, fuhr man von Hof zu Hof. Mit ihr zogen der Maschinist und der Einleger. Beide hatten dafür zu sorgen, daß alles ordnungsgemäß verlief. Bekannt waren die Dreschgarmituren von *Engelmann* Andreas, *Frankenberger* Johann und *Menzel* Leopold, sowie die von *Sákel* Jakob und *Menzel* Isidor und die von *Menzel* Michael und dem Slowaken *Nabaj*, der in Mernik gewohnt hat.

Beim Dreschvorgang benötigte man zehn bis zwölf Personen. Zwei hatten die Aufgabe, die Garben von der Scheune auf den Tisch des Dreschkastens zu befördern. Eine Frau band die Garben auf und reichte sie in mehreren Gaben dem Einleger. Das ausgedroschene Stroh von Weizen und Roggen wurde fachgerecht auf einem großen Haufen aufgestapelt, damit der Regen nicht eindringen konnte. Das Stroh von Gerste und Hafer wurde in die Scheune getragen und während des Winters an die Tiere verfüttert. Der Bauer war beim Wiegen der Körner. Hier galt es, genau zu sein, denn für den Lohntrusch erhielt der Besitzer der Dreschgarmitur 5 1/2 bis 6 % vom gedroschenen Getreide. Ab und zu schaute der Bauer nach dem Rechten, ob alles seine Ordnung hat. Das Schimpfen blieb oft nicht aus, wenn er in den Ähren noch Körner fand.

Futterrüben wurden angebaut und hauptsächlich an die guten Milchkühe verfüttert, um die Milchmenge zu erhöhen. Als Saftfutter erhielten sie auch die Zuchtsauen, denn diese sollten nicht zu fett werden.

Der **Kartoffelanbau** hatte für die Siedler eine große Bedeutung. Die Kartoffel diente als Nahrungsmittel für die Familie, als Verkaufsfrucht und als Futter für die Schweine.

Der **Mais**, der hier sehr gut gedieh, wurde als Grünfutter für die Rinder und als Körnermais zum Füttern der Mastschweine und des Geflügels angebaut.

Die Bewirtschaftung des Grünlandes

Von der landwirtschaftlichen Nutzfläche wurde ca. 10 % als Dauergrünland genutzt. Dies hing mit den klimatischen und Bodenverhältnissen zusammen. Nachdem es in Deutsch-Michalok während des Sommers wenig regnete, stand im Vordergrund der Anbau von Feldfrüchten. Das erzeugte Heu von den Wiesen wurde hauptsächlich an tragende Milchkühe und an Kälber bzw. Jungrinder verfüttert, denn neben den Gräsern und Kleearten kamen auf dem Dauergrünland, ob als Wiese oder Weide genutzt, auch Kräuter vor, die man im Volksmund als „Wiesenblumen“ bezeichnete. In der Farbskala, Blütenform und Größe gab es keine Grenzen.

Die Bewirtschaftung der geringen Wiesenflächen war von großer Bedeutung für die Tierfütterung. Sie mußten gründlich gepflegt werden. Im zeitigen Frühjahr wurden die Maulwurfhaufen eingeebnet, die Kuhflade verteilt, die Wassergräben geöffnet und in der Nähe des Waldes Laub und Reisig abgereicht. Anschließend wurde die Wiese mit einer Holzwalze (Glatwalze) gewalzt oder mit der Strauchegge abgeeggt. Mit dem Walzen wollte man erreichen, daß die hochgefrorenen Grasballen mit dem Unterboden einen festen Anschluß fanden, um sofort wachsen zu können. Außerdem war mit dem Walzen die Oberfläche der Wiese eben und das Mähen mit der Sense dadurch erleichtert. Von Zeit zu Zeit düngte man die Wiesen im Herbst mit Stallmist, der im Frühjahr eingereicht wurde und die Strohreste wurden entfernt. Das Düngen mit Jauche und das Kalken der Wiesen hat sich erst in den letzten Jahren durchgesetzt. Eine Düngung mit Handelsdünger im Frühjahr war noch wenig bekannt.

Die Heuernte

Für den Grasschnitt war es wichtig, den richtigen Zeitpunkt zu bestimmen. Wurde das Gras zu früh gemäht, gab es zwar ein nährstoffreiches Futter, aber wenig Masse.

Hat man aber mit dem Schnitt zu lange gewartet, verholzten die Gräser. Es gab zwar mehr Masse, aber der Nährstoffwert des Heues war geringer. Für die guten Milchkühe und Kälber hatte das spät geschnittene Heu wegen Eiweißmangel einen geringeren Wert.

Beim Mähen mit der Sense wurde das abgemähte Gras in Schwaden (Mahd) abgelegt. Diese wurden gleich oder am nächsten Tag mit dem Handrechen oder der Heugabel zerstreut. Um die Mittagszeit wurde das abgewelkte Gras mit dem Rechen ein- bis zweimal gewendet und dabei die noch dicken Grasbüschel aufgeschüttelt. Am Nachmittag wurde das halbgetrocknete Heu zu Häufeln zusammengelegt. Es sollte damit erreicht werden, daß am nächsten Tag vor dem Ausstreuen der Boden abgetrocknet war. Außerdem erfolgte im Inneren der kleinen Häufel eine Nachtrocknung durch die Erwärmung des noch nicht getrockneten Heues. Am nächsten Tag wurden die Häufel ausgestreut und wieder während des Tages mit dem Rechen gewendet. War es beim Heumachen sehr heiß, dann konnte man am Abend des zweiten Tages das Heu mit dem Leiterwagen heimfahren. Luzerne, Klee und Klee gras wurden oft auf Gerüsten getrocknet, die man „Stichel“ oder „Heinzen“ nannte. Am Hof wurde das Heu im Schuppen, in der Scheune oder auf dem Dachboden des Stalles gelagert. An heißen Tagen war das Abladen des Heus unter dem Dachboden mit viel Schweiß verbunden.

Der Anbau von Spinnstoffen

Angebaut wurden Lein und Hanf für die Eigenversorgung an Spinnstoffen. Dieser Zweig der Landwirtschaft hat sich in der alten Heimat bis zur Vertreibung erhalten. Das Spinnen und Weben war noch in vielen Häusern bekannt und wurde hauptsächlich während der Winterzeit durchgeführt. Oft kamen in der warmen Stube mehrere Nachbarsfrauen und Mädchen zusammen, um dadurch die eintönige Arbeit durchs Erzählen oder Singen zu beleben, denn die Arbeit sollte nicht langweilig sein. Für viele Frauen waren diese Zusammenkünfte im Alltag der schweren bäuerlichen Arbeit eine Abwechslung. Man erfuhr nicht nur alle Neuigkeiten, man konnte im Gespräch über die Hausarbeit noch manches dazulernen. Diese Zusammenkünfte waren zugleich Bildungsstätten fürs weitere Leben, besonders für die Mädchen. Von den feinen Leinfasern (Garn) wurden Unterwäsche, Tisch- und Handtücher, Bettbezug und von den Fasern des Hanfes Säcke und größere Hausbedarfsartikel angefertigt.

War eine Spule gesponnen, so wurde das Garn auf die Haspel aufgewickelt. Ehe man es aber zum Weben verwendete, wurde es gewaschen und getrocknet. Jede Hausfrau war stolz, wenn die Schränke voll von weißem Leinen waren, um damit die heiratsfähigen Töchter zu versorgen.

Der Anbau von Lein

Je nach Witterung wurde der Leinsamen im Mai auf einen gut hergerichteten und unkrautfreien Acker ausgesät. Waren die Pflanzen größer, wurden sie von Unkraut befreit. Sobald der Samen reif war, wurden die Leinpflanzen, die man Flachs nannte, ausgerissen, in Garben gebunden, getrocknet und in die Scheune gefahren. Hier wurden sie durch die Zähne des Riffelkammes gezogen, damit die Samenballen abfielen. Diese wurde mit dem Dreschflegel gedroschen und mit Hilfe einer Putzmühle gereinigt. Der Samen wurde verkauft oder gekocht und an die Kälber verfüttert.

Der geriffelte Flachs wurde wiederum in Garben gebunden und in einem Tümpel ins Wasser gelegt und mit Steinen beschwert. Nach ca. vier bis sechs Wochen war das Flachsstroh mürbe und die Fasern kamen zum Vorschein. Nun wurde es aus dem Wasser genommen und zum Trocknen auf einem Feld ausgelegt und anschließend in die Scheune gefahren. War die Feldarbeit im Herbst beendet, wurde der Flachs in einem Backofen zwei bis drei Tage oder in der Dörre getrocknet. Nachher wurde er auf einem Hackstock weich geschlagen, bis die Fasern vom Stroh befreit waren. Es folgte mit Hilfe eines Flachsbrechers das Brechen des Flachses. Mit dieser Arbeit wurde die spröde Hülle des Flachses gebrochen und die reinen Flachsfasern kamen zum Vorschein. Anschließend wurde der Flachs durch ein Hechelbrett, in welches viele spitze Nägel eingeschlagen waren, mehrmals durchgezogen. Die schönen langen Fasern blieben in der Hand, die kurzen schlechten, das Werg, fiel zu Boden.

Der Hanfanbau

Der Hanf wurde auf einem ebenen Acker, welcher vorher gut gedüngt und unkrautfrei sein mußte, angebaut. Der Hanf besteht aus einer Doppelfrucht. Zuerst werden die männlichen Pflanzen, die kleiner sind als die weiblichen, geerntet.

Die erste Ernte, der sogenannte „Femel“, war schon im Juli. Die „Femel“ sind die Halme des männlichen Hanfs, die zwar blühen, aber keinen Samen bilden. Sie sind in der Faserung viel feiner als der spätere weibliche Hanf, der den Samen bildet.

Die „Femel“ wurden mit der Hand aus dem Boden gezogen und in die Sonne auf einem Feld getrocknet. Die getrockneten Pflanzen wurden auf der Breche (Prech) genau so gebrochen wie die Leinpflanzen. Bei dieser Arbeit wurden die Fasern von der Ummantelung (Holz) befreit. Nachher wurden die Fasern auf einem Eisenkamm gehechelt, also von kurzen Fasern und Restbeständen der

Ummantelung befreit. Anschließend wurden die langen Fasern zu Zöpfen geflochten und zum Trocknen aufbewahrt.

Ende August wurden die weiblichen Pflanzen mit den Wurzeln aus dem Boden gerissen, zu Bündel zusammengebunden und zum Trocknen aufgestellt. Die getrockneten Pflanzen wurden in der Scheune mit dem Dreschflegel gedroschen. Den Samen hat man damals zur Ölgewinnung genutzt. Er spielte in der alten Heimat als Rauschgift noch keine Rolle. Weil der Hanf so kräftige Halme hatte, mußte er zwei bis drei Wochen gewässert werden.

Mohnanbau

Der Mohn wurde als Nahrungsmittel angebaut. Er wurde zum Herrichten von diversen Mehlspeisen und Kuchenarten benötigt. Jede Hausfrau war stolz, wenn sie eigenen Mohn hatte und aufs Sparen nicht angewiesen war. In ertragreichen Jahren wurde der überschüssige Mohn verkauft.

Die Aussaat erfolgte auf einem mit Stallmist gedüngten Hackfruchtfield. Die Bäuerin zog mit einem Gerät Rillen (Reihen) im Abstand von ca. 25 - 30 cm. In diese Rillen, die nicht zu tief sein durften, streute man den Samen aus. Kamen die Pflanzen zum Vorschein, wurde das Mohfeld gehackt und von Unkraut befreit. Dies wiederholte sich noch ein- bis zweimal. Manche Frauen streuten einfach den Samen über das Kartoffel- oder Rübenfeld aus und nach dem Hacken des Feldes wurden die zu dicht stehenden Pflanzen ausgerissen.

Waren die Mohnkapseln trocken, wurden sie abgeschnitten und zum Nach-trocknen auf dem Dachboden oder in der Tenne ausgelegt. Von den getrockneten Kapseln schnitt man später die Köpfe ab und leerte den Mohnsamen aus. Manche Bauern haben einfach den Mohnsamen in das Weizenfeld eingestreut und zusammen mit dem Weizen geerntet. Der ungerreinigte Mohnsamen wurde mit Hilfe eines Siebes (Riesel) gereinigt und trocken aufbewahrt.

Von Maßen und Gewichten

a) Flächenmaße

1 Katastraljoch	= 1600 Quadratklafter = 5760 qm = rd. 0,5756 ha
1 Ungarisches Joch	= 1200 Quadratklafter = 4320 qm = rd. 0,4315 ha;
1 Quadratklafter	= 3,6 qm, oder nur Klafter genannt.
Bekannt waren noch:	1 Gablik = 1000 qm = 10 ar;
	1 Tagwerk = 3407 qm.

b) Längenmaße:

Hier verwendete man das metrische Maßsystem. Daneben waren beim Kauf von Schnittwaren und bei der Hausleinenerzeugung folgende Maßeinheiten gebräuchlich:

1 Elle = 78 cm lang;
1 Schub = etwa 36 - 39 cm.

Die Zimmerer kannten noch das Längenmaß: a „Zoll“ = 2,6 cm.

c) Hohlmaße und Getreidemaße:

1 Liter war als metrisches Hohlmaß überall gebräuchlich.

1 Stampel = 0,02 Liter;
1 halber Dezi = 0,05 Liter;
1 Dezi = 0,1 Liter;
1 Glas Bier = 0,3 Liter;
1 Krug Bier = 0,5 Liter

Bekannt waren noch: 1 Koretz = 25 Liter;
1 Kübel = ca. 40 kg = 1 Sack Getreide

Außerdem kannte man noch die Bezeichnung a „Scheffel“; es handelte sich um einen Behälter von unbekannter Größe. Er wurde verwendet beim Waschen der Wäsche oder zum Herrichten von Futter (Häckselstroh wurde mit Kleie oder Hafer vermischt und an die Rinder und Pferde verfüttert).

Das gebräuchlichste Schaffel hatte einen Inhalt von 25 Liter. Der Pfarrer von Michalok erhielt von jedem Siedlerhaus 25 - 100 Liter Getreide. Vom reichsten Bauern erhielt er 4 Schaffel Getreide und vom ärmsten Siedler 25 Liter = 1 Schaffel.

d) Gewichtsmaße

1 Meterzentner = 1 Doppelzentner = 100 kg;
1/2 Meterzentner = 1 Zentner = 50 kg; 1 kg = 100 Dekagramm = 1000 Gramm.

In vielen Höfen gab es noch die alten Schnellwaagen mit der Pfundskala. Man benutzte sie meistens bei der Hausschlachtung zum Abwiegen von Fleisch, Schafkäse, Wolle u. a. Produkten.

e) Holzmaße:

1 Klafter Holz = 4 m lang, 1 m hoch und 1 m breit = 4 Ster Holz
1 Ster = 0,7 cbm.

Das gebräuchlichste Maß war 1 Kubikmeter = „a Kubik“. Die Holzfuhrwerker brachten mit einem Pferdegespann ca. zwei bis drei cbm Langholz in das Sägewerk oder fuhren dieselbe Menge Grubenholz.

Förderung der Landwirtschaft

Als 1939 die Deutschen in der Slowakei vom Staat die kulturelle Selbstverwaltung und ein beispielhaftes Minderheitenrecht erhielten, entstand für die zuständigen Beratungsstellen die Frage, wie kann man die Betriebsergebnisse der Bauern und Nebenerwerbslandwirte in Deutsch-Michalok verbessern.

Um das gesteckte Ziel zu erreichen, galt es im Gespräch mit dem Fachberater von der Dienststelle in Göllnitz und dem Vorstand der Raiffeisenkasse einen Plan auszuarbeiten. Man kam überein, folgende Vorhaben zu fördern:

1. Ankauf einer größeren Weidefläche für die Jungrinder, damit die Tiere durch den freien Auslauf robuster werden; zumal bei den Nebenerwerbslandwirten die Feldarbeit mit den Kühen gemacht wurde. Man wußte auch, daß von gesunden Tieren höhere Leistungen zu erwarten sind.

2. Höhere Anwendung von Handelsdünger, um mehr Futter zu erreichen. Dies nach dem Motto: mehr Futter - höhere Leistungen bei den Milchkühen.

3. Einführung der Milchkontrolle und dies in Zusammenarbeit mit den slowakischen landw. Dienststellen in Vranov. Jungkühe sollten in Zukunft nur von Kühen mit einer hohen Milchleistung aufgestellt werden.

4. Die Betriebseinnahmen konnten nur gesteigert werden, wenn man Getreide und Grünfutter über den Tiermagen veredelt. Der Verkauf von Milch, Käse und Fleisch brachte höhere Einnahmen als Getreide.

5. Ein großes Gewicht sollte auf die Hühnerhaltung gelegt werden, damit die Bäuerin für den Haushalt mehr Einnahmen hatte. Bisher war die Haltung von Hühnern mehr oder weniger auf den Selbstbedarf ausgerichtet. Die überschüssigen Eier und das Geflügel, die der Erzeuger nicht brauchte, wurde verkauft. Die Erträge waren aber nicht befriedigend. Bisher lag die Leistung pro Huhn bei 80 Eiern im Jahr, bei den neuen Rassen stieg sie auf 120 Stück und mehr.

Hier sollten die Frauen in Versammlungen und durch Flugblätter über die richtige Kückenaufzucht, Fütterung der Legehühner und die Bekämpfung von Krankheiten aufgeklärt werden. Außerdem wurde der Bau von Hühnerstallungen bezuschußt.

Nachdem in Deutsch-Michalok die Bodenverhältnisse und das Klima fast allen Obstarten zusagten, sollte der Verkauf von Früchten und die Erzeugung von Most

und Süßmost gefördert werden. Mit Hilfe einer Sammelstelle wäre es möglich gewesen, größere Mengen abzusetzen, um höhere Preise zu erzielen. Leider haben unvorhergesehene Ergebnisse das Vorhaben zunichte gemacht.

Die Viehhaltung

Sie war der wichtigste Betriebszweig in der Landwirtschaft. Nachdem die Einnahmen für Getreide und Kartoffeln sehr gering waren, galt es verstärkt die Feldfrüchte über den Tiermagen auszuwerten. Diese Entwicklung wurde ganz besonders in den letzten Jahren vor der Flucht durchgeführt, um über eine Veredelungswirtschaft die Betriebseinnahmen zu steigern. Aus mehr eiweißhaltigem Futter sollten mehr Fleisch, Milch, Käse, Wolle und Eier erzeugt werden.

Die Rinderhaltung

Die Rinder gehörten der Simmentaler oder der Pinzgauer Rasse an. Letztere waren wegen der harten Klauen als Zugtiere für die Feld- und Waldarbeit und als Weidetiere gut geeignet. Die Urheimat dieser Rassen war die Schweiz oder das Pinzgautal in Österreich.

Die Haltung von Rindern war für die Ernährung der Familie und Verkauf von Kälbern, alten Kühen und Kalbinnen der wichtigste Betriebszweig in der Viehhaltung. Größere Betriebe versuchten ihre Einnahmen durch den Verkauf von Mastochsen zu verbessern. Fast jede Familie hielt zwei bis drei Kühe. Die Vollbauern mit einem Grundbesitz von ca. 15 - 20 Kat. Joch Feld und mehr, besaßen 10 - 15 St. Hornvieh und dazu noch ein Pferdegespann.

Die Fütterung der Rinder erfolgte hauptsächlich im Stall. Dies war darauf zurückzuführen, daß die landwirtschaftliche Nutzfläche zu fast 90 % aus Ackerflächen bestand. Es gab also wenig natürliches Grünland. Die Kühe und auch zeitweise die Jungrinder trieb man unter Aufsicht auf die Wiesen nach dem Abmähen des Grummet oder auf die Klee grasflächen im zweiten und dritten Jahr nach dem Anbau. Diese Flächen nannte man „Hutweide“. Zu Mittag wurden die Kühe zum Melken in den Stall getrieben. Außerdem gab es in der Nachbargemeinde Žipov eine große Gemeinschaftsweide. Auch dort konnte man die Kühe unter Aufsicht weiden lassen, aber gegen geringe Gebühren.

Pferdehaltung

Das Pferd war für mehrere Bauern mehr als nur Haus- und Arbeitstier. Dementsprechend wurden sie gut gehalten und gefüttert. Wenn auch ihre Zahl

gering war, so war es der Stolz mancher Siedler, sich mit schönen Pferden zu zeigen. Für die Bearbeitung der Felder und Wiesen auf den Hängen der Gemarkung, wie auch zum Fuhrwerken, wurden leichte Pferde benötigt. Im Vordergrund stand die „Nonius Rasse“, deren Abstammungsgebiet der pannonische Raum (Ungarn) war.

Manchen Bauern ging die Arbeit mit den Kühen oder Ochsen zu langsam. Sie hielten deswegen lieber Pferde, obzwar sie wußten, daß ihre Abfütterung teurer war als die Fütterung der Kühe oder Ochsen. Für ein Pferd benötigte man in der Woche 30 - 50 kg Hafer. Nachteil war auch, wenn sie schon zu alt waren, war ihr Wert sehr gering. Man konnte sie nur als billige Schlachttiere verkaufen. War jedoch der Bauer ein „Pferdenarr“, so war er von der Haltung von Pferden nicht abzubringen. Mit Pferden fuhr man in die Kirche. Sie wurden besonders benötigt bei Trauungen, Taufen und bei Beerdigungen. War jemand von der Siedlung schwer krank, so wurde der Arzt mit Pferden von der 12 km entfernten Kreisstadt abgeholt.

Schweinehaltung

Sie war für die Ernährung der Familie sehr wichtig. Wußte man doch aus Erfahrung, wenn in Notzeiten im Haus Mehl, Kartoffeln, Kraut und Fleisch von eigenem Schwein vorhanden waren, dann konnte man jede vorübergehende Wirtschaftskrise überstehen. Gewöhnlich wurden ein bis drei Schweine, je nach Zahl der Familienangehörigen, gemästet. In den Höfen, wo die Menschen von der Landwirtschaft lebten, hielt man auch Zuchtsauen und dort wurden auch mehrere Jungschweine zur Mast aufgestellt und verkauft.

Bis nach dem ersten Weltkrieg dominierte die „Mangelica Rasse“, deren Urheimat die ungarische Tiefebene war. Der Körper dieser Tiere war mit langen Haaren bedeckt. Sie eigneten sich vorzüglich für den Weidebetrieb. Die Mästung dieser Tiere war billig, jedoch dauerte sie fast 18 Monate. Später setzten sich die englischen Rassen bzw. das „Deutsche Edelschwein“ durch. Bei diesen Rassen war die Mastzeit nicht so lange.

Die Schafhaltung

Viele Siedler hielten zwei bis drei Schafe. Der Hauptnutzen lag in der Versorgung der Familie mit Frischfleisch während des Sommers und in der Gewinnung von Wolle und Dung. Mit Stricken der Wolle versorgte die Hausfrau den Mann und die Kinder mit warmen Kleidungsstücken, wie Socken, Jacken u. a. Nach alter Tradition wurden die Schafe im Jahr zweimal geschoren. Die Felle ließ man gerben und verwendete sie zur Herstellung von Mänteln (Pelzen), warmen Leibeln u.a.

oder verkaufte sie an den Fellhändler. Das Schafffleisch, welches man in frischem Zustand nicht gebraucht hat, wurde eingesalzen, gepöckelt oder durch Räuchern konserviert.

Geflügelhaltung

Im Vordergrund der Hühnerhaltung stand die Selbstversorgung. Nur die überschüssigen Eier, ebenso die Jung- und Althennen, welche die Erzeuger nicht verbrauchten, wurden verkauft. Die Erträge in der damaligen Zeit waren nicht immer befriedigend. Wie konnte es anders sein, denn die Bauernhöfe leuchteten in allen Farben, Rassen und Mischungen. Erst am Ende der zwanziger Jahre setzten sich die reinrassigen Hühner durch, die höhere Leistungen brachten. Die Steigerung in der Legeleistung erfolgte besonders nach 1939. Vom Amt für Landwirtschaft in Preßburg wurde der Bau von Hühnerstallungen mit einer praktischen Einrichtung zur Fütterung der Tiere gefördert und bezuschußt.

Wassergeflügel

Die Gänse spielten als Fleisch- und Federtiere eine wichtige Rolle für die Familie. Fast in jedem Haus hielt man sie. Wenn im Herbst die Reste des im Januar geschlachteten Schweines zu Ende gingen, deckten sie zusammen mit den Hühnern und Schafen den Fleischbedarf für die Küche. Oft wurden die Gänse im Spätherbst mit Maiskörnern, die man vorher im Wasser eingeweicht hatte, gestopft. Es war eine mühsame Arbeit für die Hausfrau, mit den Fingern den Kropf bei der Gans vollzustoßen. Doch eine so gemästete Gans wog geschlachtet 5 - 6 kg und wurde gerne zu „Martini“ zu einem Festessen hergerichtet. Das Hüten der Gänse auf den abgeernteten Feldern war Aufgabe der Kinder oder älteren Personen. Im Spätherbst wurden einige Gänse als Mastgeflügel verkauft. Enten wurden nur auf den Höfen gehalten, in deren Nähe ein kleiner Bach vorbeifloß.

Jagd und Tierwelt

Der Wildbestand setzte sich zusammen aus Schwarz-, Reh- und Rotwild, Hasen, Füchsen, Dachsen, Baum- und Steinmardern und Iltissen. Der Karpatenbär kam selten vor und Wölfe nur im strengen Winter bei viel Schnee. An jagdbaren Vögeln gab es Birken-, Hasel- und Rebhühner, Fasanen, Schnepfen, Ringeltauben und Wildenten. An Greifvögeln gab es den Habicht, Mäusebussard, Sperber; seltener

waren der Milan und der Steinadler vertreten. Letzterer kam aus den hohen Bergen der Karpaten und zog von Zeit zu Zeit seine Kreise über der Landschaft.

Die Schleiereule, der Uhu und das Waldkäuzchen waren im Revier vorhanden. Die Rabenvögel waren durch den Kohlraaben, die Saatkrähe, die Elster und den Eichelhäher vertreten. An Singvögeln waren die Fink- und Meisenarten, die Spechte und viele andere bekannt. Gern gesehen waren in der Siedlung die Weißstörche.

Vorwiegend wurden Schwarz-, Rot-, Reh- und Raubwild, Hasen, Birken-, Hasel- und Rebhühner gejagt. Bei dem Rot- und Rehwild wurden zu Beginn der Jagdzeit die kranken Tiere gejagt, damit eine gesunde Erbfolge erhalten blieb. Die Jagd wurde als Pirsch, selten als Treibjagd, durchgeführt. Die Pirsch beschränkte sich für den einzelnen Jäger auf die Stellen der Flur, wo er im Revier Futterstellen, Salzlecken, An- und Hochsitze anlegte. Über das erlegte Wild konnte der Jäger selbst entscheiden, ob es auf die einzelnen Jäger verteilt wird. Wurden Hirsche zur Strecke gebracht, waren diese auf alle Jäger zu verteilen.

In der Gemarkung der Siedlung gab es mehrere kleine Bächlein, in denen sich Forellen und Krebse tummelten. Das Wasser war noch in Ordnung. Am Ende der Siedlung, wo sich die kleinen Bächlein zu einem größeren Bach vereinigten, gab es an Weißfischen: Aitel, Barben, Elritze, Lauben, Kaulbarsche, Nasen, Rotaugen, Rotfedern und Steinbeißer. An Raubfischen waren Hecht und Zander vertreten. In den tieferen Wasserstellen (Kumpen) kam der Wildkarpfen vor.

Wetterverhältnisse in der Ostslowakei

Das Wetter in Michalok und anderen Orten der Ostslowakei wurde von kontinentalen Einflüssen bestimmt. Es herrschte dort ein ausgesprochenes Landklima. Die Winter waren schneereich und die Ostwinde brachten aus dem russischen Raum oft klirrende Kälte. Ebenso brachten die Nordwinde von den Abhängen der Karpaten viel Schnee und Kälte. Die Sommer waren heiß und in manchen Jahren zu trocken, was zur Folge hatte, daß der Getreidebau im Vordergrund stand und nicht die Gründlandbewirtschaftung, wie in der Ober- und Unterzip, wo es reichlich Niederschläge gab. Für jede sich verändernde Wetterlage konnte man Wetterregeln. Man wußte aus Erfahrung, daß z. B. die Sterblichkeit unter den Menschen im milden Winter besonders groß war. Ein altes Sprichwort sagt: „Winter weich - Kirchhof reich“. Nicht gern gesehen war, wenn der Wettergott den Juli mit dem Mai verwechselte, dann schauen Bauer und Winzer sehr betrübt drein; sie wußten:

Juli kühl und naß,
leere Scheune, leeres Faß.

Bekannte Wetterregeln

Januar muß knacken, soll der Frühling lachen.
Reichlich Schnee im Januar, machte Dung fürs ganze Jahr.
Dem Korn unter dem Schnee tut die Kälte nicht weh.
Viel Regen im Februar, viel Regen das ganze Jahr.
Lichtmeß im Klee - Ostern im Schnee.
Märzenschnee tut den Saaten weh.
Aprilregen, großer Segen.
Mai kühl und naß füllt dem Bauer Scheune und Faß.
Mairegen auf den Saaten, dann regnet es Dukaten.
Ist der Juni warm und naß, gibt es bestimmt viel Korn und Gras.
Juli heiß lohnt Müh und Schweiß.
Sind die sieben Brüder naß (10.7.), regnet es lange ohne Unterlaß.
Der August muß Hitze haben, sonst wird der Obstbaumseggen begraben.
Wenn der September noch donnern kann, setzen die Bäume viel Blüten an.
Fällt das Laub zu früh, wird der Herbst nicht alt.
Hat Martin einen weißen Bart, wird der Winter lang und hart.
Ist es grün zur Weihnachtszeit, fällt der Schnee auf Ostern.
Sturm im Dezember und Schnee, dann schreit der Bauer: Juchhe!

Volkstümliche Wettervorhersagen

Diese Voraussagen halfen den Siedlern, sich ein Bild zu machen, welche Witterung zu erwarten ist, was besonders bei der Erntezeit wichtig war. Sicherlich waren damit auch irrationale Wünsche verbunden. Das Wetter wurde vor allem aus dem Zustand des Himmels vorausgesagt. Wenn beispielsweise die Sonne zu früh aufging, sollte es regnen. Dasselbe war zu erwarten, wenn die Sonne im Abendrot unterging. Wenn bei Sonnenwetter Nebel über der Erde lag, sollte es am nächsten Tag schönes Wetter geben. Brannte die Sonne tagsüber zu heiß, war ein Gewitter in Anzug. Hatte der Mond einen Hof, erwartete man am nächsten Tag einen Regen. Klare Sterne kündigten im Winter Frost an, im Sommer schönes Wetter.

Sehr oft hat man das Wetter nach dem Verhalten der Vögel und anderer Tierarten vorausgesagt. Flogen die Schwalben tief über der Erde, erwartete man Regen. Kehreten diese im Frühjahr zeitig zurück, war ein langes Frühjahr zu erwarten. Das Krähen der I lähne sollte eine Wetterveränderung ansagen. Badeten die Spatzen im Staub, folgte Regen. Flogen die wilden Gänse im Herbst niedrig über Michalok, erwartete man den Winter bald. Auch aus dem Ruf der Eule und anderer Vögel erwartete man eine Veränderung des Wetters.

Auch nach Verhalten vieler Insekten richteten sich die Wettervorhersagen. Z. B.: Waren die Fliegen sehr lästig, sollte bald Regen folgen. Gab es am Abend große Mückenschwärme, stand eine Veränderung des Wetters bevor. Umschwärmten die Bienen ihre Bienenstöcke, nahte Regen. Gab es im Sommer viel Wespen, brachte der Winter starke Fröste mit viel Schneec. Von den anderen Tierarten galten der Hund und die Katze als Wetterpropheten. Fraß die Katze Gras, sollte es bald regnen. Streunte der Hund beim Mondschein sehr umher, stand eine Veränderung des Wetters bevor. Quakten am Abend die Frösche, war schönes Wetter zu erwarten. Sprangen die Fische nach den Fliegen, folgte bald der Regen.

Auch andere Begebenheiten in der freien Natur entgingen den Menschen nicht und deuteten eine Änderung im Wetterverlauf an. Regen kündigte sich an, wenn das Holz im Kamin nicht brennen wollte oder der Rauch nicht senkrecht in die Höhe ging. Im Gegensatz bestand Aussicht auf schönes Wetter, wenn der Tau morgens nicht sehr rasch verschwand oder wenn das Wasser im Brunnen sehr klar war. Auch bei feuchtem Steinpflaster war ein Umschwung im Wetterverlauf zu erwarten. Ältere Menschen kündigten nach ihrem persönlichen Befinden das Wetter an, besonders bei rheumatischen Schmerzen. Nachdem zur damaligen Zeit die deutschen Siedler die Ankündigung des Wetters durch die Medien nicht kannten, mußten sie sich nach den gegebenen Wetterregeln richten. Es galt für sie, die natürlichen Gegebenheiten genau zu beobachten und die Erfahrungen der älteren Generation zu übernehmen.

Alte Bauernregeln in Deutsch-Michalok

Bei jeder sich bietenden Gelegenheit kannten die Siedler eine Vielfalt von Bauernregeln und Sprüchen. Scheinbar hing es damit zusammen, daß ihre Ahnen aus verschiedenen Gauen Deutschlands und aus dem deutschen Sprachraum Böhmens stammten. Auch das Zusammenleben mit anderssprachigen Volksgruppen in Galizien hatte Einwirkungen.

Das Arbeitsleben in Familie, Hof und Feld spielte sich nach den alten Bauernregeln und Bauernweisheiten ab. Durch sie wurde ihr innerster Kern, ihre Seele angesprochen. Sie waren Leit motive, wie man sich am Bauernhof bei Anlässen der Freude, aber auch bei harten Schicksalschlägen verhalten sollte. Auch andere Spruchweisheiten dienten dem Gemeinschaftsleben bzw. Erhalt des Bauernhofes. Unvernünftiges Geldhorgen hat manchen Bauern auf die schiefe Bahn gebracht, denn die Zinsen zehren mit dem Bauern aus einer Schüssel. Und weil der Februar nur 28, höchstens 29 Tage hat, sagt der Spruch:

Geborgt wird nur einmal im Jahr,
und zwar am 30. Februar.

Eine andere Spruchsweisheit besagt:

Ein gutes Wort kostet nicht mehr als ein böses.

Ein wichtiger Tag war im ländlichen Leben „Lichtmeß“, der 2. Februar, es hieß:

Kommt der Lichtmeßtag herbei,
ist der Winter erst halb vorbei.

Für den Bauern galt es, die Futterbestände zu überprüfen, damit sie noch bis Ende April ausreichen.

Sicherlich wäre es verfehlt, heute die überlebten oder auf Aberglauben beruhenden Regeln wieder auffrischen zu wollen. Es gibt aber doch eine große Zahl von Bauernregeln, deren Richtigkeit von den wissenschaftlichen Erkenntnissen unserer Tage bestätigt wurden.

Sie waren Zeugnis für das unverdorbenes Naturgefühl der bäuerlichen Bevölkerung und ihrer scharfen Beobachtung im Jahres- und Lebenslauf.

Ein Steckenpferd frißt mehr als zehn Ackergäule.
Die Kette ist immer so stark wie ihr schwächstes Glied.

Man bleibt sein Leben lang ein Schüler.

Wer im Frühling schläft, weint im Winter.

Man soll mit der Hand säen, nicht mit dem Sack. (Mäßigkeit ist besser als ein Übermaß).

Für die Kartoffel gilt:

Legst mich im April, dann komme ich wann ich will. Legst mich im Mai, dann komme ich gleich.

Die Kuh gibt die Milch durch den Hals und das Huhn die Eier durch den Kropf.

Was man an Heu spart, muß man mit der „Gaßl“ (Peitsche) zulegen.

Wo der Mist nicht hinkommt, hört der Gottesseggen auf.

Im Oktober muß die Roggensaat beendet sein.

Die Frau kann mit der Schürze mehr heraustragen, als der Mann mit dem Erntewagen einfährt.

Die Auswanderung

Die Siedler, die vor 1914 mit den wirtschaftlichen Verhältnissen in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie nicht zufrieden waren, wanderten nach Amerika aus; sei es, daß sie dort Verwandte hatten oder sich dort bessere Verdienstmöglichkeiten versprachen.

Am 13. September 1913 schrieb die „Kachauer Zeitung“: „Das arbeitende Proletariat hat gar keine Ursache hier zu bleiben, aber tausend Gründe, um aus diesem Lande zu flüchten, weil es hier fast vogelfrei betrachtet wird. Aber es muß die Möglichkeit gefunden werden, daß dieses nützliche, staatserhaltende Menschenmaterial hier im Lande verbleibt, und zwar ungezwungen und gerne verbleibt. Doch diese Möglichkeit ist nicht im königl. ungarischen Polizeisäbel zu suchen.“ Wahrlich ein hartes Urteil! Die Heimat verließen die Familien: Güntner Franz, Hink Anton, Ilink Johann, Keim Bartolomäus, Reiter Ambros, Schmutzer Johann, Stachus Michael und Tengelman Mathias. Als Ledige wanderten aus: Chwastiak Anna, Bäumerich Franz, Hoffmann Wenzel, Hink Andreas, Magerl Josef und Nedecky Ambros.

Durch die neuen Grenzziehungen und die neuen Verhältnisse nach dem 1. Weltkrieg 1918 bewog es mehrere Familien die Heimat zu verlassen und in Amerika eine neue Existenz aufzubauen. Auch die Weltwirtschaftskrise in den dreißiger Jahren trug dazu bei, daß einige Siedler den Mut faßten, eine neue Heimat zu suchen. In die Vereinigten Staaten von Amerika gingen die Familien: Bäumerich Johann, Bäumerich Eva mit Kindern, Bartel Georg, I Hoffmann Adolf, Hoffmann Theresia mit Sohn, Hoffmann Wenzel, Raab Silvester, Reiter Florian u. a., deren Namen uns nicht bekannt sind.

Nach der Vertreibung 1945 ließen die ersten Auswanderer die in Not geratenen Verwandten in ihre neue Heimat nachkommen. In die Vereinigten Staaten von Amerika gingen die Familien: Engelmann Johann, Hilgart Jakob, Hinke Cäcilie mit Sohn, Hinke Johann, Reiter Eduard, Reiter Florian, Reiter Georg, Reiter Ignaz, Schmutzer Josef und Schreier Erich. Als Ledige gingen: Dobner Elisabeth, Engelmann Ludmilla und Schreier Isidor. Nach Kanada zogen die Familien: Hink Anton, Franz Wenzel, Nedecky Viktor, Limberger Johann und nach Australien ging Schreier Michael mit Familie.



Familie Nedecky Viktor und Frau Emilie, geb. Hrycaj mit Kindern, Enkelkindern und Urenkeln in Kanada



*Michaloker in Amerika
Von links; Schmutzer Adolf
mit Frau Helene, geb. Wierl;
Reiter Katharina mit Mann
Ignaz; Hilgart Ilonka mit
Kind und Hilgart Jakob mit
Frau Mina*

Der Michaloker Dialekt

Ein Kenner des „Egerländer Dialekts“, Herr Hauptlehrer Hans Kreidl, Eggenfelden, sagte mir, daß die Siedler den Dialekt sprachen, der im Südegerland in den Kreisen Bischofteinitz, Mies und Tachau gesprochen wurde. Dies kann auch dadurch begründet werden, daß die Urahnen der Siedler aus den genannten Kreisen abstammten, hauptsächlich aber aus dem Kreis Tachau. Wenn auch einige Siedlerfamilien aus dem Böhmerwald, der Oberpfalz oder aus der Pfalz stammten, so hat sich mit der Zeit der „Egerländer Dialekt“ bei den Siedlern durchgesetzt.

Selbstverständlich war es nicht zu vermeiden - wenn auch nur im geringen Umfang -, daß die Siedler im Laufe von vielen Jahrzehnten einige jüdische, polnische, ukrainische, später auch slowakische Lehnworte in ihren Wortschatz aufnahmen. Leider hat die Vertreibung der deutschen Siedler aus Michalok nicht nur den Verlust von Hab und Gut zur Folge, sondern mit der Entwurzelung ist auch das Aussterben der Mundart verbunden. Die Kinder - von den Enkelkindern ganz zu schweigen - sind nicht fähig, sich im heimatlichen Dialekt zu unterhalten.

Dies veranlaßte mich, einen kleinen Teil vom Wortschatz, einige markante Sprachsätze und einige Mundartwörter, die nur mit einer Umschreibung richtig zu verstehen sind, zu bringen. Die Nachkommen der Siedler sollen wenigstens eine kleine Ahnung haben, welche Mundart ihre Ahnen sprachen. Wer allerdings vom Michaloker Wortschatz mehr wissen will, der soll sich an die „Collegium Carolinum e. V., Forschungsstelle für die böhmischen Länder“, wenden. Adresse: Sudetendeutsches Wörterbuch, Karl-Glöckner-Str. 21 E, 35394 Gießen.

Eine Auswahl Wörter vom Wortschatz in alphabetischer Anordnung und Bestimmung der Hauptwörter durch die Artikel: Der = im Dialekt „da“; die = „d“; das = „s“.

Ahornbaum - da Ouhoabam, Altweibersommer - da Oltwaisumma, Allerseelen - d Oallasäiln, Ameisenhaufen - da Umojsnhofen, Anzug - da Oanzuch, Anschnittstück des Brotes - s Rampfl, Apfel - da Empfl, Arbeit - d Oubet, Asche - d Oascha.

Backstube - d Boachstum, Bäcker - da Becka, Baum - da Bam, Ball - da Boalm, Berg - da Barch, Bettler - da Pedlmoa, Beil - s Hackl, Bild - s Btl, Bergwerk - de Grum, Beeren pflücken - d Biala zupfn, Bohle - da Pfostn, Bier - s Beja, Brett - s Preed, Brotlaib - s Leuwl, Blutbläschen - d Ploudan.

Dachziegel - d Zäjdltaschn, Dachtraufe - de Doachtrif, Durchfall - Laxian, Dezimalwaage - d Wouch, Er spricht deutsch - ea redt tejtisch, droben - drioma.

Ei - s Oa, Eischale - d Oischla, Eidotter - da Duadar, Eichhörnchen - s Oichkatzl, Eisheiligen - de Eismanner, Eltern - d Öltan, Bierschaum - da Schan, Apotheke - de Oepotegn, Euter - s Eijta.

Fahrrad - s Bizigl, Fastenzeit - s Foastn, Fenster - s Fenza, Fensterglas - s Fenzaglos, Finanzamt - S Stajaamt, Floh - da Flouh, Förster - das Ferschtsa, Friseur - da Boalwiera, Fuß des Hundes - da Pfoudschn.

Gans - da Goans, Garbenbinderin - d Bintarin, Gartenbeet - s Bettl, gelb - göl, Gemeinde - d Gmoj, Gebetbüchel - s Gibetbojchl, Gemarkung - da Hater (das gesamte Verwaltungsgebiet), Geflügel - s Gfliegl, Getreide nachlesen - Oichala glaum, Giebel - da Giewl, Geld - s Göld, Gesicht - s Gfries, Grieben - Spreckla, Gewehr - s Gwia, Großmutter - d Wawa, Großvater - da Hala.

Haar - d Hoa, Habicht - da Goja, Hahn - da Hohna, Heiligenbild - s Btl, Hefe - d Germ, Heu - s Haa, Hebamme - s Hewami, heilen - kurien, Hirte - da Häjda, Holz - s Hulz, Hof - da Huof, Hollunder - da Holla, Holzschuh - da Hulzschouch, Huhn - d Henna, Husten - s Howstn.

Igel - da Igl, Iltis - da Itis, Immergrün - s Wintagräj, innen - inawendi, irgendwie - irchandwäj, impfen lassen - impfln lossn.

Jagd - d Joacht, Jagdhund - da Joachthund, Jammer - da Jomma, Jahrmarkt - da Markt, Johannisbeere - Ribisl, Josefstag - da Josefi.

Kalb - s Kaiwln, Kalk - da Kolch, Kammer - d Komman, Katze (Kater) - da Kodra, Keller - da Kölla, Kegel - da Kal, Kellner - da Köllna, Korn - s Köan, Kalender - da Kulena, Kartoffel - Erdepl, Kelle - d Kölla, Kinderrassel - s Schoudal, Kinderwagen - da Kinnawogn, Kirchweihfest - Kirwa, Klee - da Kläj, Kleefeld - s Kläjföld, Knecht - da Knied, Korb - da Kerb, Kropf - da Kruopf, Küchenherd - da Uofn.

Lampe - d Loampn, Lehm - d Loam, Lehrling - da Lehrbub, Leierkasten - da Lojakoastn, Leute - d Leit, Liter - da Lita, Lineal - s Linial, Limonade - s Krachel, Lippe - d Lepsn, Licht - a Lächt, Luftröhre - de Gurgl, Lutscher - d Nutschl.

Mädchen - s Moidl, Magd - d Muod, Mandeln - d Mangln, Marktstand - da Schotra, Meter - da Meta, Mais - da Kukurouz, heute ist Mathäus - heid is Moateis, Meister - da Majsta, militärische Verpflegung - d Minasch, Mohn - da Moacha, Mund - s Moal, Mundharmonika - d Malharmanie, Müller - da Mlna.

Nacht - d Noacht, Nagel - da Nogl, Nachmittag - da Noamittoch, Name - da Noum, Nadel - d Noual, Nasenschleim - da Ruoz, Nasenloch - s Nosnluoch, Nähen - s Näh, Nelke - d Nölkn, Niere - d Nien, Niete - d Nejn, Nistkasten - Broudkastn, Nonne - d Nunna, Noutaufe - d Nouttof.

Obstwein - Eplmost, Obst schütteln - s Obst oschilan, Obertasse - s Tipfl, Ofen - d Uofn, Ohren - d Leffl, Ohrläppchen - s Lappal, Ohr - Ouwaschl, Öllampe - d Loampn, Onkel - da Vetta.

Papier - a Poapia, Pappel - de Poappl, Pfarrer - da Pforra, Pferd - s Pfah, Pferdestall - da Pfahstol, Pelz - da Pölz, Pelzmütze - d Pudlmützn, Pflug - da Plouch, Pfanne - d Pfoana, Ppropfreis - da Pölza, Pulver - s Pulval.

Rahm - Schmettn, Ratte - d Roatz, Raps - da Rätschka, Regen - da Reing, Regenpfütze - Reingloaggn, Rheumatismus - da Roumatismus, Richtfest - s Hebmoahl, Rote Rüben - Zwickl, Ruß - da Rouß, Rücken - da Pugl.

Schäfer - da Schoufheida, Sack - da Soog, Säule - d Soal, Schlange - d Outtan, Schwager - da Schwoucha, Schlinge - d Schlupfn, Schlüssel - da Schlissl, Schuhe - da Schouch, Schürhaken - da Schiahagl, Schwalbe - d Schwolm, Schürze - d Schuetz, Sohn - da Su, Söhne - d Si, Schule - d Schöl, Stube - d Stum, Sieb - s Sivla, Stuhl - s Stölal, Stadt - d Stod, Stern - da Stean, Schwein - s Schwei, Spiegel - da Späjgel, Schulsachen - Schölzeich.

Tante - s Basl, Taschenuhr - Toaschnuhr, Taschenmesser - s Messal, Tabak - da Towaog, Teller - da Tella, Teufel - da Teiwl, Tischlerwerkstatt - d Tischlarei, Totengräber - da Toudngrowa, Träne - Zarwa, Trog - da Troich, Tür - d Tia, Tüte - s Papieasackl.

Übergewicht - Iwagwicht, Ufer - s Ufa, Unke - d Nouta, Ulme - d Oulm, Unterbett - s Untabett, Unterkörper - da Untaköapa, Unterschenkel - da Oantaschenkl, Urenkel - s Enklkinna.

Vanille - da Vanilzucka, Versammlung - d Vusvamling, Veranda - Balkon, Vieh - s Väjch, Viehmarkt - da Väjchmorkt, Vorraum - s Voahaus, Vogel - Vouchl, Vorhang - da Viahong, Vorjahr - s Viäna.

Waage - d Wouch, Wand - d Wend, Wächter - da Wechta, Wagen - Wogn, Wandgestell - d Stölach, Wachholder - da Kronawittn, Wahl - Woahl, Wallfahrt - d Wollfahrt, Wein - da Waji, Weintraube - Wajitraum, Weiderute - d Fölwarochtn, Wiege - d Wejgn, Windeln - d Wintl, Wiese - d Wiesna, Winter - da Winta, Wolke - d Wulkn.

Zaun - da Zoa, zwei Männer - zba Manna, Zeisig - s Zeisal, Ziegel - Zäjgl, Zopf - da Zuopf, Zügel - d Zügl, Zuckerrübe - d Zuckaroum, Zugtiere beim Pflügen - s Gespon, Zwirn - da Zwia, Zwiebel - da Zwiewl.

Einige Dialeksätze in der Umgangssprache

Die Bauern hatten fünf Ochsen und neun Kühe und zwölf Schäfchen vor das Dorf gebracht, die wollten sie verkaufen.

D Bauan hoam fimpf Oxn und nei Käi und zwölf Schoafala voas Dorf brunga, däi hoams vakafn wölln.

Die Leute sind heute alle draußen auf dem Felde und mähen.

D Leit san heint oalli drastn am Föld und mahn.

Geh nur, der braune Hund tut dir nichts.

Gäh nia, dea braunu Hund tout da nix.

Ich bin mit den Leuten da hinten über die Wiese ins Korn gefahren.

Ich bin mit diän Leitn dou hintn iwa d Wiesn ins Koan gefoan.

Was sitzen da für Vögelchen auf den Mäuerchen?

Wos sitzn dou fira Viachal am Maiala?

Ich verstehe euch nicht.

Ich vostäi enk niät.

Habt ihr kein Stückchen Seife für mich auf meinem Tisch gefunden?

Houz kuo Stickal Soifn fia mi af mein Tesch gefunna?

Könnt ihr nicht noch einen Augenblick auf uns warten?

Kenz niät nu a Auchnblickal af uns wartn?

Man muß laut schreien, sonst versteht er uns nicht.

Mia mou hell schreia, sinst vustäit ma uns niäd.

Wer hat mir meinen Korb mit Fleisch gestohlen?

Wea houd mia mein Kerb min Fleisch gestuln?

Zahlen:

Eins - oins, zwei - zwoa, drei - drei, vier - väja, fünf - fimpf, sechs - sex, sieben - siem, acht - oacht, neun - nei, zehn - zea, elf - ölf, zwölf - zwölf, dreizehn - dreizea, vierzehn - vierzea, fünfzehn - fufzea, sechzehn - sechzea, siebzehn - siebzea, achtzehn - oachzea, neunzehn - neizea, zwanzig - zwonzich, dreißig - dreißich, vierzig - vierzich, fünfzig - fufzich, sechzig - sechzich, siebzig - siebzich, achtzig - oachzich, neunzig - neizich, hundert - hunnat.

Einige Mundartwörter erfordern eine literarische Umschreibung, um sie zu verstehen. Darin liegt eines der tiefsten Geheimnisse der bildhaften Volkssprache.

Afspln - zum Tanz aufspielen

aflon - das Getreide auf den Wagen laden

ausloa	- Butter durch Erhitzen flüssig machen, auslassen
a Bics	- ein mundgerecht geschnittenes Stück einer Brotschnitte
s Choter	- die Gesamtbezeichnung der Fluren einer Gemeinde (Hotter)
Es lajt	- der Ministrant gibt ein Klingelzeichen
Es is ausgeloschn	- Umschreibung eines Verstorbenen
si erholn	- nach schwerer Krankheit allmählich wieder zu Kräften kommen
s Horn	- durch einen Schlag entstandene Beule
liedali wirtschaftn	- schlechte Bewirtschaftung eines Bauernhofes
d Kuplation (Kopulation)	- die Trauung in der Kirche
obreja	- das geschlachtete Schwein mit Stroh abbrühen (absengen)
orackn	- sich abarbeiten, bis zur Erschöpfung arbeiten
ostechn	- das Schwein schlachten
s Pipal	- die Bezeichnung des Huhn in der Kindersprache
si plzn	- sich von der Arbeit drücken
da Poascha	- ein Mann, der über die Grenze Ware schmuggelt
da Primasch	- der leitende Arzt in einem Krankenhaus
a Ritzn	- die Fuge zwischen zwei Dielen
roastn	- während der Arbeit eine Verschnaufpause machen
d Schenk	- die Gaststube in einem ländlichen Gasthaus
d Spälunken	- ein verwahrlostes Gasthaus
d Spreizn	- die bei überschweren Obstzweigen untergestellte Stütze
da Stiehl	- das Gestell zum Trocknen des Heues
da Schillara	- ein kurzer Regenschauer
d Schnittleit	- die bei der Ernte beschäftigten Leute
d Stlmeß	- die Messe ohne Gesang und ohne Orgel
s Väjch	- die Gesamtheit aller Haustiere
vabctn	- eine Krankheit durch Besprechung heilen

Einwohnerverzeichnis von Deutsch-Michalok im September 1944

Gemeinde u. Haus-Nr.	Name der Familie und Mitbewohner	Eltern	Kinder	Groß- eltern	Beruf bzw. Beschäftigung	Gespännere für die Feldarbeit
Mernik						
1	Schnutzer Anton und Anna, geb. Wirschitzky	2	5	1	Berg- oder Zimmermann und Nebenerwerbslandwirt	1 Pferd und Kühe
2	Schnutzer Ambros und Katharina, geb. Hilgart	2	3	1	wie oben	Kühe
3	Schnutzer Adolf und Helene, geb. Wierl	2	5	-	wie oben	Kühe
4	Reiter Eduard und Maria, geb. Nedecky	2	5	1	Berg- und Waldarbeiter	- - -
5	Nedecky Viktor und Emilie, geb. Iricaj	2	2	-	Zimmermann und Wald- arbeiter (im Winter)	- - -
6	Nedecky Josef und Ludmilla, geb. Hilgart	2	4	1	Bergarbeiter und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
7	Iricaj Johann und Margarethe, geb. Menzel	2	2	-	Bergarbeiter und Nebenerwerbslandwirt	Kühe

Gemeinde u. Haus-Nr.	Name der Familie und Mitbewohner	Eltern	Kinder	Groß- eltern	Beruf bzw. Beschäftigung	Gespänniere für die Feldarbeit
8	Nedecky Adolf und Ludmila, geb. Limberger	2	3	1	Bergarbeiter und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
9	Nedecky Wilhelm und Maria, geb. Hricaj	2	2	1	Bergarbeiter und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
10	Magerl Wenzel und Katharina, geb. Gewerth	2	1	-	Zimmermann, zuletzt Rentner 1 Kuh	
	Nemesch Anton und Karoline, geb. Magerl	2	1	-	Zimmermann	- - -
11	Mühlbauer Johann und Maria, geb. Dohner	2	2	1	Eigene Wagerei und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
	Mühlbauer Josef und Katharina, geb. Söpkowitsch	2	3	-	Wagnergeselle	- - -
12	Blumer Michael und Karoline, geb. Magerl	2	-	-	Zimmerer-Unternehmer und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
	Hoffer Johann und Theresie, geb. Blumer	2	2	-	Zimmermann oder Waldarbeiter	
13	Laub Franz und Hermine, geb. Wicrl	2	3	-	Schmied und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
14	Frankenberger Jakob und Josefine, geb. Schmutzer	2	6	-	Landwirt und Bergmann	Pferde und Kühe

Gemeinde u. Haus-Nr.	Name der Familie und Mitbewohner	Eltern	Kinder	Groß- eltern	Beruf bzw. Beschäftigung	Gespamtiere für die Feldarbeit
15	Blumer Johann und Maria, geb. Schreier	2	2	-	Berg- oder Zimmermann und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
16	Wiedl Josef und Maria, geb. Schreier	2	3	2	wie oben	Kühe
17	Schreier Ambros und Anna, geb. Limberger	2	4	-	Schmied und Neben- erwerbslandwirt	Kühe
	Schreier Ambros, jun. und Frau	2	2	-	Schmied	
Michalok						
18	Säckel Josef und Barbara, geb. Hilgart	2	3	1	Landwirt	Ochsen und Kühe
19	Säckel Johann und Katharina, geb. Preifruck	2	2	-	Landwirt	Pferde und Kühe
20	Seitz Ignaz und Anna, geb. Hoffer	2	-	1	Landwirt	Pferde und Kühe
	Menzel Leopold und Frau	2	-	-	Landwirt	Kühe
21	Reiter Ignaz und Katharina, geb. Jany	2	1	-	Berg- oder Waldarbeiter, Nebenerwerbslandwirt	Kühe
22	Reiter Josef und Anna, geb. Seitz	2	10	-	wie oben	Kühe

Gemeinde u. Haus-Nr.	Name der Familie und Mithbewohner	Eltern	Kinder	Groß- eltern	Beruf bzw. Beschäftigung	Gespänniere für die Feldarbeit
	Kosyra Vincent und Maria, geb. Reiter	2	1	-	Schmied	- - -
23	Reiter Gustav und Anna, geb. Hricaj	2	7	-	Berg- oder Zimmermann und Nebenerwerbslandwirt	
	Reiter Karl und Fanny, geb. Reiter	2	-	-	Landw. Arbeiter	- - -
24	Reiter Vincent und Rosa, geb. Hilgart	2	6	-	Berg- oder Zimmermann und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
	Kosyra Vincent und Rosa, geb. Reiter					
25	Magerl Adolf und Josefa, geb. Reiter	2	-	-	Zimmerei-Unternehmer und Landwirt	Pferde
	Frankenberger Andreas und Barbara, geb. Magerl	2	2	-	Zimmermann und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
26	Hilgart Josef und Elisabeth, geb. Säckel	2	2	-	Berg- oder Waldarbeiter und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
27	Reiter Johann und Elisabeth, geb. Magerl	2	5	1	wie oben	Kühe
28	Kosyra Eduard und Rosalie, geb. Schreier	2	2	-	Fleischer und Kleinlandwirt	Kühe

Gemeinde u. Haus-Nr.	Name der Familie und Mitbewohner	Eltern	Kinder	Groß- eltern	Beruf bzw. Beschäftigung	Gespanniere für die Feldarbeit
29	Frankenberger Johann und Theresie, geb. Neddecky	2	4	-	Maurer und Landwirt	Pferde
	Neddecky Franz und Elisabeth, geb. Laub	2	2	-	Bergarbeiter, später Chemiearbeiter	---
30	Blumer Josef und Cäcilie, geb. Frankenberger	2	1	-	Schlosser	---
31	Jany Franz und Maria, geb. Limberger	2	4	-	Berg- oder Zimmermann und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
32	Sopkowitzsch Camila, geb. Sokolovsky	1	2	1	Landwirtin	Kühe
	Sopkowitzsch Stefan und Rosalie, geb. Schmutzer	2	3	-	Bergarbeiter, später landw. Arbeiter	---
33	Limberger Antonia, geb. Kubricht	1	1	-	kleine Landwirtschaft	Kühe
34	Schmalz Rudolf und Hermine, geb. Schreier	2	-	-	Berg- oder Zimmermann und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
	Schmalz Anna (Schwester)					
35	Volksschule und Raiffeisenbank	-	-	-	---	---
	Schmied Michael und Margarethe, geb. Seiler	2	4	-	Leiter der Schule	---

Gemeinde u. Haus-Nr.	Name der Familie und Mithbewohner	Eltern	Kinder	Groß- eltern	Beruf bzw. Beschäftigung	Gespänniere für die Feldarbeit
36	Engelmann Johann und Rosalie, geb. Hricaj	2	1	-	Landw. Arbeiter	- - -
37	Hinke Cäcilie	1	3	-	Landwirtin	Pferde und Kühe
38	Hinke Franz und Anna, geb. Hink	2	4	-	Kaufmann und Gastwirt	
39	Menzel Edmund und Frau	2	1	-	Landwirt	Pferde und Kühe
40	Menzel Isidor und Maria, geb. Säkel	2	2	-	Kaufmann und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
41	Säkel Jakob und Frau Agnes, geb. Schreier	2	2	-	Schlosser	- - -
42	Hricaj Karl und Karoline, geb. Kosyra	2	4	-	Landwirt	Pferde und Kühe
43	Mühlbauer Ferdinand und Frau	2	2	-	Zimmerer und Waldarbeiter	- - -
44	Hricaj Johann und Frau	2	2	-	Landwirt	Pferde und Kühe
45	Engelmann Andreas und Cäcilie, geb. Hricaj	2	6	-	Landwirt	Pferde und Kühe
46	Kunz Peter und Joscha, geb. Limberger	2	1	1	Lastautofahrer und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
47	Kunz Michael und Juliane, geb. Magerl	2	5	-	Berg- oder Zimmermann und Nebenerwerbslandwirt	Kühe

Gemeinde u. Haus-Nr.	Name der Familie und Mitbewohner	Eltern	Kinder	Groß- eltern	Beruf bzw. Beschäftigung	Gespanniere für die Feldarbeit
45	Kosyra Franz und Julie, geb. Schreier	2	3	-	Bergarbeiter, später Landarbeiter	- - -
	Kosyra Ladislaus (Bruder)	1	-	-	Arbeiter	
	Kosyra Florian (Bruder)	1	-	-	Schlosserlehrling	
46	Kosyra Michael und Adele, geb. Magerl	2	4	-	Berg- oder Waldarbeiter und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
47	Menzel Michael und Emilie, geb. Drechsler	2	1	-	Nagel- und Hufschmied und Landwirt	Pferde und Kühe
	Menzel Ernst und Katharina, geb. Hilgart	2	2	-	Wagner und Nebenerwerbslandwirt	Pferde und Kühe
48	Hilgart Jakob und Emilie, geb. Magerl	2	1	-	Berg- oder Waldarbeiter und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
49	Hink Anton und Maria, geb. Schiratzky	2	1	1	Landwirt	Pferde
	Schmalzl Anton und Anna, geb. Hricaj	2	5	-	Arbeiter und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
50	Schmalzl Anton und Maria, geb. Hink	2	3	-	Berg- oder Waldarbeiter und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
51	Seitz Michael und Maria, geb. Hoffer	2	5	-	Berg- oder Waldarbeiter und Nebenerwerbslandwirt	Kühe

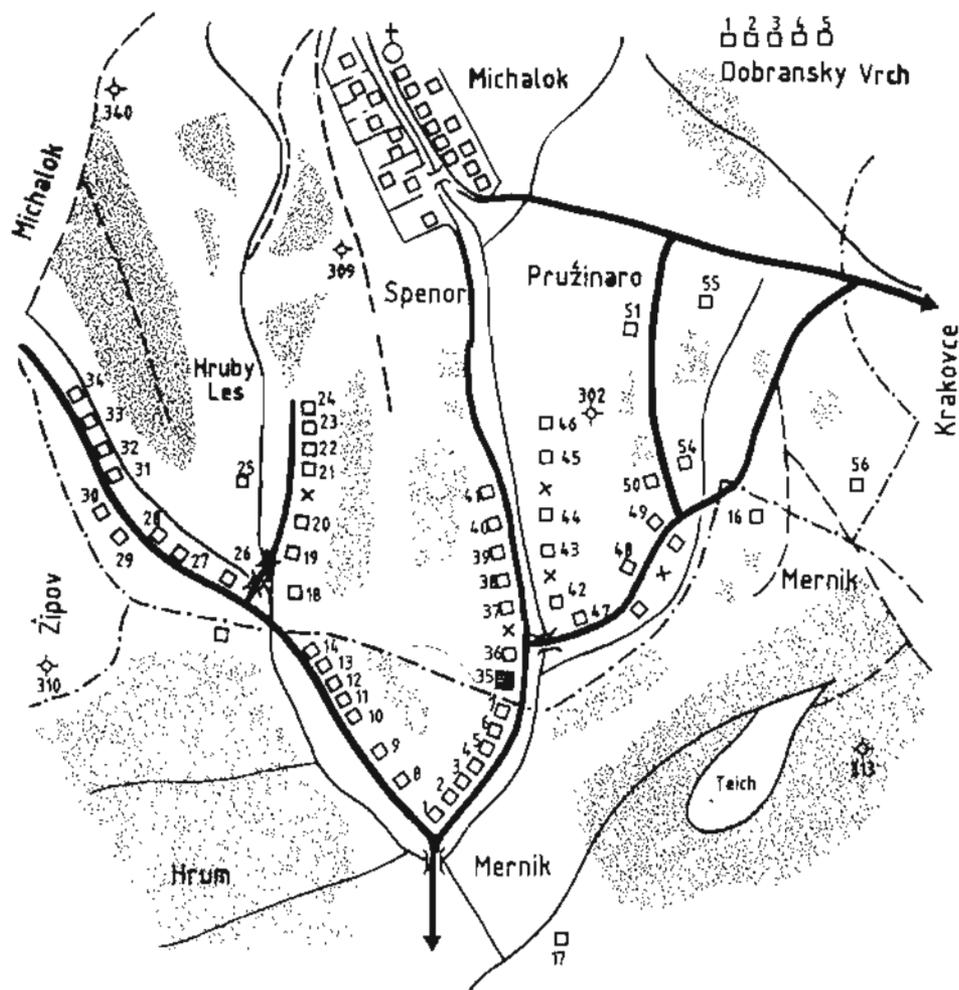
Gemeinde u. Haus-Nr.	Name der Familie und Mitbewohner	Eltern	Kinder	Groß- eltern	Beruf bzw. Beschäftigung	Gespänniere für die Feldarbeit
52	Seitz Josef und Maria, geb. Schmalz!	2	5	-	wie oben	Kühe
53	Dobner Emilie	2	6	-	Hausfrau, Schuldnerin und hat die Post ausgetragen	---
54	Limberger Edmund und Barbara, geb. Seitz	2	2	-	Berg- oder Zimmermann und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
	Hoffer Josef und Klara, geb. Limberger	2	2	-	Zimmermann oder Waldarbeiter	Kühe
55	Sokolovski Ladislaus und Regina, geb. Hoffmann	2	4	1	Landwirt	Pferde
	Hricaj Alois und Hedwíg, geb. Hoffmann	2	-	-	Zimmermann und Waldarbeiter	---
	Zauner Anton und Maria, geb. Sopkowitzsch	2	2	-	Schuster	---
56	Hilgart Rudolf und Maria, geb. Chwastiak	2	1	-	Bergarbeiter und Nebenerwerbslandwirt	Pferde und Kühe
	Hilgart Ignaz und Maria, geb. Hricaj	2	1	-	Berg- und Waldarbeiter	---
56	Magerl Josef und Gysella, geb. Wierl	2	7	-	Landwirt	Pferde und Kühe

Gemeinde u. Haus-Nr.	Name der Familie und Mithbewohner	Eltern	Kinder	Groß- eltern	Beruf bzw. Beschäftigung	Gespanntiere für die Feldarbeit
	Labdavit Adolf	1	-	-	Arbeiter	
Michalok						
(Dobranksy						
Vrch)						
1	Schreier Ferdinand und Theresie, geb. Jany	2	5	-	Büchsenmacher und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
2	Schreier Albert und Theresie, geb. Hink	2	3	-	Landwirt	Pferde und Kühe
3	Schreier Adam und Rosalie, geb. Hink	2	5	-	Landwirt	Pferde
4	Schreier Rudolf und Rosalie, geb. Kosyra	2	2	-	Schmied	- - -
	Schreier Anton und Frau	2	-	1	Arbeiter	- - -
5	Schreier Johann und Katharina, geb. Hricaj	2	7	-	Berg- oder Zimmermann und Nebenerwerbslandwirt	Kühe
Vor Beginn des Krieges sind						
aus beruflichen Gründen						
weggezogen:						
	Hruby Georg und Maria, geb. Blumer	2	6	-	Busfahrer in der Kreisstadt	

Gemeinde u. Haus-Nr.	Name der Familie und Mitbewohner	Eltern	Kinder	Groß- eltern	Beruf bzw. Beschäftigung	Gespannere für die Feldarbeit
	Menzel Josef und Rosalie, geb. Engelmann	2	-	-	War in Meierhöfen Leiter der Consumgenossenschaft	
	Böhm Georg und Frau Gysella	2	1	1	Berg.-Ing. in Rosenberg	
	Zusammenstellung					
	Gemeinde Mernik	42	60	9	= 111	
	Gemeinde Michalok mit der Siedlung „Dobransky Vrch“	122	172	8	= 302	
					<u>413 Personen</u>	
					13 Personen weggezogen	
					<u>426 Personen</u>	

1939 wurde in der Gemeinde Mernik die Quecksilbergrube stillgelegt. Die Siedler, die im Bergbau beschäftigt waren, mußten sich einen neuen Arbeitsplatz suchen. Viele von ihnen fanden Arbeit im erlernten Beruf als Zimmerer oder verdienten ihr Geld als Holzfäller im Wald. Gab es beim Bau für die Zimmerer - besonders im Winter - keine Arbeit, so zimmerten sie Bahnschwellen aus Buchenstämmen.

Siedlungsplan von Deutsch- Michalok



Legende:

- | | |
|--------------------|------------------------------|
| --- Gemeindegrenze | Wiesen oder Wald |
| — Straße | □ Wohnhäuser |
| - - - Feldweg | ▤ Schule und Raiffeisenkasse |
| ~ Bach | X alter Hausplatz |

Eine intakte bäuerliche Lebensgemeinschaft hört auf zu bestehen

Als gegen Ende August 1944 die sowjetischen Streitkräfte am Duklapaß kämpften und der Geschützdonner auf den Michaloker Höhen zu hören war, ahnten die Deutschen, daß sie einer ungewissen Zukunft entgegengehen. Auch das Zurückfluten slowakischer Einheiten von der Kampffront, von denen viele auf dem schnellsten Weg in die Heimat wollten, andere wiederum in das Aufstandsgebiet der Mittelslowakei strömten, versprach nichts Gutes. Groß war die Angst vor den Partisanen. Es waren wohl in der Mehrzahl russische Fallschirmspringer, die während der Nacht bei Feuerschein auf den Gebirgshöhen absprangen, um den Kampf gegen die deutsche Wehrmacht zu organisieren. Langsam schlossen sich ihnen Jugendliche aus den umliegenden Orten an, viele aus Abenteuerlust. Von den Deutschen schloß sich ihnen Ferdinand *Mühlberger* an, dessen Frau eine Ruthenin war und deren zwei Brüder auch bei den Partisanen waren. Später erfuhr man, daß Mühlberger von ihnen vergiftet wurde. Ob ihm seine Abstammung zum Verhängnis wurde oder seine Frau im Spiel war, konnte nicht genau festgestellt werden. Viele Landsleute wußten aber zu berichten, daß seine Frau mit einem Partisanen ein Liebesverhältnis hatte und dies mit ein Grund war, daß er sterben mußte. Wenn bisher das Zusammenleben mit den Slowaken und anderen Minderheiten naturgemäß gut war, hat sich mit dem Näherkommen der Front eine gewisse Abkühlung bemerkbar gemacht. Die Überfälle der Partisanen nahmen zu und dies auch in Michalok.

Anfang September 1944 wurden gegen zehn Uhr in der Nacht die Bauernhöfe von *Magerl Josef* und *Hilgart Rudolf* überfallen. Die Bewohner konnten flüchten; sie wurden auch daran nicht gehindert. Die Partisanen holten sich von den Stallungen die Pferde, spannten sie ein, plünderten die Wohnungen und nahmen Lebensmittel, Kleider und Hausratsgegenstände mit. Die Häuser der Ausgeraubten standen am Ende der Siedlung. *Hilgart Rudolf* besuchte in derselben Nacht seinen Bruder und teilte ihm den Überfall mit. Dies kam auch den anderen Nachbarn zu Gehör. Zur selben Zeit befand sich der SS-Mann *Hoffer Josef* auf Genesungsurlaub. Als er und seine Frau die Nachricht vom Überfall wahrnahmen, gab es für sie keinen Schlaf; zumal einige Tage zuvor durchsickerte, daß die Partisanen seine SS-Uniform wollten. Dies war mit ein Grund, die Heimat auf schnellstem Wege zu verlassen.

Die Uniform versteckte *Hoffer* im Garten unter einem Gebüsch, denn er hatte Angst, sie mitzunehmen. Die Eltern nahmen die zwei Kinder, 1941 und 1942 gebo-

ren, aus dem Bettchen, packten jedes in einen Teppich ein und versuchten durch Maisfelder und Wald sich nach Mernik durchzuschlagen. Hier waren sie bei Verwandten in Sicherheit. Am nächsten Tag holte Josef Hoffer seine versteckte Uniform und erfuhr, daß die Menschen in der Siedlung Angst haben. Man hörte nichts Gutes.

Die Hoffers setzten sich auf die Räder, um Hilfe zu holen. Durch Zufall trafen sie unterwegs vor der Kreisstadt einen deutschen Spähtrupp von ca. zehn bis zwölf Mann und berichteten von der Gefahr, die den deutschen Siedlern in Michalok droht und baten zugleich um Hilfe. Hinzu kam noch eine motorisierte Einheit, die unter dem Befehl eines Hauptmannes stand. Unter seinem Kommando fuhren sie hin und stellten fest, daß die Partisanen dabei waren, Häuser zu plündern und Mädchen zu vergewaltigen. Es kam zum Kampf, bei dem ein deutscher Soldat sein Leben verlor, doch auch bei den Partisanen gab es Verluste. Die Siedler konnten für einige Stunden aufatmen und bereiteten sich auf die Flucht vor.

Am selben Tag traf der Beauftragte von der Dienststelle Göllnitz in Großmichel ein. Er hatte von der Volksgruppenführung in Preßburg den Auftrag, in der Ostslowakei die Evakuierung für die dort zerstreut lebenden Deutschen vorzubereiten und durchzuführen. Mit Hilfe von Gutspächter *Werner* Karl stellte der Brauereidirektor *Rungaldier*, der ein Österreicher war, dem Beauftragten einen Mercedeswagen mit einem verlässlichen slowakischen Fahrer zur Verfügung. Es war mit dem Direktor besprochen, falls sie unterwegs von den Partisanen kontrolliert werden, denen zu sagen, daß sie die Niederlassungen der Brauerei aufsuchten, um dort nach dem Rechten zu sehen. Obzwar man wußte, daß die Gefahr der Reise groß war (die auch nicht ausblieb), mußte man alles versuchen, die Deutschen aus den Gebieten, wo in den Waldungen die Partisanen die Oberhand hatten, herauszuholen. Zweimal wurden der Beauftragte und der Fahrer auf der Rückfahrt von Kalnisch nach Großmichel von den Partisanen aufgehalten, die mit dem Strick drohten. Doch jedesmal gelang es, sie davon zu überzeugen, daß sie keine Deutschen sind. Gerne hätten sie auch erfahren wollen, wo sich deutsche Wehrmachtseinheiten befanden.

Auf der Fahrt nach Deutsch-Michalok traf man die Wehrmachtseinheit, die kurz vorher dort im Einsatz war. Der Beauftragte von der Dienststelle Göllnitz teilte dem Hauptmann mit, daß auf Anordnung der Volksgruppenführung die Deutschen aus Michalok, Kalnisch und anderen Orten zu evakuieren sind. Der Hauptmann mit seiner Einheit und der Beauftragte sind nochmals nach Michalok vorgestoßen, wobei ständig mit einem 8,8 Flakgeschütz die höher gelegenen Waldungen beschossen wurden. Man erfuhr später, daß die Partisanen die Umgebung der deutschen Siedlung vorübergehend verließen.

Den Siedlern teilte man mit, daß innerhalb von wenigen Stunden die Heimat zu verlassen sei und der nächste Treffpunkt der Schulhof der deutschen Schule in Großmichel ist. Die Entfernung betrug ca. 40 km und mit den Kuhgespannen brauchten die Siedler ein bis zwei Tage.

Zwischen dem 2. und 3. September kam nun die Bevölkerung von Deutsch-Michalok mit den Kuh- und Roßgespannen angerückt. Unmenschliches leisteten die Frauen, deren Männer auswärts arbeiteten oder im Kriegseinsatz standen. Die Flüchtenden wurden durch die Opferbereitschaft der Deutschen und zum kleinen Teil von der slowakischen Bevölkerung von Großmichel aufgenommen. Ein großer Teil von ihnen wurde in den Räumen der Schule und im Internat untergebracht. Eine große Leistung von Frau *Csacsko*, geb. Hickel aus Krikerhau, der noch heute unser Dank gebührt. Die Kühe und die Pferde kamen auf den Pächtergutshof Graborke von Karl Werner, wo den Tieren genügend Weideflächen und Futter zur Verfügung standen. Ihre Betreuung oblag den Männern und Frauen, denen sie gehörten.

Mit Herannahen der russischen Front waren die Siedler aus Michalok die ersten Karpatendeutschen, die von der Volksgruppenführung in Sicherheit gebracht wurden. Am 19. September 1944 wurde am Bahnhof von Großmichel der Transportzug, bestehend aus 32 Waggons, zusammengestellt. Verladen wurden 299 Michaloker, davon 55 Männer, 88 Frauen, 12 Burschen, 28 Mädchen und 116 Kinder. Ferner 62 Kühe, 10 Pferde, 3 Fohlen, 36 Wagen und zwei Fuhren Klechcu, die der bereits genannte Gutspächter für die Fütterung der Tiere zur Verfügung stellte. Nachdem durch die Slowakei wegen Brückensprengung und Partisanenkampf kein Zug fuhr, wurde der Transport über Ungarn, also über Kaschau, Miskolc, Hatvany und Neuhausel nach Preßburg geleitet. Die Fahrt dauerte zwei Wochen. Vor Miskolc blieb der Zug mehrere Tage stehen, da die Bahngleise durch amerikanische Flieger bombardiert wurden.

Von Preßburg wurden die Siedler mit Lastwagen nach Bruck a. d. Donau gebracht, wo die Kinder in die Schule gingen. Nur ein kleiner Teil der Siedler kam nach Schildern. Doch die Bleibe war nicht von langer Dauer. Schon im Januar 1945 verkauften sie ihre Tiere an die deutsche Wehrmacht und die Wagen an slowakische oder ungarische Bauern, oder ließen sie einfach stehen. Auch die Geschirre und die Kumets, die man zum Einspannen der Tiere benötigte, verschenkte man oder blieben liegen. Am 2. Februar 1945 fuhr mit der Bahn mehrere Familien von Preßburg nach Schwanenstadt, Kreis Vöcklabruck, Österreich. Die Männer waren bei der Firma Großmann beim Aufbau einer Chemiefabrik beschäftigt, die aber bis Kriegsende nicht fertig wurde. Zuerst fuhr die Familien *Hilgart* Eduard, *Magerl* Jakob und Josef, *Reiter* Ignaz und Vincent, *Säkel* Josef und *Schmutzer* Ambros. Später folgten die Familien *Engelmann* Andreas und *Magerl* Adolf. Als Ledige

kamen hinzu: *Limberger* Edmund und *Hoffmann* Ladislaus. Im Mai 1946 wurden die Genannten nach Deutschland ausgewiesen.

Die Familien *Blumer* Johann und Michael, *Frankenberger* Johann, *Hilgart* Rudolf, *Laub* Franz, *Menzel* Michael, *Nedecky* Wilhelm wurden nach Ossek, Böhmen, evakuiert. Hier waren die Männer im Kohlenbergbau beschäftigt. Im Herbst 1946 wurden diese Familien in die Ostzone ausgewiesen, doch schon 1947 gingen fast alle über die Grenze nach Westdeutschland.

Die anderen Familien sind beim Herannahen der Front, als schon Preßburg beschossen wurde, mit dem Transport noch rechtzeitig nach Österreich geschickt worden. Da aber bei St. Pölten die Bahnlinie unterbrochen war, ist der Zug nach Böhmen weitergeleitet worden, wo er in der Nähe von Pilsen zwei Wochen stehen blieb. Von dort wurde später der Zug über Cham nach Bayern geschickt und bei Seling von amerikanischen Fliegern beschossen. Es gab Tote und Verletzte. Von den Michalokern wurde *Reiter* Josef tödlich getroffen und sein Sohn Roland am Arm so schwer verletzt, daß der nie mehr richtig ausheilte.

Nach dem Krieg kamen die meisten Familien aus Michalok in Allach bei München, Erbrach bei Ulm und Liblar bei Köln zusammen. Die Männer waren beim Bau beschäftigt. Nachdem viele von ihnen gelernte Zimmerer waren, gehörten sie beim Aufbau des Landes zu den gesuchten Arbeitskräften. Seit Verlassen der Heimat im Sommer 1944 haben die deutschen Siedler aus Michalok unsägliches Leid ertragen müssen. Nach dem Zusammenbruch im Mai 1945 lernten sie Armut, Hunger und Not kennen, manche Familie mehr als die andere. Für viele Frauen und Kinder kam noch die Ungewißheit hinzu, die bange Frage: Wo befindet sich mein Mann, wo ist unser Vater, wo ist mein Sohn?

Doch sie verzagten nicht. Ein starker Glaube trug dazu bei, daß sie trotz harter Schicksalsschläge nicht verzweifelten. Ihre Begleiter im Alltag waren Fleiß, Ausdauer und vor allem Gottvertrauen, dies sowohl in der alten als auch in der neuen Heimat. Frau *Reiter* schreibt in einem Brief mit ein bißchen Stolz: „Ich habe meine Kinder gut erzogen, besitze wieder ein eigenes Haus und kann Gott nur noch bitten, meine Familie gesund zu erhalten.“ Diese christliche Einstellung hat viel dazu beigetragen, daß die deutschen Siedler nach dem Verlassen der Heimat und der Zerstörung alter Wohnheiten nicht verzagten. Ihnen blieb der starke Glaube, die Gewißheit, daß ein gütiger Vater im Himmel helfen wird.

Unser Gedenken gilt aber auch jenen Verstorbenen oder gefallenen Landsleuten, die weder hier noch in der alten Heimat eine richtige Ruhestätte gefunden haben und irgendwo in unbekanntem Weiten unter der Erde liegen. Auch sie sind eingeschlossen in unser Gebet, in unser schmerzliches Gedenken.

*Lehrer Anton Müller (Chronist
des Weihnachtsspieles) mit Frau
und Kindern Ilse und Norbert*



*Johann Säkel und Katharina,
geb. Pfeiffuck, vor ihrem
Haus. Der Großbauer war
lange Jahre der Vertreter für
die deutschen Siedler bei der
politischen Gemeinde Micha-
lok. Der genannte „Rechte“
hat seine Landsleute stets mit
Würde vertreten.*



Goldene Hochzeit von Frankенberger Andreas und Barbara, geb. Magerl. Ganz rechts: Mutter Frankенberger



Landschaft von Deutsch-Michalok 1964, ohne Bauernhäuser (Kollektivwirtschaft)



Wenn in einem slow. Nachbardorf ein Haus oder Stall gebaut wurde, so waren es Zimmerer aus Deutsch-Michalok, die den Dachstuhl erstellten. Auf dem Foto der Unternehmer Magerl Adolf (Lederkappe) mit seinen Männern



Familie Gustav Reiter. Von links: Berta, Ludwig, Mutter Anna, Isidor, Vater Gustav, Karl, Rudolf und Otto

KALNISCH - Tochttersiedlung aus dem Tereschwatal, Karpatenukraine

Viele Landsleute in Deutsch-Mokra, deren Ahnen im 17. Jahrhundert aus dem Salzkammergut als Holzfäller dorthin gerufen wurden, führten ein bescheidenes Dasein. Die Scholle konnte nicht vergrößert werden und im Wald gab es für die nachkommende Generation nur geringe Arbeitsmöglichkeiten. Der Beginn der Wirtschaftskrise hatte sich nach dem 1. Weltkrieg insbesondere im Holzverkauf bemerkbar gemacht. Für einige Familien gab es nur den Ausweg, in die USA auszuwandern oder in einer anderen Gegend eine neue Heimat aufzubauen. Eine Gelegenheit hierzu bot sich ihnen, als 1927 ein Makler mit Namen *Müller* erschien und mitteilte, daß man in der Gegend um Giraltovce in der Ostslowakei landwirtschaftliche Nutzfläche von Herrn Friedmann billig kaufen könne.

In Kalnisch, Kreis Giraltovce, besaß die Familie *Kalnassy* ein großes Gut. Von dieser Familie erhielt der Ort den Namen. Von den *Kalnassy*-Erben erwarb die Familie *Kolossy* das Gut. Einen Teil des *Kolossy*-Vermögens erwarb der Kaufmann *Friedmann*. Er verwaltete eine Zeit lang dieses Gut und auch andere Güter selbst. Eines Tages entschied er, den Großteil des Gutes zu verkaufen und suchte Käufer.

Einige Familien aus dem Tereschwatal entschlossen sich, alles, was sie in der Heimat aufgebaut hatten, aufzugeben und neu anzufangen. Die Familienväter *Josef* und *Robert Hoffer*, sowie *Fabian* und *Stefan Zauner* fuhren zu Herrn *Friedmann* und sahen sich die Felder an, die sich in Kalnisch, 3 km entfernt von Giraltovce befanden. Zum Großteil waren die Flächen mit Gestrüpp bewachsen, das es zu roden galt. Doch die Landschaft gefiel ihnen und so kauften sie die Felder von Herrn *Friedmann*.

Während des Winters 1927/28 verkauften einige weitere Familien ihr Hab und Gut und zogen im Sommer 1928 nach Kalnisch. Eine vorübergehende Unterkunft fanden die kinderreichen Familien im alten Schloß, das sie „Castell“ nannten. Die zwei *Hoffer*- und die zwei *Zauner*-Familien übernahmen je 15 Joch Grund von Herrn *Friedmann* und ein Joch von der Gemeinde. Für das Katastraljoch = 5.760 qm, zahlten sie 3.200 Kronen. Nach den Verträgen sollte jede Familie 51.200 Kronen für die Felder zahlen. Als Anzahlung mußten sie 17.000 Kronen sofort aufbringen. Die Feldfläche wurde untereinander aufgeteilt. Die amtliche Vermessung, die versprochen wurde, blieb jedoch aus. Trotzdem nahmen sie die Arbeit auf und zeigten, daß sie von der Landwirtschaft etwas verstanden; zumal sie gewohnt waren, unter härteren Bedingungen die Felder zu bestellen.

Im Jahr 1930 kamen noch die Familien Stang und Frömmel aus Drexlerhau im Hauerland hinzu. Auch sie erwarben Felder von Herrn Friedmann. Die erste Arbeit der Neusiedler war, das Land von Gestrüpp zu befreien, also urbar zu machen. Neben der Feldarbeit fingen sie an Häuser zu bauen. Das Holz dafür verkaufte ihnen Herr Friedmann. Die Häuser bauten sie so, wie sie in Deutsch-Mokra standen, nur statt der Holzschindeln wurden Dachpfannen verwandt. Am Anfang galt es, Pionierarbeit zu leisten, wobei die Frauen und die größeren Kinder fleißig mithelfen mußten. Es dauerte fast ein Jahr, bis die Familien die neuen Häuser beziehen konnten. Im zweiten und dritten Jahr bauten sie den Stall und die Scheune auf und zugleich wurde das notwendige Vieh angeschafft. Nun waren sie der Meinung, daß das Schwerste vollbracht sei und mit Gottes Hilfe stünde dem weiteren Aufbau nichts mehr im Wege.

Leider kam alles anders. Eines Tages erschien ein Angestellter der „Rolnicka Banka, Bardejov“ (Bauernbank, Bartfeld) und teilte ihnen mit, daß ihre Felder mit einer Hypothek belastet seien und sie diese bezahlen müßten. Der Schreck saß tief. Es folgten Verhandlungen mit Herrn Friedmann, doch ohne Erfolg. Die Siedler schalteten die „Bäuerliche Solidaritäts Kasse“ (Rolnicka vzajomna pokladnica) ein. Diese Hilfskasse erreichte durch Verhandlungen, daß die Bank den Siedlern zur Bezahlung der Hypothek-Schulden einen Aufschub gewährte, denn so schnell konnten diese das Geld nicht aufbringen.

Die Siedler mußten jedoch bis zur Bezahlung der Schulden für die Felder Pachtgebühren zahlen. Die Direktion der Bank sah ein, daß die Leidtragenden nicht schuld waren, obzwar sie sich vor dem Kauf der Gründe beim Grundbuchamt hätten erkundigen müssen, ob die Felder mit einer Hypothek belastet sind. Hier trifft der Grundsatz zu: „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.“ Allerdings muß zu Ehren der Siedler gesagt werden, daß diese in der alten Heimat als tief religiöse Menschen nach christlichen Grundsätzen gelebt haben und viel arbeiten mußten, um die große Familie zu ernähren. Sie kannten die unseriösen Machenschaften einzelner Kaufleute noch nicht.

Nun galt es für die Männer verstärkt auswärts zu arbeiten, um das notwendige Geld zur Bezahlung der Restschulden und der Hypothek zu verdienen. Die Betreuung der Höfe lag dann in den Händen der Frauen, die von den größeren Kindern unterstützt wurden. In den ersten Jahren waren die Väter mit den älteren Söhnen in den großen Waldungen der Waldkarpaten beschäftigt. Sie zimmerten aus Buchenstämmen Bahnschwellen. Aus den Ästen und unbrauchbaren Stämmen machten sie Klafterholz, welches als Brennholz verkauft wurde. Ab 1939 gingen die jungen Männer nach Deutschland und verdienten ihr Geld in den Kohlengruben. Das mühsam ersparte Geld schickten sie heim. Mit diesem Geld und durch die Besserung der Wirtschaftslage in der selbständigen Slowakei, sowie durch die Hilfe

der Raiffeisenkasse in Deutsch-Michalok, bei der die Familien aus Kalnisch Mitglieder waren, konnten die Siedler 1942/43 die ganze Schuld bezahlen. Wobei nicht vergessen werden soll, daß die Bäuerliche Hilfskasse in Bartfeld das ihre dazu beitrug, daß nach vielen Verhandlungen die Neusiedler Eigentümer der Felder und Wiesen wurden.

Doch die Freude der Kleinlandwirte, auf eigener Scholle die Familie zu ernähren, zu leben und zu arbeiten, währte nicht mehr lange. Schon in den Monaten Juli und August 1944 hausten in den Waldungen um Kalnisch russische und slowakische Partisanen. Die Siedler wußten, daß sie keine Freunde der Deutschen sind und ihre Angst um die Zukunft berechtigt war. Anfang September gelang es dem Autor dieses Buches, sich aufgrund seiner slowakischen Sprechkenntnisse von Großmichel nach Kalnisch durchzuschlagen. Nach einer kurzen Aussprache mit Herrn Josef Hoffer senior stand fest, daß ein Verlassen der Heimat die beste Lösung ist. Es wurde noch genau besprochen, wo sie sich in Eperies (Presov) und Käsmark melden sollen.

Als dann noch die Familie Stefan *Zauner* verschleppt wurde und diese erst mit Hilfe der deutschen Wehrmacht befreit werden konnte, kam es durch diese Warnung zum plötzlichen Verlassen der Heimat. Außerdem wurde noch vorher durch Bombenabwurf ein Anwesen zerstört. Es war eine bittere Stunde für die Kleinlandwirte und auch für deren Kinder, die schon Besitz hatten, nach 16 Jahren Aufbauarbeit alles aufzugeben.

Die Evakuierung ging über Eperies nach Käsmark und von dort über Zakopane nach Oberschlesien, bzw. in die Grafschaft Glatz. Als sich auch dort die Front näherte, zog ein Teil von ihnen nach Österreich und die anderen nach Haid in Böhmen. Die Familien, die in Österreich waren, kamen nach dem Krieg nach Westdeutschland, die in Haid mußten ins Sammellager nach Poprad, Slowakei, und von dort wurden sie ausgewiesen. Im Jahre 1950 befanden sich drei Familien aus Kalnisch in Hessen, drei in Württemberg und eine in der Sowjetzone. Eine Familie Zauner, in der die Frau Slowakin war, blieb zuhause. Die acht Familien hatten am Ende des Krieges sechs Menschenleben zu beklagen.

Es sei noch erwähnt, daß zwischen der deutschen Jugend aus Kalnisch und der aus Deutsch-Michalok Kontakte bestanden. Die Väter und Söhne aus beiden Orten arbeiteten gemeinsam im Wald als Facharbeiter und lernten sich dabei näher kennen. Außerdem standen einige Mädchen im Dienst bei Familien in der Kreisstadt Vranov, wohin die Burschen an Sonntagen ins Kino gingen. Man lernte sich in einer fremden Umwelt näher kennen und besuchte sich gegenseitig. Obzwar es von einem Ort zum anderen keine öffentlichen Verkehrsmittel gab, fiel den „Freiern“ der Weg von ca. 30 km nicht schwer, mit dem Fahrrad zurückzulegen. Manche Ehe wurde geschlossen, und die Freundschaften hielten auch noch nach dem Krieg lange Jahre an.



Das Schloß (Castell) in Kalnisch, wo die Siedler 1928 zuerst gewohnt haben. – Heute Ruine



Die Eltern Josef Hoffer mit den vier Söhnen, den Schwiegertöchtern und Enkelkindern



Besuch der Landsleute in Kalnisch

Von links: Frau Hoffer, Frau Karoline Sachs, Josef Zauner mit Frau (Slowakin), die noch in der Heimat wohnen. Frau Klara Hoffer, Frau Zauner (Mutter von Josef Zauner) und Josef Hoffer

Großmichel, slowakisch Michalovce, ungarisch Nagy Mihaly

Der Ort wird 1244 zum erstenmal erwähnt und auf alten Landkarten wird er mit deutschem Namen genannt. Nach slowakischen Historikern haben sich dort in der 2. Hälfte des 13. Jahrh. Deutsche niedergelassen. Auch im Sprachgebrauch der Unterzips, die seit jeher Verbindung mit dieser geschäftigen Stadt hatte, war der Name „Großmichel“ gebräuchlich. Besonders die Handwerker und Kaufleute verkauften dort an Markttagen ihre Ware. Für die Stiefelmacher aus U.-Metzenseifen war der Markt ein wichtiger Verkaufsort. Der erste Markttag ist schon 1399 abgehalten worden.

Im Mittelalter gab es dort eine deutsche Gasse. Eine auch in letzter Zeit bekannte Gasse nannte man Seidengasse, die soll einmal von deutschen Seidenspinnern und -webern bewohnt gewesen sein. Mit insgesamt 11.000 Seelen war Großmichel eine fast rein slowakische Stadt mit erheblichem Anteil jüdischer und ruthenischer Bevölkerung. Außerdem lebten dort ca. 700 Ungarn und über 200 Deutsche.

Die Deutschen waren der Herkunft nach aus:

Böhmen, Mähren und Schlesien	etwa 80
Unterzips	über 50
Oberzips	etwa 15
seit langem einheimisch	etwa 50
aus Ungarn zugewandert	etwa 30
Mittelslowakei	etwa 30
Österreich	5
Zusammen rund	<hr/> 260

Als 1939 die Deutschen vom selbständigen slowakischen Staat die kulturelle Autonomie erhielten, wurde von der Volksgruppenführung Preßburg in Großmichel vorübergehend eine Dienststelle eröffnet, die die Aufgabe hatte, die zerstreut lebenden Deutschen in der Ostslowakei zu betreuen.

Das Gebiet war im Norden begrenzt von den Karpaten und der polnischen Grenze, im Osten von der neu gezogenen Grenze Snina-Užhorod, damals Ungarn, heute

Ukraine und im Süden von Ungarn. Im Westen schlossen sich die Orte an, wo noch Deutsche lebten. Die bekanntesten waren: Bartfeld, Giraltovce, Eperies, Kalnisch, Michalok, Trebischau, Frönel a. d. Töpel u. a.

Außer in Deutsch-Michalok, wo über 430 Deutsche geschlossen siedelten, lebten die anderen in mehreren Orten. Die slowakische Hauptstadt der Ostslowakei, Kaschau, wo 1933 noch mehr als 3000 Deutsche gewohnt haben, gehörte von 1939 bis 1945 zu Ungarn.

Von der deutschen Dienststelle Großmichel, die 1943 aufgelöst wurde, sind außer den 215 Deutschen dortselbst in Michalok über 420, auch die zerstreut lebenden Deutschen ganz im Osten der Slowakei betreut worden.

Humenau mit etwa	50
Medzilaborce mit etwa	30
Josefstal mit etwa	40
Snina mit etwa	20
Trebischau mit etwa	40
Kalnisch mit etwa	60
übriges Streugebiet rund	<u>150</u>
zusammen rund	390

Die meisten dieser Menschen waren Handwerker und Kaufleute. Viele von ihnen lebten auch als Kleinlandwirte oder Waldarbeiter, besonders die von Josefstal und anderswo.

Nachdem es sehr schwierig war, in den Streusiedlungen deutsche Schulen zu gründen, besuchten viele der Kinder die Volksschule in Großmichel, der ein Internat angeschlossen war. Die deutsche Schule hatte im letzten Schuljahr 1943/44 fast 150 Schülerinnen und Schüler, davon über 100 im Internat, betreut von einer Heimleiterin, drei Erzieherinnen und vier anderen Personen. Im Internat befanden sich Kinder aus der weiteren Umgebung von Großmichel, großteils aus Josefstal, Humenau, Trebischau u. a. Orten. Die Schule stand unter Leitung von Stefan Krupa, der aus Maltern, Oberzips, kam und ein befähigter Schulleiter war. Außer ihm unterrichteten noch Otto Klein, Frau Hruby und aushilfsweise Fräulein Kubinyi aus Humenau.

Die Deutschen aus Großmichel und der näheren Umgebung kamen öfters im Jahr zusammen. Man sang Lieder und die Mädchen führten Tänze auf, begleitet von der

Schüler-Musikkapelle des Internats. Bei diesen Treffen sorgten die Frauen für Hungrige mit heimatlichen Speisen. Der Reinerlös ging davon an das Schulwerk.

Das Zusammenleben der Deutschen mit den Slowaken und den anderen Volksgruppen war naturgemäß - wie auch in anderen Siedlungsgebieten - gut. Eine Abkühlung trat beim Näherkommen der Front auf. Mitte September 1944 waren die Russen noch ca. 30 km von Großmichel entfernt. Es war Zeit, an die Evakuierung von Frauen, Kindern und alten Leuten zu denken. Dagegen sträubte sich die Ortskommandantur der deutschen Wehrmacht. Als aber die Bevölkerung von Deutsch-Michalok mit Roß- und Kuhgespannen angerückt kam, weil sie es infolge der Partisanenräubereien nicht mehr aushalten konnten, kam endlich der Befehl zur Evakuierung. Da aber bereits viele Bahnhöfe in der Umgebung von Großmichel brannten oder zerstört waren, konnte man sich kaum vorstellen, wie die Reise vonstatten gehen würde, denn gegen Nordwesten, Norden und auch an der Grenze zu Ungarn waren die Deutschen von den Partisanen mehr oder weniger abgeschnitten. Die Straßen und Schienen nach Preschau und Kaschau waren zwar noch frei, doch auch hier waren einige Brücken gesprengt und zum Teil die Straßen unsicher. Selbst Wehrmachtsteile gingen nur in größeren Trupps auf die Reise.

Der erste große Transport mit über 300 Deutschen aus Michalok, Humenau und Medzilaborce ist am 17. September auf die Reise geschickt worden, der zehn Tage später in der Westslowakei ankam. Am 7. Oktober ging ein zweiter Transport über Preschau nach Polen und von dort nach Preßburg. Mit diesem Transport fuhren viele Landsleute aus Großmichel, Senica, Trebischau, Frönel a. d. Töpl u. a. Orten. Am 24. Oktober ist der letzte Transport mit der Bahn mit Landsleuten aus mehreren Orten der Ostslowakei und aus Siebenbürgen, die plötzlich mit ca. zehn Ochsengespannen in Großmichel erschienen sind, abgegangen. Diesem Zug waren auch Waggons angeschlossen mit 500 Schweinen, einigen Kühen, Sämereien, Lebensmitteln und Maschinen. Die Verladung wurde vom Korpskommando der deutschen Wehrmacht empfohlen. Diese Waggons wurden - wahrscheinlich der nahrhaften Fracht wegen - vor Krakau abgeleitet und landeten in Ratibor auf Nimmerwiedersehen.

Der letzte Treck mit fünf Pferdegespannen verließ am 27. Oktober Großmichel. Der Weg führte über Kaschau-Rosenau-Lucenes-Dioszeg nach Fragendorf, wo er nach 18 Tagen einen Abschluß fand. Die mitgenommenen Männer zerstreuten sich zu ihren Familien, teils ins westliche Gefilde. Daß die Deutschen im großen und ganzen ohne größere Verluste aus dem Raum Großmichel hinauskommen konnten, war ein Verdienst der Dienststelle in Göllnitz unter Führung von Karl Küffer, des Gutpächters Karl Werner und des Direktors der großen Brauerei Dipl.-Ing. Rungaldier, der aus Österreich stammte. Die Lkws und Traktoren der Brauerei fuh-

ren mehrmals nach Kaschau und zurück und immer fanden sich noch Menschen, die mitgenommen werden wollten.

Leider ist uns von den vielen Deutschen, die einst in der Ostslowakei gelebt haben, außer denen, die geschlossen wohnten, wie in Deutsch-Michalok, Kalnisch u. a. Orten, nicht bekannt, was mit ihnen geschehen ist. Laut Berichten von Landsleuten, denen es gelungen ist, noch nach Jahren der Vertreibung herauszubekommen, sollen einige Deutsche in Kaschau geblieben sein, andere hingegen kehrten nach Wochen der Besatzung nach Großmichel u. a. Orten zurück, wo sie sehr unfreundlich aufgenommen wurden, bis man sich wieder an ihre Anwesenheit gewöhnte. Doch der Großteil der Deutschen aus der Ostslowakei lebt heute in der Bundesrepublik, nur ein geringer Teil von ihnen ist ausgewandert.

Tatsache ist aber, daß die zerstreut lebenden Deutschen in der Ostslowakei - außer in Kaschau - aufgehört haben zu bestehen. Man weiß aber auch, wenn heute Deutsche die alte Heimat besuchen, ihnen von Slowaken gesagt wird, sie sollen zurückkehren. Vieles hat sich dort im Denken der Menschen gewandelt, doch ein Deutschtum wird es wahrscheinlich dort nicht mehr geben.



Gutspächter Karl Werner mit Frau und Kindern (Herbert, Erika und Peter). Die Familie Werner gab sich viel Mühe, daß die Deutschen aus Michalok nach der Flucht gut versorgt wurden. Ihr gehört auch heute noch unser aufrichtiger Dank.



Mädcheninternat in Großmichel



Aufsichtspersonen im Mädchenheim. Von links: Erna Mehnhard, Anna Eiben, Schulleiter Stefan Kruppa, Helene Sendersky, Olga Lapschansky, 6 und 7 unbekannt, Maria Schwich, Heimleiterin Helene Csáčko, Maria Ritschel, Anna Ludwig, 12. unbekannt

Bartfeld, ein altherwürdiges Kleinod in der Ostslowakei

Adalbert Wanhoff

Viele Besucher aus Deutschland und aus anderen Ländern Westeuropas, kunstfreudige und andere, werden in den nächsten Jahren die kunsthistorisch reiche Slowakei besuchen. Leider wird bei Führungen noch zu selten, besonders in den ehemals deutschen Sprachinseln, in den Städten und Dörfern, erwähnt, daß hier einst Deutsche lebten, daß diese Werke Zeugen deutschen Fleißes, deutscher Meister und deutscher Arbeit sind.

Ein solches Kleinod ist auch die Stadt Bartfeld im Osten der Slowakei. Leider sprechen schon seit längerer Zeit nur die Steine dort eine deutsche Sprache. Die Stadt ist schon über hundert Jahre und mehr von Slowaken unterwandert und slawisiert. Im Jahre 1944 lebten dort nur noch wenige Deutsche als Handwerker oder Kaufleute. Infolge dieser vielen historischen Denkmäler verschiedener Art wurde die Stadt von der jetzigen Regierung unter Denkmalschutz gestellt mit dem Attribut: „Ihre Bedeutung liegt vor allem in dem unermeßlichen Reichtum an mittelalterlichen Denkmälern, die die Aufmerksamkeit und Bewunderung heimischer und ausländischer Besucher hervorrufen.“ Mag sein, daß vor der Besiedlung durch deutsche Kolonisten hier schon eine slawische Niederlassung bestanden hat.

Die älteste historische Erwähnung Bartfelds aber stammt aus dem Jahre 1247 und heißt hier „Terra Bartpha“. Es gibt aber auch Historiker, die behaupten, daß die Gründung des Ortes auf die Zeit Stephans des Heiligen zurückgehen soll. Weitere Urkunden aus dem Jahre 1261 und 1283 erwähnen den Ort schon als entwickeltes Siedlungsgebiet und das läßt schließen, daß dieser Aufschwung mit der Besiedlung durch Deutsche begründet werden kann. Karl Robert von Anjou erteilte den „Kolonisten“ große Privilegien und 1376 wird das königlich privilegierte Dorf Bartfeld eine königliche Freistadt mit allen Rechten. In dieser Zeit entsteht die Stadtmauer, aber auch die Gründung des Zisterzienserklosters geht auf diese Zeit zurück.

Den Höhepunkt baulicher und kultureller Entwicklung erlebte die Stadt in der zweiten Hälfte des 14. und 15. Jahrhunderts. Bartfeld wurde gleichrangig mit Kaschau und Leutschau sowie Ofen, das Handwerk und der Handel erblühten und begründeten auch einen bedeutsamen Außenhandel. Die geografische Lage von Bartfeld bot hierzu günstige Voraussetzungen. Im Jahre 1437 zählte die Stadt 64 Gewerbe mit 146 Handwerksbetrieben, die in Zünften vereinigt waren. Vor allem

blühte hier die Leinenweberei und die Leinendruckerei, deren Erzeugnisse in aller Welt einen Namen hatten.

Dieser materielle Wohlstand der Bürger war auch die Voraussetzung für die Leistungen und den kulturellen Aufschwung derselben. In dieser Zeit fällt die Errichtung der St. Ägidienkirche, die „im wahrsten Sinne des Wortes ein Schatzkästlein mittelalterlicher Kunst“ ist und noch heute zu den bedeutendsten Kulturdenkmälern in der Slowakei gehört. Ein in seinem inneren Kern spätromanischer Bau wurde 1448 - 1458 erweitert.

Die südlichen Kapellen und die Vorhalle sind Werke von Meister Urban. Ausgestattet wurde das Gotteshaus mit außergewöhnlich kostbaren, ja hervorragenden Werken der bildenden Kunst. Diese Kirche mit ihren 12 Altären, alle von sehr hohem künstlerischen Rang, stellt eine mitteleuropäische Seltenheit dar. Zu den kunsthistorisch bedeutenden Altären gehört wohl der Anberungsaltar, über den Schürer-Wiese in seinem Werk sagt:

„Doppelflügelaltar. Die Flügelbilder sind größtenteils nach Stichen Schongauers gemacht. Bedeutender noch als der Maler ist der Schnitzer des Altars. Ungewöhnlich ist der Aufbau des Mittelschreins. Für die Kunst der Zips von Bedeutung ist, daß in vielen Einzelzügen Verwandtschaft zum Stil des Meisters Paul von Leutschau wie auch zum Leibnitzer Schnitzer Olaf Engelholm zu erkennen ist. Nur ist der Bartfelder Schnitzer im ganzen feinförmiger. Da jedoch der Altar um 1500 oder noch eher entstanden ist, bleibt die Stellung des Schnitzers zur Leutschauer Kunst problematisch.“

Slowakische Kunsthistoriker sind der Meinung, daß auch hier Meister Paul von Leutschau der Schnitzer war. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der neue Stil der Spätgotik zuerst in Bartfeld mit den Hochaltarfiguren Eingang findet. Sie waren 1466 fertig und von Meister Jakob aus Krakau geliefert worden. Die einzig erhaltene Figur, der Namenspatron der Kirche, beweist, daß sich in Krakau der Stil Jakob Kaschauers, wie ihn seine Madonna im Freisinger Hochaltar von 1443 zeigt, damals schon ausgewirkt hatte.

Im Jahre 1464 empfiehlt sich der „Meister Jörg Steinmetzer“ aus Georgenberg in der Oberzips der Stadt Bartfeld für den Neubau des dortigen Chors unter Hinweis auf von ihm ausgeführte Bauten in Käsmark (Rathaus), Leutschau (Schule, Kirche im Spittal), Leibitz (Turm) und andere.

Aber auch das Rathaus von Bartfeld, das Wahrzeichen der Stadt mitten auf dem Ring (die Slowaken sagen heute noch „na ringu“) ist ein Kunstwerk für sich. Mit dem Bau wurde 1505 von einem Meister Alexander begonnen und ab 1507 wurde er von Meister Johannes von Eperies fortgesetzt. Das Rathaus stellt den Höhepunkt



Bartfeld – Ring mit Rathaus und Ägidiuskirche. Die gotische Pfarrkirche (um 1448 – 1458 erbaut) hat elf Altäre und einen kunstgeschichtlichen wertvollen Flügelaltar

der Gotik dar, jedoch sind schon Anzeichen des kommenden Renaissance zu erkennen. Die Gebäudegiebel sind reich mit Steinplastiken verziert und als Symbol der Stadtprivilegien steht am südlichen Giebel die Statue des Ritters Roland. Unter der Simskrone befinden sich 118 Steinfiguren. Im Gebäude selbst ist die Exposition des „Scharischer Museums“ (Spiske muzeum) unter dem Namen „Bartfeld-königliche Freistadt“ installiert.

Es gibt Historiker, die sagen: „Das Rathaus von Bartfeld am viereckigen Marktplatz erinnert in verschiedenen architektonischen Einzelheiten an das Breslauer Rathaus.“

Besondere Beachtung verdient der rechteckige Ringplatz, der Marktplatz der Stadt. Er ist gepflastert mit Steinen aus dem Fluß und eingesäumt von Bürgerhäusern, die Spuren der Gotik und Renaissance tragen. Die gut erhaltene, zum Teil wieder aufgebaute wuchtige Stadtmauer und der Ring lassen auf den ersten Blick erkennen, daß es sich nur um eine deutsche Stadtgründung handeln kann. Hier trifft zu, was die Ungarn sagten: „Wir haben den Staat, die Deutschen die Städte gegründet.“ Bartfeld ist dafür der beste Beweis.

Spricht man von Bartfeld, darf der Name Leonhard Stöckl nicht unerwähnt bleiben. Stöckl ist ein Sohn der Stadt, hier geboren und auch hier tätig gewesen. Er studierte in Deutschland, wurde eifriger Anhänger Martin Luthers und seiner Lehre sowie des Humanismus. Er lehrte hier am humanistischen Gymnasium in Bartfeld, das aus einer Lateinschule, einer sog. Pfarrschule, hervorging, gegründet 1435, und verwirklichte und erweiterte seine in Deutschland gesammelten Erfahrungen. Er organisierte das Schulwesen neu, erarbeitete eine neue Lehrordnung, die „Leges scholae Bartphensis“, die für die Gymnasien des Landes gültig war. Für die nordungarischen königlichen Freistädte Bartfeld, Eperies, Leutschau, Kaschau und Zeben stellte er 1549 das „Fünfstädte-Glaubensbekenntnis-Confessio Pentapolitana“ zusammen. Auch andere bedeutende Professoren aus Deutschland und Krakau lehrten am Bartfelder Gymnasium und trugen so zum geistigen und kulturellen Leben der Stadt und des Landes bei.

Aus Bartfeld aber stammt auch das einzige Gedicht weltlicher Lyrik im Mittelalter „Ich will ymmer klagen Gott“ und wissenschaftlich tätig war auch der Bartfelder Georg Henisch, der bis zu seinem Tod 1618 in Augsburg als Arzt tätig war. Von ihm stammen lateinisch geschriebene, medizinische und mathematische Werke, seine „Kritische Historie der Deutschen Sprache“ und das „Wörterbuch-Deutscher Sprachschatz“. Diese Werke machten ihn zum Bahnbrecher der Sprachforschung. Auch als Übersetzer von Volksschriftstellern behauptet er einen angesehenen Platz in der deutschen Bildungsgeschichte. Seine Kalender, die in Augsburg gedruckt wurden, waren in der Zips sehr beliebt.

Zur Verbreitung des Schrifttums trugen auch die in Bartfeld gegen Ende des 16. Jahrhunderts gegründeten Druckereien Gutgesell und Kloß bei, die nicht nur deutsche, sondern auch ungarische und slowakische Bücher druckten. So rundet sich das Bild über Bartfeld ab, von dem nur ein Ausschnitt aus dem Leben und dem Wirken dieser einstigen deutschen Stadt gegeben werden kann. Sie reiht sich so in die Kette deutscher Städte würdig ein, zeugt vom Schaffen und Können aller Schichten und gibt ein unverkennbares Beispiel darüber, welchen Beitrag das Deutschtum auf allen Gebieten hier geleistet hat. Es war wirklich Brücke zu all den anderen hier lebenden Völkern.

Wenn Besucher diese altherwürdige ehemals deutsche Stadt bewundern, dann mögen sie in stiller Einkehr der Leistungen der hier einst wirkenden Vorfahren, die aus allen Teilen Deutschlands kamen, gedenken, besonders aber dann, wenn sie durch das mittelalterliche Kirchentor mit der noch bestehenden Aufschrift „Dies ist das Tor zum Paradeys“, das Kleinod gotischer Kunst, betreten, in dem einst deutsche Lieder zur Ehre Gottes erklangen und in dem in deutscher Muttersprache weit entfernt vom Mutterland dem Herrgott Dank gesagt und Bitten vorgetragen wurden.

Das Deutschtum in Bartfeld gehört mehr oder weniger seit dem 1. Weltkrieg, außer einigen Kaufleuten und Handwerkern, die noch dort gelebt haben, der Vergangenheit an. Erst als der slowakische Staat den Deutschen die Autonomie gab, besannen sich diese wenigen auf ihre Abstammung. Es entstand die „Kameradschaft Bartfeld“. Ihre Zahl wurde mit 235 Personen angegeben (Volkszählung 1930), die von der Deutschen Partei, Eperies, betreut wurden.

In der näheren und weiteren Umgebung des ehemals deutschen Städtchens gab es noch zahlreiche Gemeinden, die der deutschen Besiedlung ihre Begründung verdanken. Viele der Orte wurden durch deutsche „Lokatoren“ gegründet oder sie entstanden meist mit deutschen Bewohnern, oder die Deutschen wohnten von vornherein mit Slowaken, Ruthenen und Ungarn zusammen.

Manche der Gemeinden beweisen schon durch ihre Namen, die auf „hau“ oder „dorf“ enden, daß sie deutsche Gründungen im gerodeten Wald sind. Doch viele der Orte waren schon im Mittelalter slawi- oder madjarisiert. In anderen Orten hingegen hörte das Deutschtum im 18. oder 19. Jahrhundert auf zu bestehen. Nur noch in wenigen Orten haben sich im 20. Jahrhundert bei Volkszählungen einige Bürger zum deutschen Volkstum bekannt.

Einige Orte, wo einst Deutsche wohnten, seien genannt:

Gerlachhau	slow. Gerlachov	ung. Gerla
Früschhau	slow. Frickovec	ung. Alsofricske
Herbertsdorf	slow. Hervartov	ung. Hervato
Neudorf	slow. Bardejovska Vova Ves	ung. Bartfaújfaló
Dornau	slow. Lukov nad Toplou	ung. Luko
Glashütte	slow. Stebnicka Huta	ung. Fsztebekhuta
Herknecht	slow. Hertnik	ung. Hertnek
Langenau	slow. Dlha Luka	ung. Hoszuret
Reichwald	slow. Richvald	ung. Erdövagas
Scheibe	slow. Siba	ung. Szekcöälja
Stebnik, fr. Schebnik	slow. Stebnik	ung. Esztebnek

Eperies, slow. Prešov, ung. Eperjes

Die Stadt war seit ihrer Gründung wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt für die Bevölkerung im Komitat Scharisch. Sie hieß im Jahre 1242 Epurjes, 1277 Eperies, 1474 Epperieas und 1773 Pressov.

Es ist anzunehmen, daß der Ort schon in der Hallstatt- und Bronzezeit besiedelt war. Mehrere Völker und Stämme haben dort gewohnt, was auf die günstige Verkehrslage zurückzuführen ist. Neben Kelten und Germanen wohnten auch die Römer dort. Man hat bei Ausgrabungen in Eperies und Umgebung römische Münzen gefunden. Später folgten die Hunnen, Awaren und Slawen. Nachdem sich aber die Ungarn in der Ostslowakei niedergelassen hatten, kamen auch deutsche Einwanderer.

Sie rief der ungarische König Bela IV. ins Land, um nach dem Mongolensturm die verwüsteten Gebiete wieder aufzubauen. Die deutschen Gäste, die im scharischer Komitat siedelten, kamen hauptsächlich aus der Zips. Ebenso wurden um diese Zeit von ihnen mehrere deutsche Orte um Eperies herum gegründet.

Die Stadt wurde planmäßig angelegt, sie stellte eine typische deutsche Stadtanlage dar, die ständig erweitert wurde. Ihre Bürger waren ausschließlich Deutsche. Das erste Haus baute ein gewisser Fischer, die Familie wurde später in Ungarn geadelt.

Im Jahre 1299 erhielt Eperies von König Andreas II. Privilegien. Mit diesen Vorrechten konnten die deutschen Bürger ihr Gemeinwesen nach Zipser bzw. nach dem Magdeburger Recht aufbauen. 1345 wurde Eperies königliche Freistadt; sie erhielt dieselben Rechte wie die Stadt Kaschau. Der erste namentlich bekannte Pfarrer hieß *Heinrich* und im Jahre 1376 war der Deutsche Johann *Haupt* Richter der Stadt. Damals trugen auch die Geschworenen deutsche Namen.

Im 14. und 15. Jahrhundert blühten in der Stadt Handel und Handwerk. Es wurden Häuser, Kirchen und Klöster gebaut. Auf Anordnung der Regierung mußte die Stadtverwaltung die Stadtmauer und Befestigungsanlagen mit Aussichtstürmen errichten. Die Deutschen in der Stadt hätten dies allein nicht geschafft; also brauchte man Arbeitskräfte. Da es in der Umgebung viele ungarische Dörfer gab, zogen viele Ungarn in die Stadt und dazu kamen noch Slawen aus dem Scharischer Komitat. Doch für die Gastarbeiter brauchte man eine Unterkunft. So entstand die „Ungarische Gasse“ und die „Windische Gasse“. Damals sagten die Deutschen zu den Slawen „Windische“ (Bindische) = Wenden oder Slowaken. Die Entwicklung hatte zur Folge, daß die Stadt dreisprachig wurde.

Nach M. Schwarz gab es um das Jahr 1430 in Eperies ca. 379 steuerpflichtige Haushaltsvorstände. Insgesamt gab es 154 deutsche, 150 ungarische und 17 slawische Häuser. Unbestimmt waren 58. Das Rechnungsbuch der Stadt wurde bis 1448 lateinisch, dann später deutsch geführt. So blieb es im ganzen Mittelalter hindurch. Der deutschen Sprache bedienten sich auch die deutschen Städte untereinander. Die Zünfte behielten ihre deutsche Sprache bis spät in das 19. Jahrhundert hinein. Doch ist bekannt, daß das Verhältnis unter den Deutschen, Ungarn und Slawen in Eperies im allgemeinen gut war.

Bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts existierten in der Stadt Zünfte. Zu den bekanntesten Handwerkszünften gehörten die Bierbrauer, Faßbinder, Gerber, Fleischer, Kürschner, Schmiede, Schäftemacher, Schneider, Schuster u. a. Die ersten Zunftvorschriften gab es bereits um das Jahr 1450. Ende des 15. Jahrhunderts gab es in Eperies ca. 100 Handwerksbetriebe mit rund 200 Beschäftigten. Die Handelsware, Kunstgegenstände u. a. Produkte, die die Betriebe erzeugten, gingen nach Polen, Oberungarn, Österreich und Siebenbürgen. Im Mittelalter war besonders Polen für die Stadt ein wichtiger Handelspartner. Um diese Zeit standen in der Stadt die Buchschreiber und Buchmaler in hoher Blüte. Sie schrieben für die wohlhabenden Bürger die Bücher oder malten sie aus. Es wurde damals mehr gemalt als geschrieben.

Nach einer blühenden Entwicklung kamen für die Stadt harte Schicksalsschläge. 1525 zerstörte eine Feuersbrunst mehrere Stadtviertel. Es folgten Seuchen und die Pest forderte viele Tote in der Stadt. Die Folge war, daß die Zahl der Bürger stark abnahm und damit gingen die Einnahmen zurück. Die Stadt hatte im Jahre 1428 ca. 2000, 1491 ca. 3300, 1551 ca. 4000 und 1720 nur noch 2208 Einwohner. Schon aus dieser Zahl ist zu ersehen, daß die Stadt viele Opfer zu beklagen hatte.

Um das Jahr 1526 begann die Reformation Fuß zu fassen. Die Studenten, die in Wittenberg in Deutschland studierten, brachten die neue Glaubenslehre mit. Eperies wurde evangelisch, was bestimmt mit den damaligen wirtschaftlichen Verhältnissen zu erklären ist. Einen guten Ruf hatte das im Jahre 1531 gegründete Kollegium, das als „Kollegium Eperensies“ in Ungarn bekannt war und später zur Hochschule erhoben wurde. Auch die Ungarn und Slowaken, die anfangs Lutheraner waren, besuchten das Kollegium Eperensies.

1550 wurde eine neue Schulordnung von Leonhard *Stöckel* eingeführt. Er war auch der Verfasser der „Confessio Pentapolitana“, jenes lutherischen Glaubensbekenntnisses, das von den Städten Bartfeld, Eperies, Kaschau, Leutschau und Zeben unterzeichnet wurde. Dieses Bekenntnis diente zur Abgrenzung des evangelischen Glaubens gegenüber Randgruppen anderer Glaubensbekenntnisse. *Stöckel* war nicht nur ein bedeutender Pädagoge, sondern auch ein sehr bekannter

Schriftsteller, dessen Dramen in vielen karpatendeutschen Städten aufgeführt wurden. Ende des 16. Jahrhunderts gelangten auch die Slowaken in die Stadträmter.

Das Kollegium in Eperies sollte ein Gegengewicht zu der 1635 gegründeten Jesuiten-Universität in Tyrnau werden. Auch der Krieg in Deutschland trug dazu bei, daß in Eperies eine theologische Hochschule für die Protestanten entstand. Die Hochschule bestand aus einer philosophischen und einer juristischen Fakultät. Der erste Direktor dieser Schule wurde der Theologe und Orientalist Dr. Samuel *Pomarius*. Wie bekannt, stammt von ihm ein Tagebuch, welches die Geschichte und Kirchengeschichte Eperies beschreibt. In diesem Buch beschreibt er auch den traurigen Ausgang der Gegenreformation.

In den Jahren 1644 und 1696 hat die Pest die Bevölkerung in der Stadt stark gelichtet. Hinzu kamen Brände und Überschwemmungen. Doch trotz all der Katastrophen ist die Stadt größer geworden. Sie erhielt ständig slowakischen und deutschen Zuzug. Letztere kamen durch die Gründung der Hochschule, die 1667 eröffnet wurde. Ab jetzt mußten die Studenten aus Oberungarn nicht mehr in Deutschland studieren, was damals mit großen Opfern verbunden war. Der Weg nach Königsberg in Ostpreußen und anderen Städten in Deutschland dauerte oft Wochen.

1649 wurde das Stadtwappen erneuert. Zuerst zeigte es eine Erdbeerblüte, nach der Erweiterung drei Erdbeerblüten bzw. drei Rosenblüten. Die Deutschen in Eperies waren schon im Mittelalter Freunde des geschriebenen, später des gedruckten Buches.

1673 fing die Gegenreformation (Rekatholisierung) an, die hauptsächlich von den Jesuiten geleitet wurde. Die Schwächung der Lutheraner führte dazu, daß zahlreiche Slowaken und Ungarn in die Stadt zogen.

Eperies sympathisierte in der Zeit der kriegerischen Auseinandersetzungen mit Emmerich *Thököly*, der dort studiert hat. Die Bürger der Stadt waren keine Freunde der Habsburger in Wien, *Thököly* eroberte die Stadt 1682 und vertrieb die Franziskaner.

Im September 1683 wollte der polnische König Johann *Sobiesky*, der die Türken bei Wien geschlagen hatte, die Stadt in die Knie zwingen. Doch trotz viertägiger Belagerung ergab sich die Stadt nicht. Der polnische König mußte mehrere tausend Gefangene und Tote zurücklassen. Er mußte sich, ohne einen Sieg zu erringen, in die Heimat zurückziehen. Wien bot alles auf, um *Thököly* zu schlagen. General Schulz konnte die Stadt erst nach Erhalt von großer Verstärkung und größeren Kanonen einnehmen. Leider hat der General die Kapitulationsbedingungen nicht eingehalten. Er erpreßte die Stadt und deren Bürger. Zudem hat im Februar 1687 der

Kaschauer Kapitän, Graf Čaky, das Kollegium konfisziert. Es sollte ein Jesuitenkolleg daraus werden. Rektor des Kollegiums war zu jener Zeit Johannes Schwartz, 1641 in Eperies geboren.

Was nun folgte, gehört in die Geschichte der Unmenschlichkeit. Wien erfuhr durch einen Denunzianten, daß die Bürger der Stadt für das Kollegium Geld sammeln. Daraufhin schickte man General *Caraffa* nach Eperies, um den Sachverhalt zu untersuchen und das Blutgericht nahm seinen Anfang. Vier der angesehenen Bürger wurden nach schweren Folterungen zum Tode verurteilt. Es waren dies: Franz *Baranya*, Andreas *Ketzer*, Kaspar *Rauscher* und Sigmund *Zimmermann*. Am 5. März wurde das Schafott an der Nordseite des Kollegiums aufgestellt. Den Verurteilten wurde die rechte Hand abgeschlagen, dann wurden sie geköpft. Der Rektor Johannes *Schwartz* wurde von *Caraffa* zu lebenslänglichem Kerker verurteilt, aber auf Bitten des Fürsten von Württemberg begnadigt. Mehr als 20 Tote forderte das Blutgericht.

Als Franz *Rakoczi II.* 1704 Eperies zurückeroberte, wurde Schwartz Pfarrer in Eperies. Das Kollegium und die Kirche wurden den Lutheranern zurückgegeben.

Rakoczi wurde 1707 geschlagen und die Protestanten erneut verfolgt. Am 23. Juni 1711 enteignete man das Kollegium und die Kirche, die die Jesuiten erhielten. Die Protestanten waren gezwungen, außerhalb der Stadt eine Kirche und eine Schule zu bauen. Damals haben viele Studenten wegen der demütigenden Behandlung der Protestanten in Deutschland studiert. Diese Entwicklung führte in jeder Hinsicht zur Schwächung der Deutschen in der Stadt.

Am 18. August 1778 besuchte *Kaiser Josef II.* das Kollegium, nachdem 1773 der Jesuitenorden aufgehoben worden war. Der Kaiser hatte das Prinzip der „*Toleranz*“ ausgesprochen und sich auch bemüht, es zur Geltung zu bringen. Ihm hatten es die Lutheraner zu verdanken, daß sie die Kirche und das Kollegium, welches sie erbaut hatten und ihnen von den Jesuiten weggenommen wurde, zurückerhielten.

Im 18. Jahrhundert wurde Eperies immer größer und bedeutender. Die internationalen Geschäftsbeziehungen nahmen nach allen Himmelsrichtungen zu. 1782 gab es in der Stadt 389 Meister, 364 Gesellen und 185 Lehrlinge. Einen guten Ruf hatten die Glockengießer und die Orgelbauer. Im Jahre 1828 gab es in der Stadt 969 Häuser. Viele Häuser wurden gebaut und die alten im klassizistischen Stil umgebaut. Die alten Patrizierhäuser in der Hauptstraße in Eperies sind auch heute sehenswert.

Seit 1815 wurde wieder in Eperies Rechtswissenschaft vorgetragen, natürlich lateinisch, denn Ungarns Gesetze waren in dieser Sprache abgefaßt. Allmählich wurde die Hochschule dreisprachig: lateinisch, deutsch und ungarisch. Es begann die Zeit, in der die Vorherrschaft der deutschen Sprache abnahm und diese nur noch bei den

gebildeten Kreisen führend war. Das Abonnieren deutscher Zeitungen aus Wien und Pest gehörte bei den besser gestellten Bürgern immerhin noch zum guten Ton.

1831 beteiligten sich viele Bürger der Stadt und viele Bauern aus dem Scharischer Komitat am großen Bauernaufstand; dazu trug damals auch die grassierende Cholera bei. Die Abhängigkeit vom Grundherrn war für die Bauern unerträglich. Zwar hatte *Kaiser Josef II.* mit dem Patent vom 1. November 1781 die Leibeigenschaft aufgehoben, trotzdem blieben *Robot* und *Zehent* weiter bestehen. Sie bildeten die Voraussetzungen für die wirtschaftliche Stellung des Grundherrn, besonders des Hochadels. Eine Änderung trat erst am 25. Juli 1848 ein, als der Reichstag in Wien beschlossen hatte, daß die Untertänigkeitsverhältnisse samt allen Rechten und Pflichten aufgehoben wurden. Wenn auch die Untertänigkeit der Bauern in Oberungarn länger dauerte als in Österreich, da die Grundherren im Scharischer Komitat sich zuerst mit dem Gesetz nicht abfinden wollten, so war trotzdem die Bauernbefreiung nicht aufzuhalten.

Die Revolution 1848 führte dazu, daß das Schuljahr im Kollegium im Januar abgeschlossen wurde. Viele der Professoren der Hochschule waren besetzt von der Idee *Kosmts* und setzten sich für die Revolution ein. Die Russen besetzten Eperies und das Kollegium wurde Lazarett. Doch die Professoren gaben sich nicht geschlagen, sie setzten den Hochschulbetrieb in ihren Wohnungen fort. 1880 wurde eine griechisch-katholische Priesterakademie gegründet, die nach 1919, wie das evang. Kollegium, einging.

Von 1869 bis 1871 besuchte der slowakische Dichter Pavel Ország *Hviezdoslav* die Rechtsakademie in Eperies, nachdem er in Käsmark das Abitur bestanden hatte.

Im 19. Jahrhundert begann der nationale Haß und Kampf. Die Ungarn versuchten mit allen Mitteln die anderssprachigen Volksgruppen zu madjarisieren. Wer im Staatsdienst sein Brot verdienen wollte, mußte einen ungarischen Namen annehmen und die Apponyischen Gesetze ließen keine anderssprachigen Schulen zu. Die Slowaken gründeten Vereine, um so das Zusammengehörigkeitsgefühl zu dokumentieren. Die Deutschen waren eher bereit, sich den Ungarn anzupassen, vor allem die bessergestellten Bürger. Die Intelligenz sprach gerne madjarisch, ebenso die Geistlichkeit; sie waren die Herren.

Nach dem 1. Weltkrieg wurde Eperies von heimkehrenden Soldaten drangsaliert. Von ihnen wurden 41 und von den Zivilisten 9 Mann hingerichtet. 1919 wurde in der Stadt die kurzlebige „Rätherepublik“ ausgerufen, weil die ungarische „Rote Armee“ Eperies erobert hatte.

Auch die Slowaken hatten nach 1919 wenig zu sagen. Bis 1938 hatten sich in Eperies mehr als 2000 Tschechen niedergelassen. Sie waren leider nicht beliebt, denn Prag

brauchte mehr Geld und die Steuern wurden von Jahr zu Jahr höhergeschraubt. Die Tschechen erkannten anfangs die Slowaken nicht als Volk an; sie sprachen immer nur vom „Tschechoslowakismus“. Außerdem zeigten sie wenig Interesse, die Industrialisierung und den Bergbau im Scharischer Komitat zu fördern. 1922 gab es in Eperies 800 und 1934 über 3000 Arbeitslose. Viele Slowaken sind in dieser Zeit nach Amerika ausgewandert.

Nach 1918 hatten die Lutheraner (Deutschen) in Eperies vergessen, ihre Rechte zu wahren. Viele der Führenden Köpfe sind im 1. Weltkrieg gefallen oder sind weggezogen. Die Folge war, daß die Rechtsakademie nach Miskolc, Ungarn, verlegt wurde.

Für die verbliebenen Deutschen mußte das Leben in Eperies weitergehen. Sie mußten sich damit abfinden, daß das alte System nicht mehr zurückkehrt und es keinen Sinn hat, der Vergangenheit nachzutruern. Viele besannen sich ihrer Abstammung und betätigten sich im Wirtschaftsleben. Doch die kleine deutsche Volksgemeinschaft von 947 Personen (Volkszählung 1930) fand erst richtig im



Gotische Pfarrkirche „Zum hl. Nikolaus“, im 14. Jahrh. erbaut. 1788 umgebaut, der Turm wurde 1903 – 04 im gotischen Stil erneuert

selbständigen slowakischen Staat zusammen. Sie erhielten nach 1939 eine Volksschule, einen deutschen Kindergarten und ein Lektorat der Münchner Akademie. Auch ein deutsches Konsulat gab es in Eperies. Nach dem 2. Weltkrieg wurden die Deutschen und Ungarn, die die Stadt nicht verlassen hatten, unbarmherzig von den Kommunisten verfolgt. Wahrscheinlich hing dies mit den schweren Kämpfen in den Beskiden, wo die Russen große Verluste erlitten hatten, zusammen. Heute leben in Eperies kaum noch Deutsche. Doch die Vergangenheit deutschen Fleißes und ihre kunsthistorischen Leistungen sind nicht zu übersehen.

1939 lebten in Eperies ca. 5000 Juden. Die meisten von ihnen waren Kaufleute oder Händler. Es gab aber auch viele Handwerker. Die großen Viehmärkte in Eperies und anderen Städten in der Ostslowakei wurden von ihnen bestimmt. In Eperies selbst durfte kein Jude bis zum Ende des 18. Jahrhunderts wohnen. Sie wohnten in der Nähe der Stadt, in Schebisch, das heute zu Eperies gehört. Der Ort war bekannt als das „Getto“ der Stadt. In Schebisch gab es die berühmte „Jeschiwach“, aus der international bekannte Rabbiner hervorgingen. Aus diesem Ort kamen auch deutsche Schriftsteller, wie Hermann Kopp, geb. 1852, der dann in Siebenlinden lebte. Ebenso kamen aus dem Ort große Buchverleger und Schauspieler. Großes leistete der Buchverleger Mor Janos Revai für die madjarische Literatur. Revai hieß früher Rosenberger.



Häuserreihe an der Hauptstraße, in der Mitte das Rakoczihaus (Renaissance)

Eperies war im 19. Jahrhundert mit Hilfe Rußlands ein Herd panslawistischer Agitation geworden. Leider wurde der in Rußland herrschende Antisemitismus durch die panslawistischen Ideen auch nach Eperies gebracht und die Folge war, daß es 1865 Ausschreitungen gegen die Juden gab. Darüber hat die israelitische Kultusgemeinde ein Buch geschrieben. Nach Kriegsende 1945 kam leider nur noch ein kleines Häuflein Juden nach Eperies zurück. Erwähnt soll auch werden, daß es vor dem Krieg in Eperies ein sehr bekanntes jüdisches Museum gegeben hat.

Deutsche Orte um Eperies

Um dieselbe Zeit, als die Stadt Eperies gegründet wurde, entstanden in der Umgebung noch mehrere deutsche Orte. Die bekanntesten waren neben Salzburg, Großscharisch und Siebenlinden.

Großscharisch, slow. Velký Šariš, ung. Nagy Saros

Der Ort wurde 1248 gegründet und war eine deutsche Ansiedlung. Im 13. Jahrhundert haben sich dort deutsche Siedler niedergelassen und 1393 erhielt der Ort die Rechte der 24 Zipser Städte. 1399 wurde er zur königl. Freistadt erhoben. Noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts war Großscharisch eine deutsche Stadt und die Pfarrer und Lehrer sprachen deutsch. Der Ort war alter Siedlungsplatz und besaß die größte Burganlage der Slowakei. Heute sind dort nur noch Ruinenreste zu sehen. Die Kirche ist in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gebaut worden. Sie ist ein einschiffiger gotischer Bau und stammt aus dem 14. Jahrhundert. Bei meinem Besuch eines Schulfreundes, der „Maier“ hieß, konnte ich feststellen, daß es in Großscharisch noch mehrere Familien mit deutschem Namen gab. Sie konnten aber nicht mehr alle deutsch sprechen.

Siebenlinden, slow. Lipany, ung. Hetthars

Der Name kommt von den sieben Linden, die auch im Wappen enthalten sind. Die kath. Kirche ist in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gebaut worden. Der Ort ist schon sehr früh slawisiert gewesen.

Außerdem gab es in der Nähe der Stadt Eperies und in der weiteren Umgebung Streusiedlungen, wo einst Deutsche wohnten. Viele dieser Gemeinden enden im Grundwort mit „dorf“. Dies läßt darauf schließen, daß es sich um deutsche Orte handelte. Im Büchlein „Deutsche Ortsnamen in der Ostslowakei“ von Isidor Lasslop, sind mehrere Orte mit der Endung „dorf“ angegeben. Dies sind:

Gerlsdorf	slow. Gerlachov	ung. Gerlevalva
Frauendorf	slow. Pečovká Nová ves	ung. Pecsujfalu
Friedrichsdorf	slow. Fričovce	ung. Fries
Bayersdorf	slow. Bajerov	ung. Bajor
Baertoldsdorf	slow. Bertotovce	ung. Bertat
Hansdorf	slow. Haniska	ung. Eperjesenyika
Heinrichsdorf	slow. Hendrichovce	ung. Hedri
Hönigsdorf	slow. Hanigovce	ung. Hönig
Kobersdorf	slow. Kokošovce	ung. Delnekakasfalva
Petersdorf	slow. Petroviany	ung. Tarcaszentpéter
Stephansdorf	slow. Štefanovce	ung. Istvánvágás

Sicherlich gab es noch um Eperics mehrere Orte, die einen anderen deutschen Namen hatten, wie z. B. Schönwies-Krasna Luka-Szepret u. a. Leider ist eine genaue Feststellung, wo im Nordosten der Ostslowakei Deutsche gelebt haben, nicht möglich, weil es keine genauen Aufzeichnungen darüber gibt. Dies wäre noch eine Aufgabe der Historiker, um festzustellen, wo überall in der Ostslowakei Deutsche gewohnt haben.

Kaschau - Košice - Kassa

Geschichtliche Entwicklung

Die Stadt war vom 14. Jahrhundert an bis 1918 die „*Metropole*“ Oberungarns. Ab 1919 - außer den Jahren 1939 - 1945, in denen die Stadt zu Ungarn gehörte - ist sie die *Hauptstadt* der Ostslowakei. Die Stadt gehörte zum christlichen bzw. westlichen Kulturkreis.

Der Ursprung der Stadt liegt zwar im Dunkeln, doch es ist geschichtliche Tatsache, daß das „Kaschauer Becken“ schon sehr früh besiedelt war. Darüber geben archäologische Ausgrabungen Auskunft. In der Umgebung von Kaschau fand man Funde aus der alten und der jungen *Steinzeit*, ebenso aus der *Bronze-* und *Hallstattzeit*. Viele Völker und Stämme haben dort gewohnt. Archäologen sind der Meinung, daß dort Skythen, Kelten, Dazier, Vandalen, Quaden, Goten, Hunnen und Awaren gelebt haben, in deren Gefolge slawische Stämme mitzogen. Später kamen die Ungarn und auf Wunsch ihrer Könige die Deutschen. Daß Deutsche in den Komitaten Abauj-Turnau und Gömör auch schon vor dem Mongolensturm siedelten, ist urkundlich belegt. 1220 wurden im Komitat „Abauj-Turnau“ die zehn Dörfer der deutschen Gäste erwähnt, die der Königin gehörten.

Als nach dem Mongolensturm ein Großteil des Landes verwüstet und weite Gebiete entvölkert waren, erkannte der Ungarnkönig Bela IV., daß nur durch einen starken Zuzug von deutschen Siedlern Abhilfe geschaffen werden kann. In diesem Erkenntnis schickte er Werber ins Ausland, um neue Siedler ins Land zu rufen. Nach dem Abziehen der Mongolen begann also das große Aufbauwerk und es dauerte ca. 15 Jahre, von 1245 - 1260. Nach einer Urkunde brachte ein Deutschösterreicher mehr als 3000 Deutsche in den Gau Abauj-Turnau. Die süddeutschen Siedler kamen über Österreich nach Ungarn und wanderten von dort entlang der Flußtäler *Hernad* (Kundert), *Bodwa*, *Sajo* und *Göllnitz* bis in die Quellgebiete. Diesen Weg gingen sowohl die Bauern als auch die Bergarbeiter. Viele von ihnen ließen sich im Kaschauer Becken nieder, wo die Böden, besonders im Osten und Süden der Stadt, sehr fruchtbar waren.

Erwähnt muß werden, daß die deutschen Siedler nicht als Eroberer und Ausbeuter kamen, sondern als Kulturträger; zumal sie gerufen wurden. Sie vertrieben niemanden, sondern sie bauten sich in mühevoller Arbeit eine neue Heimat auf. Sie kamen als *Waldroder* und *Ackerbauern*, als *Bergleute* und *Handwerker*, die neue Werte

schufen. Ihr Wirken war für die wirtschaftliche Entwicklung der Slowakei segensreich. Sie waren Pioniere der Arbeit.

Der Ort Kaschau wurde zum erstenmal in einer Urkunde aus dem Jahre 1230 als „Villa Cassa“ erwähnt. Dieser Urkunde ist auch zu entnehmen, daß Kaschau schon um diese Zeit Markttage abgehalten hat. Eine weitere Schenkungsurkunde von König Stefan V. aus dem Jahre 1261 nennt zwei Namen von Siedlern „Samphleben“ und „Obi“, lebend in Unter-Kaschau, die das Gebiet von Ober-Kaschau für treue Dienste erhielten. Doch dieses Geschenk war mit der Bitte verbunden, daß sie ein „1/2 ferton guten Goldes“ jedes Jahr am Tag des hl. Georg in die königliche Kasse bezahlen.

Kaschau galt schon 1297 als königliche Stadt. Im 14. Jahrhundert wurde sie immer größer, mächtiger und reicher. Sie war schon damals mit fast allen Rechten ausgestattet. Sie hatte das Recht, auf Urkunden das Siegel mit dem Wachturm, Symbol der hl. Elisabeth, der Patronin der Pfarrkirche, zu führen. Später wurde ein zweites Siegel eingeführt und zwar mit dem Bild der hl. Elisabeth. Die lateinische Inschrift lautete: „St. Elisabeth sigillum civium des Cassa“, d. h. „St. Elisabethsiegel der Bürger der Stadt Kaschau“.

König Karl *Robert* erteilte den Kauschauer Bürgern im Jahre 1319 die Zollfreiheit auf dem Gebiet Abauj-Turnau und Zemplin, welche sie mit Dank annahmen. Um diese Zeit erhielt die Stadt die Gerichtsbarkeit und unterstand nicht dem Obergespan, sondern fortan der Krone.

Im Kampf zwischen Mathias *Čak* von Trentschien und dem König *Robert von Anjou* stellten sich die Bürger der Stadt auf die Seite des Königs. Diese Treue wurde belohnt und Kaschau wurde „freie königliche Stadt“ und mit Privilegien ausgestattet. Im Jahre 1369 erhielt die Stadt ein eigenes Wappen, das im oberen Rand drei Lilien des Hauses „Anjou“ trug. Nach dem Slowaken *Ladislav Rozmann* war dies das erste Stadtwappen in der Slowakei. Unter König *Sigismund* wurde zum erstenmal die Stadtfahne „gelb-blau“ geflitzt.

1361 erhielt die Stadt das Stapelrecht für Waren aus Rußland und Polen. Dieses Recht wurde später unter König *Sigismund* 1399 auch auf die Kaufleute aus Siebenbürgen und Großwarden erweitert. Mit diesem Recht wurde die Stadt den europäischen Handelsstädten gleichgestellt und im Jahre 1405 wurde sie von allen ungarischen Mautgebühren befreit.

Die günstige geographische und wirtschaftliche Lage der Stadt förderte den Handel nach allen Himmelsrichtungen. Nach Norden mit den Polen und den Anrainerstaaten der Ostsee, nach Osten mit Rußland und dem Orient, nach dem Süden mit Ungarn und den Balkanstaaten und nach Westen mit den Städten der Zips. Gute

wirtschaftliche Beziehungen bestanden besonders zwischen Kaschau und Leutschau. Durch die günstige Lage spielte die Stadt im Mittelalter im internationalen Geschäftsverkehr eine wichtige Rolle für Oberungarn.

Große Gönner dieser aufstrebenden Stadt waren die ungarischen Könige und sie konnte somit zum Vorbild anderer ungarischer Städte werden. Auch die deutschen Siedler trugen zur wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt bei. Sie waren intensiv daran beteiligt, daß die westliche Kultur gefördert wurde. Kaufleute und Handwerker kamen aus Deutschland und Österreich und der Handel konnte sich nach allen Richtungen ausbreiten.

Das 14. Jahrhundert war auch die Zeit, aus der uns große Baumeister, Maler und Künstler Denkmale hinterließen. Das schönste und eindrucksvollste ist der Bau der Kirche zur hl. Elisabeth. In Kaschau entwickelten die Künstler einen eigenen Stil. Das künstlerisch wertvollste Denkmal des Stilwandels ist der Altar des „Jakob Kaschauer“ von 1443 im Freisinger Dom/Oberbayern.

Der Bau der Elisabethkirche

Eine Hauptkirche zu Kaschau wird bereits im 13. Jahrhundert genannt. Sie wird in einer Urkunde von Papst *Martin IV.* aus dem Jahre 1285, in einer zweiten des Bischofs *Andreas* zu Erlau, welchem damals die Diözese Kaschau gehörte, erwähnt. Wenn auch für die Anfänge des Domes zur hl. Elisabeth keine Dokumente vorliegen, so erwähnt „*Vlastivedny slovník obci a miest na Slovensku*“, daß die Kirche nach Vernichtung der ersten Kirche nach 1345 erbaut wurde.

Auf Grund von Nachforschungen soll aber feststehen, daß ein „*Villard de Homucout*“ von Stefan V. gerufen wurde und die Pläne zum Bau der Kirche ausgearbeitet hat. Dieser Franzose hat tatsächlich von 1260 - 1270 in Kaschau gelebt. Er hat den Grundstock gelegt, daß im Laufe von mehreren Jahrhunderten die wunderschöne „*Elisabethkirche*“, die zu den bekanntesten gotischen Kirchen in der Slowakei gehört, gebaut werden konnte.

Der Bauplan dieser Kirche soll mit der von Saint Yves, Frankreich, stark übereinstimmen und ein gewisser „*Villard*“ soll der Baumeister gewesen sein. Nach den Kirchenforschern *Lübke* und *Schnaase* gilt der Trierer Dom als Muster für die Elisabethkirche. Auch verschiedene Maße des „*Brainer Domes*“ stimmen mit denen des Kaschauer Domes überein.

Um das Jahr 1320 wurde der Bau der Elisabethkirche in Kaschau von *Elisabeth*, der Gemahlin Karl Roberts, gefördert. Eine starke Unterstützung kam von Papst



Elisabethendom mit Michaelskapelle, in der bis 1944 jeden Sonntag deutsche Messen gelesen wurden.

Bonifax IV. Er rief in einer Bulle 1402 zur Förderung des Baues der Elisabethkirche auf, wobei er auch darauf hinwies, daß die Kirche bereits einmal abgebrannt war.

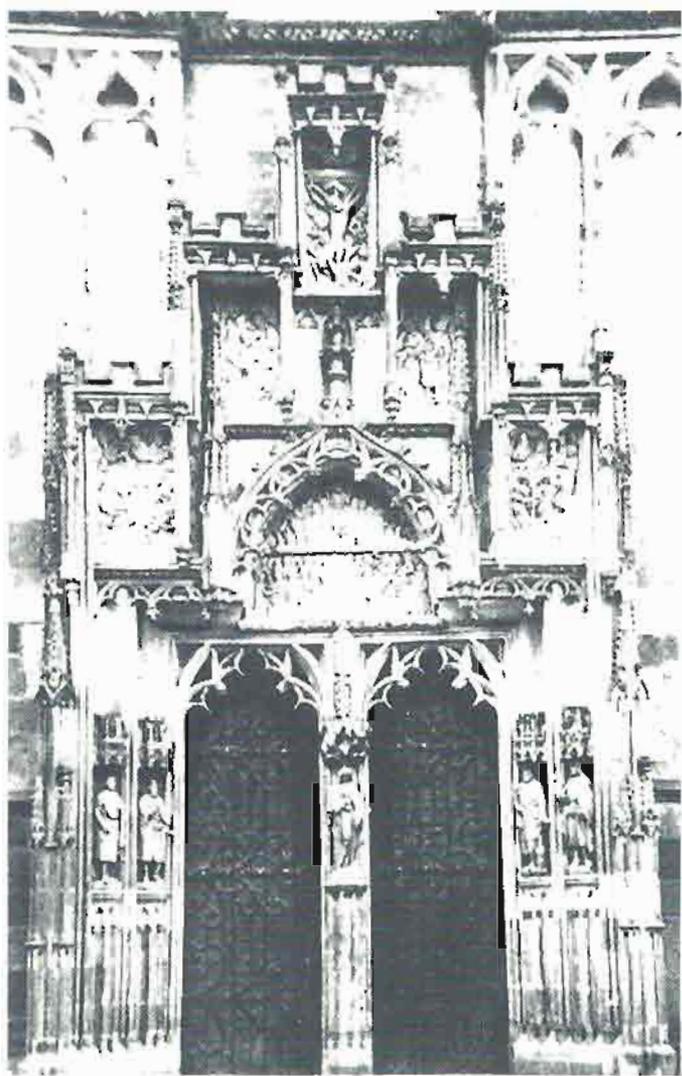
Nach dem Freiheitsbrief *Ludwig des Großen* (1347) fielen zwei Drittel der Hinterlassenschaft eines Bürgers, der ohne Testament verstarb, an die Stiftung für den Bau der Elisabethkirche. Ebenso förderte den Bau der Kirche Königin *Beatrix*, die Gemahlin des *Corvinus*, die öfters in Kaschau weilte.

Für den endgültigen Ausbau der Elisabethkirche spendeten auch viele Bürger der Stadt, z. B. *Stefan Cromer* 80 Gulden, *Stefan Groß* 1000 Ziegeln, *Martin Örvös* 100 ung. Gulden, *Ww. Johann Weiser* einen Goldpokal und ein Weinbauer aus Ungarn spendete für den Martinsaltar den Ertrag seines Weinberges. Im Jahre 1385 vermachte *Ianno Aurifaler* eine größere Stiftung für den Martinsaltar. *Paul Dörrholzer* ließ den Altar zu Ehren der 14 Heiligen errichten und die Metzgersfrau *Lumnitzer* spendete einen Silberkelch. Aus den angeführten Namen ist zu ersehen, daß in Kaschau viele Deutsche gelebt haben. Für sie war es eine Ehre, den sakralen Bau zu fördern. 1437 war das Heiligtum fertig.

Der Bau der Elisabethkirche hat ungeheure Summen verschlungen. Könige und Königinnen, geistliche Würdenträger und Kaschauer Bürger, Deutsche und Ungarn

haben große Beiträge gestiftet. Zu der Zeit haben in der Stadt nur wenige Slowaken gewohnt.

Für die Jahre 1452 - 1490 wurden nach Dr. Göbl folgende Meister beim Bau der Kirche erwähnt: Taddeus *Schinagel* als Baumeister; als Meister Christian *Jakob*, Thomas *Maurer*, Lazarus und Paul *Steinmetz*, Caspar und Stefan *Zimmerer*. Die Nachnamen kamen zu dieser Zeit erst langsam auf. Zumeist wurde noch der Name nach dem Beruf bezeichnet. Die Verglasungen besorgte im Jahre 1469 Stefan *Helt* aus Brünn.



*Portal des
Elisabethdomes
auf der der
Nordseite*

Im Jahre 1491 beschoß Johann *Albrecht* von Polen Stadt und Kirche. Dabei wurde die fertiggestellte Elisabethkirche schwer beschädigt. Als aber König *Wladislaus II.* Anfang 1492 heranzog, kam es zur Entscheidung und Johann Albrecht zog mit seinen plündernden Soldaten ab. Danach sorgte für die Restaurierung der Kirche neben der Stadt auch der Graner Primas *Szatmary* mit einer großen Geldspende.

Zu den großen Architekten der Kaschauer Kirche gehört der Deutsche Nikolaus *Kompholz*. Nach *M. Schwarz* fand man in einem Strebepfeiler des Presbyteriums eine Pergamenthandschrift mit der Jahreszahl 1508 und den Namen des Baumeisters.

König *Wladislaus II.* erteilte der Kaschauer königlichen Kammer das Recht, Münzen zu prägen, die in der deutschen Bergstadt Göllnitz (Unterzips) geprägt wurden.

Leider wurde die blühende Entwicklung der Stadt durch den Türkeneinfall in Ungarn lahmgelegt. Viele Märkte gingen verloren. Die Stadt wurde, wenn auch von den Türken nicht erobert, militärischer Stützpunkt.

Die Reformation und Gegenreformation

Im Zeitalter der Reformation, die in Kaschau gegen Anfang des 16. Jahrhunderts begann, wurden die Deutschen Lutheraner und die Ungarn, die damals in der Stadt noch in der Minderheit lebten, Calvinisten. Die Slowaken blieben Katholiken. Die lutherische Glaubenslehre hat sich in Kaschau rasch verbreitet. Sie wurde besonders durch die Pfarrer *Stöckel* und *Bocatus* gefördert. Die Folge war, daß die Elisabethkirche in den Besitz der Lutheraner überging. Leider kam es im Jahre 1553 zu Ausschreitungen der Protestanten gegen die Katholiken, wobei unter Führung des Stadtrichters die Altäre und Bilder der Dominikanerkirche zerschlagen wurden. Bei dieser Auseinandersetzung ging viel Kulturgut verloren. Als 1556 die Elisabethkirche, die St. Michaelskapelle, die Klöster und Kirchen der Dominikaner und Franziskaner niederbrannten, war dies ein harter Schicksalsschlag für die ruhmreiche Geschichte der Stadt. Der Brand verschonte nur 28 Häuser. Von den Altären konnten nur vier gerettet werden. Ebenso waren die Glocken zerschmolzen und aus ihren Resten hat Franz *Illenfeld* die noch heute existierende Urbanglocke gegossen. Das Dach der Elisabethkirche wurde im Brandjahr durch die Meister *Gabriel* und *Georg* gedeckt. Auch sonst haben sich die Bürger der Stadt am Wiederaufbau, der durch den Verkauf des Kirchenschatzes finanziert wurde, aktiv betätigt. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war Kaschau fast ganz evangelisch.

Die Stadt Erlau (Eger) fiel 1596 in die Hände der Türken, dadurch wurde die Lage der Protestanten bedrohlicher. Die Stadt Kaschau erhielt Zuzug von vielen Ungarn.

Viele aus den von den Türken besetzten Gebieten geflohene Adelige ließen sich in Kaschau nieder und so wurde das deutsche Bürgertum zurückgedrängt. Trotzdem spielte das Deutschtum noch in den nächsten Jahrhunderten eine große Rolle in der Stadt.

1601 erschien Peter *Pazmany* (1570 - 1637) in der Stadt und die Jesuiten faßten schnell Fuß, da sie von Kaiser *Rudolf II.* mit allen Mitteln bevorzugt wurden. Die Jesuiten haben sich bei der Rekatholisierung der deutschen Städte und Dörfer von allen Klosterorden am stärksten eingesetzt. Sie förderten die Madjarisierung und Slawisierung. Die Jesuiten waren keine Freunde der Deutschen, weil die zum Großteil Lutheraner waren. Im Jahre 1560 wird der Gottesdienst nationalitätenweise festgesetzt, wobei die Deutschen sich in der großen Kirche versammelten; sie hatten damals in der Stadt noch die Mehrheit. 1585 brannte das Dach der Elisabethkirche nieder, das mit Kupferblech erneuert wurde.

Im Jahre 1603 mußte der Stadtrat im Auftrag des Königs *Rudolf* die Schlüssel der großen Kirche dem neuen Stadthauptmann übergeben. Im Januar 1604 zogen der Neutraer Bischof *Franz Forgach* und andere hohe geistliche Würdenträger in die Kirche ein.

Doch noch im selben Jahr öffnete die Stadt dem siebenbürgerischen Fürsten *Stefan Boeskey* die Tore und die Kirche war wieder protestantisch. Der Fürst starb 1606 in Kaschau und wurde in der Elisabethkirche aufgebahrt. Später wurde die Leiche nach Alba Julia (Rumänien) überführt. Nach seinem Tode sollte die Stadt den Habsburgern den Treueeid leisten. Wieder protestierten die Lutheraner und schon am 6. September marschierte der siebenbürgische Fürst *Gabriel Bethlen* in die Stadt ein. Er wurde zum König von Ungarn gewählt und ließ die ungarische Krone von Proßburg nach Kaschau kommen. Im Jahre 1626 feierte er seine Hochzeit mit der deutschen Prinzessin *Katharina* von Brandenburg. Kaschau war um diese Zeit ein wichtiger strategischer Punkt Ungarns. Die Stadt war stark befestigt, oft belagert und während der Türkenkriege gefährdet. Sie besaß ein Zeughaus und eine ausgezeichnete artilleristische Ausrüstung. 1644 zog Fürst *Georg Rakoczy* in die Stadt ein. Der deutsche Gottesdienst konnte nur noch in der kleinen Kapelle abgehalten werden.

Nach 1651 siedelten sich in Kaschau die Minoriten an und im Jahre 1670 wurde die Elisabethkirche durch *Barsany* und *Hole*, die Beauftragten des Kaisers, dem Kapitel übergeben. 1685 belagerte *Caprara* die Stadt und die Kirche, welche dann endgültig in katholischen Besitz überging. Die Protestanten erhielten ebenso wie die Reformierten außerhalb der Stadtmauern Grundstücke zum Bau einer Kirche, einer Schule und eines Pfarrhauses.

Am 7. August 1660 erhob Kaiser *Leopold* die von den Jesuiten (am 26. Februar 1657) gegründete Akademie zur Universität. Sie war der Tyrnauer Universität in

vieler Hinsicht ebenbürtig. Bereits 1764 hatte sie eine eigene Buchdruckerei und druckte viele Bücher in magyarischer Sprache. 1773 mußte sie aber ihre Tätigkeit einstellen, da der Jesuitenorden aufgehoben wurde.

Im Jahre 1731 läßt die Stadt die große Orgel vom Leutschauer Bürger *Czaikovsky* wieder erneuern und 1782 wurde die zweite Orgel von Franz *Rosa* gebaut. Die kunstvolle Kanzel baute Franz *Frey*, die Steinmetzarbeiten fertigte Josef *Hartmann* und die Vergoldung und Malereien erstellte Heinrich *Schweizer*, der für diese Arbeit 300 Gulden erhielt.

Große Veränderungen gab es in der Stadt im 19. Jahrhundert. Da die Diözese Erlau zu groß war, verfügte Kaiser Franz I., daß am 23. März 1804 Kaschau Bischofsstadt und die Elisabethkirche bischöfliche Kathedrale wurde.

Als erster Bischof wurde Andreas *Szabo* am 18. Dezember 1804 feierlich empfangen. Unter seiner Herrschaft wurde die innere Ausstattung der Kirche ausgebessert und zum Teil erneuert. Für diese Arbeiten wendete der Bischof 3000 Gulden auf. Ihm folgte als Bischof Stefan *Czech*, vorher Domherr im Zipser Kapitel. Er kümmerte sich um die innere Ausschmückung und beschaffte kostbare Meßgewänder.

Am 15. Oktober 1834 gab es in Kaschau und Umgebung ein Erdbeben. Sowohl die Kirche als auch mehrere Häuser wurden beschädigt.

Unter Bischof *Bocskay* gab es in Kaschau eine große Überschwemmung. Große Wassermengen brachte die Hernad (Kundert), wodurch auch die Elisabethkirche in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Im Jahre 1852 weilte Kaiser Franz Josef I. drei Tage in Kaschau. Zu dieser Zeit ließ Bischof *Fabry* den Dom restaurieren. Die Mittel dazu gab die Stadt und der neu gegründete Elisabethverein. Fünf Jahre später kam der Kaiser nochmals in die Stadt und spendete 5000 Gulden und seine Frau 500 Gulden aus ihrer Privatkasse für den Ausbau der Kirche.

Auf Bischof *Fabry* folgte Perger aus Erlau. Unter ihm wütete ein mächtiger Orkan, der an der Kathedrale neuerlich Schaden anrichtete. Pergers Nachfolger war Konstantin *Schuster*, bisher Domherr in Kalocsa. Unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Theodor *Münster* wurde eine Kirchenkommission gegründet. Als Baumeister war zu der Zeit Josef *Weber*, ein Württemberger, tätig. Unter Bischof *Bubics* erfolgten weitere Restaurierungen. Er selbst spendete zwei Glasmalereien im Wert von 20.000 Gulden.

Am Ende des 19. Jahrhunderts war die Kathedrale über 500 Jahre alt, doch die Arbeiten hörten nie auf. Jahrhunderte bauten Deutsche, Ungarn und zuletzt auch Slowaken am Prunkstück gotischer Baukunst. Heute gehört die der hl. Elisabeth

geweihte Kathedrale zu den größten Kirchen der Slowakei. Sie zeigt eine reichgestaltete Architektur aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die von Wien und Prag stark beeinflusst wurde. Der prächtige Hochaltar (1477) mit viel Flügeln und 48 Bildern auf Goldgrund, von Nürnberger Werken angeregt, gehört zu den wertvollsten Zeugen spätgotischer Kunst.

Handwerkszünfte in Kaschau

Sie nahmen im Wirtschaftsleben der Stadt mehrere Jahrhunderte hindurch eine wichtige Rolle ein. Ein Großteil der erzeugten Ware wurde außerhalb von Kaschau abgesetzt. Jedes Handwerk war in Zünften organisiert und hatte ein eigenes Zunftzeichen, das das Symbol des Handwerks darstellte. Mit diesem Zeichen wurden die Mitglieder der Zunft, vor allem aber die Meister, zu den Versammlungen eingeladen.

Die Zünfte waren zugleich der Garant, daß Sitte und Brauchtum unter den Mitgliedern hoch in Ehren gehalten wurden. Für eine strenge Einhaltung der sittlichen Gepflogenheiten sorgte der Zunftmeister, der an der Spitze der Zunft stand. Außerdem waren die Rechte und Pflichten der Meister, Gesellen und Lehrlinge durch die Zunftstatuten bestimmt. Auch der Wirkungskreis der Zünfte war durch den Zunftbrief bestimmt. Aufbewahrt wurden das Zunftzeichen, Siegel, Zunftbrief und andere Schriften in der Zunftlade.

In Kaschau gab es fast 30 Handwerkszünfte. Dies waren: Bäcker, Büchsenmacher, Buchdrucker, Faßbinder, Fleischhacker, Goldschmiede, Hutmacher, Kannengießer, Kirschner, Krämer, Kupferschmiede, Maurer, Messerschmiede, Müller, Riemer, Sattler, Schlosser, Schneider, Schmiede, Schuster, Seiler, Tuchfärber, Tischler, Steinmetzen, Weber, Wagner, Zimmerer u. a. Im Jahre 1872 wurden in Ungarn die Zünfte aufgelöst und in die freie Wirtschaft eingeführt. Der Grundsatz des Zunftwesens war, daß nur Meister ein Handwerk ausüben können. Das Auflösen des Zunftwesens bedeutete zugleich eine Schwächung für die Deutschen, denn bis dahin waren die Zunftbriefe deutsch verfaßt und nach deren Regeln hat sich innerhalb der Zunftversammlungen alles in deutscher Sprache abgespielt.

Das Verhältnis zwischen den Deutschen und den Ungarn war noch bis ins 19. Jahrhundert friedlich und freundlich. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielte die deutsche Sprache eine führende Rolle im Wirtschaftsleben der Stadt. 1816 wurden die Polizei-Regeln für die Stadt Kaschau deutsch verfaßt und gedruckt und noch 1850 ist das Polizei-Blatt in deutscher Sprache erschienen. Auch die „Feuerwehr“ hatte Deutsch als Kommandosprache. 1844 erschien die „Feuerlöschordnung der königl. Freistadt“ Kaschau. Die Geschäftssprache der Kaschauer Kaufleute war nicht nur im Mittelalter deutsch, sondern noch in der Neuzeit. Im Theater gab es bis 1816 deutsche Aufführungen.

Auch die deutschen Zeitungen, die in Kaschau erschienen, spielten eine wichtige Rolle für das Deutschtum. Nach R. Steinacker waren es 22, wenn auch viele von ihnen nur kurz existierten.

Im Jahre 1817 ließ sich der Göttinger Buchhändler Otto *Weigand* in Kaschau nieder. Er erwarb die Druckerei von J. Ellinger und begann mit der Herausgabe des „Kaschauer Wochenblattes“ für Oberungarn. Als Beilage führte er das „Intelligenzblatt“. Im Jahre 1833 versuchte dann der Sohn Otto die Herausgabe eines neuen Blattes. Er erhielt die Genehmigung für eine neue Zeitung mit Namen „Der Bote von und für Ungarn“. Ihr Untertitel lautete: „Ein Wochenblatt für Belehrung und Unterhaltung“. Die Zeitschrift erschien ab 5. Januar 1834.

Noch 1876 erschien in Kaschau die erste Arbeiterzeitung für Oberungarn mit dem deutschen Namen „Volksblatt“. Aber schon 1897 erschien die Zeitung mit der Bezeichnung „Vörös Irany-Cerni Mir - Rothe Richtung“. Immerhin erschien das „Kaschauer - Eperieser Kundschafterblatt“ zweimal wöchentlich seit 1838, dann seit 1872 als Wochenblatt „Kaschauer Zeitung“, die am 4. August 1914 eingestellt wurde.

Eine Änderung in der Stadt trat ein, als von Staat und Kirche die Madjarisierung gefördert wurde. Besonders die Jesuiten setzten sich dafür ein. 1848 erklärte der ungarische Landtag die madjarische Sprache zur offiziellen Verwaltungssprache. Dies wird als Beginn der planmäßigen Madjarisierung bezeichnet. In den höheren Schulen legte man großen Wert darauf, der Jugend die Herrlichkeit des madjarischen Volkes hervorzuheben und ab 1907 wurde auch in der Volksschule nach den Apponischen Schulgesetzen madjarisch unterrichtet.

Deutsche, die einen ungarischen Namen annahmen, wurden gefördert. In den Revolutionsjahren 1848 - 1849 hielten die meisten Bürger der Stadt zu den Freiheitskämpfern, was die Madjarisierung förderte. Am Ende des 19. Jahrhunderts bildeten die Ungarn die Mehrheit der Bevölkerung, der Anteil der Slowaken und Juden an der Bevölkerung nahm zu, der der Deutschen nahm ab.

Entwicklung der Kaschauer Bevölkerung von 1880 - 1930

	1880	1930
Gesamteinwohnerzahl	26097	70117
Tschechoslowaken	10674	43752
Madjaren	10387	13883
Deutsche	4358	3576
Andere	678	8906

Einen großen Anteil an der Bevölkerung hatte auch das Militär. 4.707 (1920) und 7.411 (1930). Kaschau war eine wichtige Garnisonsstadt in der Ostslowakei.

In der Stadt Kaschau wohnten bis 1840 keine Juden; sie besaßen dort kein Wohnrecht. Sie mußten bis dahin im naheliegenden Dorf „Rozgony“ (Rozhanovce) wohnen und von dort aus besuchten sie die großen Viehmärkte in Kaschau. Ihre Kinder studierten in dieser Zeit, da sie in Kaschau nicht wohnen durften, an den höheren Schulen in Wien oder Budapest.

Nach der Volkszählung von 1921 lebten in Kaschau 5.275 Juden und 1930 waren es 7.081, die sich zur jüdischen Nationalität bekannten. Nach M. Schwartz sollen 1944 noch ca. 10.000 Juden in der Stadt gewohnt haben. Beruflich waren sie als Kaufleute, Händler und Handwerker tätig. Nach dem 2. Weltkrieg kehrte nur ein kleines Häuflein Juden nach Kaschau zurück. Die meisten kamen in Hitlers Konzentrationslagern ums Leben.

Rückblickend sei gesagt, daß zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Kaschau eine pulsierende wirtschaftliche Entwicklung bestand. Die Stadt hatte einen der größten Bahnhöfe Südosteuropas mit ca. 70 Bahngleisen. Gewerbe und Handel entwickelten sich zum Segen der Stadt und die Industrialisierung machte große Fortschritte. Zu den großen Viehmärkten kamen Deutsche, Slowaken, Ungarn, Juden, Polen, Ruthenen, Zigeuner u. a. als Käufer oder Verkäufer.

Die Stadt besaß ein sehr schönes Theater, mehrere schenswerte Kirchen und Klöster, ein technisches Museum, eine lange breite Hauptstraße mit wunderschönen Häusern und großen Geschäften. Am Rand der Stadt wurden laufend neue Fabriken gebaut.

Es sei aber auch gesagt, daß seit Gründung der Stadt bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges über Kaschau eine stürmische Geschichte hinwegzog und daß der Aufbau der Stadt von mehreren Völkern geprägt wurde. Doch verschwiegen werden soll nicht, daß die Leistung deutschen Fleißes und Geistes nicht auszulöschen ist.

Kaschau nach dem 1. Weltkrieg von 1919 - 1945

Die ungarische Revolutionsgarde, die unter dem Befehl Bela Kuns stand, mußte auf Befehl der Alliierten im Frühsommer 1919 Oberungarn verlassen, obwohl sie die tschechischen Legionäre besiegt hatte. Man drohte ihnen, falls sie das Land nicht aufgeben, wird ganz Ungarn von den Verbündeten besetzt. Besonders die Franzosen waren es, die die strikte Einhaltung des Befehls forderten. Aus

Oberungarn entstand die Slowakei, die nun dem tschechoslowakischen Staat angehörte.

Um diese Zeit lebten in Kaschau ca. 80.000 Einwohner, davon verließen ca. 20.000 Ungarn die Stadt. Viele Tschechen und Slowaken kamen dafür herein. Die Zugewanderten versuchten sofort die politischen und wirtschaftlichen Einflüsse der Ungarn einzudämmen, was ihnen aber nicht gleich gelang.

Nach dem 1. Weltkrieg lebten in der Stadt noch ca. 3.000 Deutsche. Diese waren aber in den ersten Jahren noch allzusehr mit der Mentalität der Ungarn behaftet. Es dauerte einige Jahre, bis in Kaschau ein deutsches Vereinsleben entstehen konnte. Das Zusammenhalten in der deutschen Gesellschaft in einer fremden Stadt war mangelhaft. Die besser gestellten Bürger der Stadt, die „Hotwolec“ (Hautevolce), wie man sie damals nannte, sprachen unter sich gerne ungarisch. Sie nahmen eine abwartende Haltung ein, weil sie der Meinung waren, daß eine politische Wende eintreten könnte. Die Unterzipser Arbeiter, die in der Stadt zu Hunderten in Arbeit standen, sprachen unter sich im Dialekt. Es dauerte Jahre, bis sich die Deutschen in Kaschau ihrer Abstammung bewußt waren und sich zu organisieren angingen.

Der große Wandel trat ein, als 1925 Anton Pazdura von Brünn aus beruflichen Gründen nach Kaschau versetzt wurde. Aus seiner früheren Vaterstadt gewohnt sich im deutschen Vereinsleben zu betätigen, faßte er auch dort sofort den Entschluß, ein deutsches Vereinsleben aufzubauen.

In der Michaelskirche, die hinter der Kathedrale (Elisabethkirche) stand, wurde jeden Sonntag eine deutsche Messe gelesen. Der Priester, Dr. Pfeiffer, der ein hervorragender Prediger war, verstand es, die Gläubigen von der Botschaft Christi so zu überzeugen, daß die Deutschen aus Kaschau und auch viele von der Unterzips gerne bei der Sonntagsmesse anwesend waren. Nach dem Kirchgang trafen sich mehrere gleichgesinnte Männer zu einem „Spritzer“ (Wein mit Sodawasser gemischt) und einem Plausch in Gasthäusern. Am liebsten kamen sie zusammen in der Gaststätte „Kis Pipa“ (Kleine Pfeife) oder im Restaurant „Schmiedel“, das einem Metzenseifner gehörte.

Aus den Männerfreundschaften entstanden im Laufe der Zeit Tischgesellschaften. Wenn es auch am Anfang schwer war, die ideologischen und sozialschichtigen Probleme unter einen Hut zu bringen, weil viele der Männer der Entwicklung nicht trauten, so verstand es Anton Pazdura, bei vielen Freunden das Gemeinschaftsgefühl zu wecken. Es bildeten sich Wandergruppen, die an freien Tagen gerne entlang der Waldwege bis zu den Bergen der Unterzips wanderten. Ebenso entstanden Sportriegen und Theatergruppen.

Auf die Vorarbeiten von Anton Pazdura konnte Franz Mahel aus den Tischgesellschaften ein aktives Vereinsleben ins Leben rufen. Mit vielen Freunden konnte er 1929 die „Kaschauer Ortsgruppe des DKV“ (Deutscher Kulturverband) gründen, dessen erster Vorsitzender er war. Seinem vertrauensvollen Wesen und immensen Fleiß war es zu verdanken, daß in Kaschau eine vorbildliche Kulturarbeit für die Deutschen geleistet werden konnte. In periodischen Abständen erfolgten Zusammenkünfte und die Arbeit des DKV war vielseitig.

Es wurde ein gemischter Chor unter Leitung von Prof. Alfred Hetschko gegründet. Obmann des Chores war Anton Pazdura. Liederabende wurden abgehalten und bei Konzertabenden war oft der Lehrerchor aus Käsmark anwesend, der unter der Leitung von Dr. Alfons Nitsch stand. Später wurde dem Chor ein leistungsfähiges Orchester zur Seite gestellt, deren Zusammenwirken in erster Linie den großen Veranstaltungen zu verdanken war.

Die kulturellen Veranstaltungen wurden im Sommer im Garten und bei schlechtem Wetter im Saal des kath. Lesevereins abgehalten. Man organisierte Kindernachmittage, Muttertagsfeiern, Musikabende, Sommergartenfeste, Weinlesefeste, Weihnachtsfeiern u. a. mehr. Im selben Saal wurden unter Leitung von Lehrer Franz Korin Volkstanzabende abgehalten. Wer dafür Interesse zeigte, versäumte nicht, die Tanzabende zu besuchen. Außerdem fand ab 11.11.1927 jeden Donnerstag ein Vortragsabend oder Sprachkurs statt. Als Redner waren gerne die Professoren vom Käsmarker Gymnasium gesehen, ganz besonders Dr. E. Emmeritzky, der langjährige Redakteur des Karpaten-Jahrbuches. Eine wertvolle kulturelle Bereicherung für die Deutschen war der Aufbau der Bibliothek. Die Mitgliedsbeiträge wurden durch Leihgebühren aufgebracht.

Ein Höhepunkt der kulturellen Veranstaltungen war die Goethe-Feier am 19.5.1932, an der auch viele slowakische Ehrengäste teilnahmen, darunter Bischof Čarsky und General Schneidarek.

Eine Pionierarbeit mußte die Ortsgruppe des DKV unter Führung von Franz Mahel leisten. Er schuf trotz vieler Schwierigkeiten die Voraussetzungen, daß in Kaschau eine deutsche Volksschule entstehen konnte. Die Kinder von deutschen Eltern sollten in ihrer Muttersprache lesen und schreiben lernen. Eltern, deren Kinder vor der Genehmigung eine deutsche Schule besuchten, wurden mit 30 Kronen bestraft. Doch nach mehreren Ablehnungen gelang es nach fünfjährigem Kampf das gesteckte Ziel zu erreichen. Ab 1935 konnten 120 Schülerinnen und Schüler eine deutsche Schule besuchen. Leider war bei der feierlichen Eröffnung der verdienstvolle Vorkämpfer für die Erhaltung der deutschen Kultur nicht mehr in Kaschau anwesend. Ihn vertrat der neue Vorsitzende des DKV, Prof. Alfred Hetschko. Gesagt sei noch, daß die deutsche Schule auch in der Zeit, wo Kaschau zu Ungarn gehörte, bestand.

1936 fand am Christi Himmelfahrtstag zum erstenmal nach 70 Jahren in der Michaelskirche die Erstkommunion statt. Für die Deutschen in Kaschau war dies ein bewegender Tag. Sie erlebten nach vielen Jahren, daß ihre Kinder in deutscher Sprache auf die Segnung der Kirche hingewiesen wurden. Für die Deutschen war dies ein Fortschritt im Kampf um die Muttersprache.

Bei dieser Gelegenheit brachte der Domherr, Monsignore Dr. Nikolaus Pfeiffer, einen kurzen Rückblick aus der Geschichte der Wiederbelebung der deutschen Andacht in der Michaelskirche. Er widmete ehrende Worte dem Vorkämpfer der deutschen Gottesdienste, dem damals im Amte als Kirchenvater wirkenden Pfarrer Lutz. Nach der Messe lud der DKV-Vorstand die Erstkommunikanten zu einem Frühstück in ihre Räumlichkeiten ein.

Rückwirkend sei gesagt, daß die kulturelle Arbeit des DKV in Kaschau Vorbildliches geleistet hat. Im Vordergrund der Bildungsarbeit stand die Erhaltung der deutschen Identität, ohne jemals andere Nationalitäten zu entwürdigen. Wer als Deutscher eine längere Zeit in Kaschau gewohnt hat, der weiß die damaligen Leistungen des DKV-Vorstandes zu würdigen. Ihnen gehört auch heute noch unser aufrichtiger Dank.

Nach 1944 hörte das Deutschtum auf in Kaschau zu bestehen. Die verbliebenen Deutschen durften sich Jahrzehnte nicht zu ihrem Volkstum bekennen. Erst durch den Zusammenbruch der kommunistischen Staaten in Osteuropa trat eine Wende ein. Einige Deutsche von der älteren Generation besannen sich ihrer Abstammung und gründeten in Kaschau den „Karpatendeutschen Verein“. Möge Gott es geben, daß es so bleibt.

Um Kaschau herum, in der näheren und weiteren Umgebung, gab es unzählige Dörfer, die auf eine deutsche Gründung zurückzuführen sind. Nach M. Schwartz sollen es es mehr als 50 Orte gewesen sein. Einige davon sind bereits in Kaschau eingemeindet. Im Mittelalter waren die Deutschen in Kaschau so zahlreich, daß neben der Stadt der Ort *Deutschendorf*, slow. Myslava gegründet wurde. Im Jahre 1837 lebte dort nur noch eine kleiner Minderheit deutscher Bürger. Ein Bauernsohn von dort, der mit mir die Landw. Schule in Zeben (Sabinov) besuchte, hieß *Hufnagel*. Auch hier konnte ich bei meinem Besuch feststellen, daß dort die Menschen nur noch slowakisch sprachen. Jedoch erfuhr ich von mehreren Bauern, daß der Ort einmal deutsch war, was durch die Bauten und noch vorhandene Tracht festzustellen war.

Auch die Orte mit „nemeti“ (deutsch) weisen auf deutsche Namen hin. Fel-, Also- und Közepnemeti (Ober-, Unter- und Mitteldeutsche). Von den vielen Orten im Komitat Abauj-Turnau, wo einst Deutsch gesprochen wurde, seien nur die genannt, in denen noch im 19. oder 20. Jahrhundert Deutsche lebten.

Gold Ida, slow. Zlata Idka, ung. Aranytka

Der Ort wurde von deutschen Bergarbeitern um das Jahr 1220 gegründet. Um dieselbe Zeit entstanden die anderen Bergorte der Unterzips. Noch 1860 gab es dort deutschen Schul- und Religionsunterricht. Für die „Mantaken“ aus dem Bodwatal, Ober- und Untermetzenseif wie Stoß, war Gold Ida mit der „St. Anna Kirche“ ein bekannter Wallfahrtsort. Bis vor dem 2. Weltkrieg lebten dort noch einige Bergarbeiterfamilien mit deutschem Namen. Heute gibt es dort keine Deutschen mehr.

Hammer - Košické Hámry - Kassahamor

seit 1967 Košická Belá, wurde 1249 zum erstenmal genannt. Der Ort hatte bis Ende des 19. Jahrhunderts mehrere Hammerwerke, die mit Wasser angetrieben wurden. Nach dem 1. Weltkrieg gab es dort nur noch ein Hammerwerk, das hauptsächlich von Metzenseifner Schmiedemeistern geführt wurde. Noch 1837 war der Ort deutsch. Erst erfolgte die Slawisierung und dann die Madjarisierung, die von den katholischen Priestern gefördert wurde. Nach dem 2. Weltkrieg entstand dort ein See, an dessen Ufer Erholungsheime stehen.

Joos oder Jossau - Jasov - Jaszo

Der Ort gehört seit 1847 zu den sieben oberungarischen Bergstädten. Berühmt war die Gemeinde durch das „Prämonstratenser Kloster“ mit der großen Bibliothek. Ebenso ist der Ort durch die Tropfsteinhöhle, die während des Jahres von vielen Touristen besucht wird, bekannt. Die



*Prämonstratenser-Kloster und
Probsteikirche von Jossau. 1755 –
1760 durch den Wiener Baumeister
Anton Pilgram barock umgebaut*

Deutschen besaßen dort kirchliche und nationale Autonomie. Zu meiner Zeit gab es noch Deutsche, heute aber nicht mehr. Jedoch in den Katasterlisten findet man noch deutsche Namen.

Moldau - Moldava - Szepsi

Bis 1958 war Moldau Bezirksstadt. Zu ihr gehörten auch die deutschen Gemeinden Ober- und Unternetzenseifen und Stoß mit Stößer Bad. Die Stadt hatte immer eine deutsche Minderheit. Es lebten noch in der letzten Zeit mehrere Metzenseifner Familien dort, wie Müller, Schürger, Gedeon u. a. Die zugezogenen Juden, die in der Hauptsache als Kaufleute und Viehhändler tätig waren, bedienten sich der deutschen Sprache. Die gotische Kirche wurde im 15. Jahrhundert erbaut.

Herlein - Herlany

ist eine frühere deutsche Gründung. Unter Kaiser Josef II. erfolgte eine deutsche Nachsiedlung. Noch 1873 war der Ort fast rein deutsch. Dann wurden die Deutschen slawisiert, später madjarisiert.

Neudorf - Košická Nová Ves - Kassaujvalu

gehört gleich Deutschendorf (Myslava) zu Kaschau.

Salzburg - Solivar - Sovar

Es ist anzunehmen, daß Salzburg im 13. Jahrhundert ebenso wie die Städte Eperics, Bartfeld und Zeben im Komitat „Scharisch“ gegründet wurde. Von Anfang an wurde dort die Salzgewinnung aus den Salzquellen betrieben. Den Namen hat der Ort oft gewechselt, jedoch hing er immer mit dem Wort „Salz“ zusammen.

Den Ort nannte man 1230 Castrum Solis, 1261 Souuar, 1288 Sovar, 1808 Slana und 1927 Solivar. Vorübergehend hatte er auch den Namen „Deutsch-Sälzberg“ oder „Sälzberg“, was darauf zurückzuführen ist, daß im Salzbergbau deutsche Bergarbeiter beschäftigt waren. 1573 wurde Salzburg zur Bergstadt erhoben.

1572 wurde der Schacht „Leopold“ angelegt und 1592 übernahm der Staat die Salzgewinnung. 1782 kamen im Rahmen der Siedlungspolitik Josef II. 48 Bauernfamilien aus dem Rheinfränkischen und aus der Pfalz. Sie gründeten den Ort „Schwaben“, slov. Svaby.

Die kath. Kirche wurde 1413 als gotischer Bau errichtet, die ev. Kirche ist 1824 gebaut worden. Das Salzlagerhaus, welches im barocken Stil 1674 erbaut wurde, wird noch benutzt und ist auch heute noch ein sehenswertes Objekt.

Aus Salzburg stammt die Familie Lieb. Ihr bedeutendster Vertreter war Michael Lieb, der große Maler *Munkacsy*, der seinen Namen madjarisieren ließ. Seine Familie kam aus der Pfalz-Neuburg. Die künstlerische Ausbildung erhielt er in Budapest, Wien, München und Düsseldorf. Er wirkte in Paris, dann in Budapest. 1900 starb er in Endenich bei Bonn. Einer seiner Schüler war Max Liebermann (1847 - 1935). Siehe Karp. Jahrbuch 1973. S. 74/75.

Zeben - Sabinov - Kisszeben

Der Ort wurde 1248 Seeben, 1299 Cybimin, 1322 Zyben, 1395 Zeben, 1773 Szabinov und 1786 Sabinov genannt.

Die Stadt Zeben liegt am Abhang der Beskiden, im Tal der Torysa. Sie wird zum erstenmal 1248 als zugehörig zur königl. Burgherrschaft, Komitat Scharisch, erwähnt. Deutsche Einwanderer haben sich um die Zeit dort niedergelassen und erhielten 1299 unter König Andreas III. gewisse Vorrechte. Sie konnten dadurch ihr Gemeinwesen nach dem „Zipser Recht“ aufbauen. Ebenso gab es um dieselbe Zeit um Zeben herum mehrere deutsche Orte.

Unter König Robert wurde die Gemarkung von Zeben mit mehr Land und großen Buchenwäldern vergrößert, was zu mehr Wohlstand des Ortes beitrug. 1345 wurde der Ort königliche Freistadt und erhielt dieselben Stadtrechte wie Eperics und Kaschau.

1461 ist die Stadt von den Raubrittern *Giskras* (Hussiten) niedergebrannt worden. Die Verluste an Menschen, Hab und Gut, waren sehr hoch. Unter deren Besatzung mußten besonders die Deutschen viel Leid ertragen. Der polnische König Johann Albrecht besetzte die Stadt 1490 und die Bürger mußten wiederum hohen Tribut aufbringen. 1580 war die Stadt Mitglied der „Pentapoltanischen Gesellschaft“.

Laut Urkunde existierte in Zeben schon 1435 eine Lateinschule, deren Lehrer den Namen „Georg List“ trug. Um das Jahr 1495 hatte die Schule unter dem Lehrer „Bakalar“ im Torysatal einen guten Ruf. Bei der Reformation hieß der erste Direktor „Johann Grynacus“, später folgte von 1579 - 1584 Josef Stöckel. 1533 erhielt die Stadt das Privileg, das Siegel anzuwenden. Es mußte auf roten Siegellack gedruckt werden.

Im 16. und 17. Jahrhundert galt die Stadt als wohlhabend; sie kaufte in der Gemeinde „Sokos“, Komitat Abauj Turnau, Weinberge. Der dort erzeugte Wein

wurde in der Stadt ausgeschenkt, wodurch die Einnahmen stiegen. Außerdem kaufte man um die Zeit in der Umgebung der Stadt mehrere Güter, die dem Stadtsäckel gute Dienste leisteten.

Bei der Gegenreformation hatte vor allem die deutsche Bevölkerung große Opfer zu bringen. Dazu kamen noch Seuchen. Während einer Seuche starben in der Stadt 2.278 Bürger. Die Folge war, daß Handwerk und Handel darniederlagen. In dieser Zeit fingen viele Bürger der Stadt an, sich mit der Landwirtschaft zu beschäftigen, zumal Acker- und Grünland im Torsatal sehr fruchtbar waren. Großen Aufschwung nahm der Obstbau. Später gab es dort große Aprikosenanlagen, die in der Ostslowakei sehr bekannt waren.

1828 hatte die Stadt 434 Häuser mit 2.780 Bürgern. Leider war der Rückgang der deutschen Bevölkerung, besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Madjarisierung, nicht aufzuhalten. Viele Bürger, die im Staatsdienst tätig waren, mußten oft notgedrungen einen ungarischen Namen annehmen. Kriege, Gegenreformation, Seuchen und die Schulgesetze der ungarischen Regierung trugen dazu bei, daß die Zahl der deutschen Bürger in Zeben stets zurück ging. Nach dem 1. Weltkrieg lebten dort nur noch ca. 120 deutsche Bürger.

Am Rand der Stadt gab es eine bekannte landwirtschaftliche Fachschule, wo ich zwei Jahre studierte. Während meines Aufenthalts lernte ich dort den evang. Pfarrer kennen, der einwandfrei deutsch ohne Akzent sprach. Durch ihn kannte ich mehrere deutsche Familien. Ob sie einem deutschen Verein angehörten, ist mir nicht bekannt. Doch 1939 gab es in Zeben eine deutsche Volksgemeinschaft, die von Eperies aus betreut wurde.

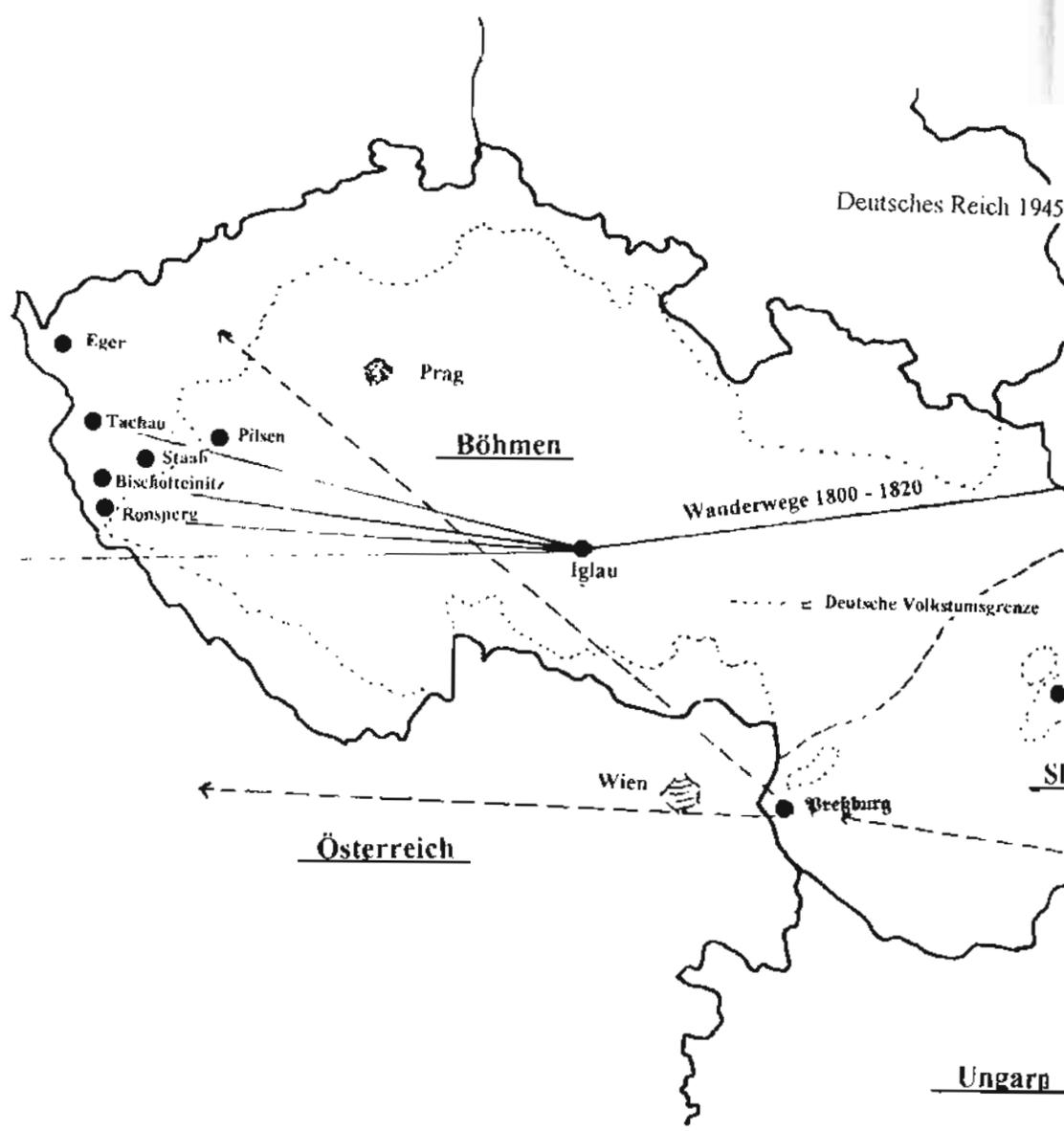
Die gotische Kirche wurde im 14. Jahrhundert gebaut. Nach dem großen Brand 1401 wurde sie unter dem Baumeister Johann aus Eperies im Geist der Spätgotik aufgebaut. Die Kirche ist auch heute noch reich an Kunstgegenständen, besonders wertvoll ist der „Altar der Kirchenväter“, der auch „Doktorenaltar“ genannt wird und in der Werkstatt von „Meister Paul“ in Leutschau angefertigt wurde.



Salzhaus in Salzburg. Erbaut im Jahre 1647 und 1810 im Empirestil umgebaut

Quellen

- BROSZ PAUL, Das letzte Jahrhundert der Karpatendeutschen in der Slowakei. Stuttgart 1992
ENDRES JAKOB, Die deutschen Siedlungen in Galizien. Stuttgart 1983
EMERITZY-SIRCHICLI, Nordkarpatenland. Karlsruhe 1979
HOCHBERGER E., Slowakei Reisehandbuch und Kunstführer. Sinn 1980
HOBLER E., MOHR R., Vor 200 Jahren aus der Pfalz nach Galizien und Bukowina. Stuttgart 1982
HUDAK A., Der Leidensweg der Karpatendeutschen 1944-1946. Stuttgart 1982
KARPATENJAHRBUCH, Kalender der Karpatendeutschen. Stuttgart 1950ff
AG DER KARPATENDEUTSCHEN, 800 Jahre Slowakeideutschtum
KOPPMANN A., Das Deutschtum in der Slowakei. Wien 1975
LASSLOB I., Deutsche Ortsnamen in der Slowakei. Stuttgart 1974
LIPTAK, DR. J., Urgeschichte und Besiedlung der Zips. Kásmark 1935
MAIER R., Untersuchungen zur deutschsprachigen Presse in der Slowakei. Leutschau-Bochum 1993
MELZFR R., Erlebte Geschichte. Wien 1983
RUDOLF R., Ullreich R., Karpatendeutsches Biographisches Lexikon. Stuttgart 1988
RUDOLF R., Zipser Land und Leute. Wien 1982
SPISZ A., Slobodne Kralovske Mesta na Slovensku 1680 - 1780 (Freie königliche Städte in der Slowakei in den Jahren 1680 - 1780)
SCHWAB E., Land und Leute in Ungarn 1865.
STEINACKER R., Die mittelalterliche deutsche Siedlungsbewegung in der Slowakei und ihre Bedeutung für das slowakische Volk. München 1969
WEIDLEIN J., Deutsche Leistungen im Karpatenraum und der madjarische Nationalismus. Darmstadt 1954
- Zeitungen und Zeitschriften:
- Deutsche Stimmen, Wochenblatt für die Karpatendeutschen, Preßburg 1936 - 1944
Grenzbote, Tageszeitung für die Karpatendeutschen, Preßburg, Jahrgang 1938 - 1944
Karpatenpost, Kásmark, Jahrgang 1920 - 1941
Volksbote, München, 1970 - 1982



Die Wanderungen der Deutsch - Michaloker

